

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Gießener Justus Liebig - Universität und
Gießener Hochschulgesellschaft

2 Jahrgang VII
Heft 2
Dezember 1974

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Gießener Justus Liebig-Universität und
Gießener Hochschulgesellschaft

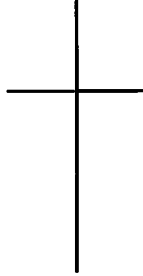
2 Jahrgang VII
Heft 2
Dezember 1974

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

<i>Herausgeber</i>	Präsident der Gießener Justus Liebig-Universität und Gießener Hochschulgesellschaft
<i>Schriftleitung</i>	Prof. Dr. Helge Pross (Pr) 63 Gießen, Ludwigstraße 28, Ruf (06 41) 7 02 52 35
<i>Mitarbeiter der Redaktion</i>	Dipl. rer. oec. Manfred Messing (Ms) 63 Gießen, Ruf (06 41) 7 02 42 75
<i>Druck und Verlag</i>	Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Inhalt

Personalnachrichten der Justus Liebig-Universität	5
<i>Beiträge</i>	
Für eine leistungsstarke Wirtschaft und eine humanere Welt — Interview mit Hans Matthöfer, Bundesminister für Forschung und Technologie . .	9
Klaus Kröger	
Marginalien zur Novelle des Hessischen Universitätsgesetzes	16
Personalmaßnahmen ohne Parteipolitik — Interview mit Karl Fink, Vorsitzender des Personalrates der Justus Liebig-Universität	25
Mit HEP in die Zukunft — Interview mit Dipl. rer. oec. Hartmut Stieger, Mitarbeiter der Planungsgruppe an der Justus Liebig-Universität . . .	35
Hermann Lübbe	
Hessische Gesellschaftslehre oder Die Grenzen des pädagogisch Erlaubten	46
Peter Pütz	
Der Kiosk ist die Schule der Nation — Trivalliteratur und Demokratie .	56
Hans Mieskes	
Der Erziehungswissenschaft zweiter Lehrauftrag — Bemerkungen und Auskünfte zum Erscheinen einer pädagogischen Anleitung	70
Odo Marquard	
Das Komische und die Philosophie	79
Ottmar Kerber	
Gerhard Marcks — Zur Übernahme seines Pferdes in Bronze durch die Universität	90
Carsten Niemitz	
Bericht über eine zoologische Forschungsexpedition nach Borneo . . .	102
Arthur E. Imhof	
Grundlagenforschung zur Geschichte der Gesellschaft in Alteuropa — Das Bevölkerungsgeschehen im Raum Gießen vom 16. zum 18. Jahrhundert als Fallstudie	127
Adam Scheurer	
Zum Tage meines goldenen Doktorjubiläums am 31. Juli 1974	147
<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	155
<i>Buchbesprechungen</i>	165
<i>Biographische Notizen</i>	170



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um ihre verstorbenen Mitglieder

Frau Dr. Regina Schmidt-Soeder
Darmstadt-Eberstadt

Dr. Hellmuth Müller-Leutert
Gießen

Hans Eidmann
Gießen

Dr. Karl E. Wardelmann
Gillendorf/Eifel

Personalnachrichten der Justus Liebig-Universität

Prof. Dr. phil. *Dieter Arendt* (Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur) hat einen Ruf der Gesamthochschule Essen abgelehnt.

Prof. Dr. rer. pol. *Karl Alewell* (Betriebswirtschaftslehre) hat einen Ruf der Universität Münster abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Herbert Grabes* (Neuere Englische und Amerikanische Literatur II) hat einen Ruf der Universität Stuttgart abgelehnt.

Von den amtlichen Verpflichtungen entbunden

Prof. Dr. rer. nat. *Otto Antrick* (Politikwissenschaft) und Prof. Dr. med., Dr. h. c. *Rudolf Thauer* (Physiologie).

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften Dr. rer. oec. *Friedrich Thomée*, Lehrbeauftragter im Lehrgebiet Führungsprobleme industrieller Unternehmungen, Vorstandsmitglied der Volkswagen AG, Wolfsburg.

Im Bereich Humanmedizin:

Prof. Dr. med. *Wolfgang-Helmut Becker*, Chefarzt der Chirurgischen Abteilung am Stadtkrankenhaus Wetzlar;

Prof. Dr. med. *Ernst Werner Busch*, Lehrbeauftragter für Klinische Chemie des Bereiches und Leiter des Diagnostischen Spezialinstitutes der Abteilung für Klinische Chemie der Fa. Boehringer, Mannheim;

Prof. Dr. med. *Heinrich Jungbluth*, Ärztlicher Direktor der Gießener Heilstätten der Landesversicherungsanstalt Hessen;

Prof. Dr. med. *Martin Schlepper*, Direktor der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim;

Prof. Dr. med. *Horst Stiller*, Leitender Arzt der Chirurgischen Abteilung des Stadtkrankenhauses Hanau.

Neubesetzungen von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaften

Professur für Öffentliches Recht: Prof. Dr. jur. *Friedrich von Zezschwitz*, vorher Assistenzprofessor an der Universität Mainz.

Gesellschaftswissenschaften

Professur für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften (Sozialkunde): Prof. Dr. phil. *Klaus Peter Wallraven*, vorher Studienrat i. H. an der Universität Frankfurt (Main).

Sportwissenschaft und Kunsterziehung

Professur für Sportwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Heinrich Meusel*, vorher Direktor eines Universitäts-Institutes für Leibesübungen.

Psychologie

Professur für Kognitionspsychologie im Rahmen der Pädagogischen Psychologie: Prof. Dr. phil. *Dietrich Dörner*, vorher Wissenschaftlicher Rat und Professor an der Universität Düsseldorf.

Germanistik

Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Günther Oesterle*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Seminar der Universität Würzburg.

Sprachen und Kulturen des Mittelmeerraumes und Osteuropas

Professur für Romanische Literaturwissenschaft: Prof. Dr. phil. *Titus Heydenreich*, vorher Privatdozent an der Universität Köln.

Mathematik

Professur für Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik: Prof. Dr. rer. nat. *Georg Neuhaus*, vorher Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Mathematische Stochastik der Universität Freiburg i. Br.

Physik

Professur für Philosophie der Naturwissenschaften: Prof. Dr. phil. *Bernulf Kanitscheider*, vorher Privatdozent an der Universität Innsbruck.

Biologie

Professur für Botanik III: Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Zetsche*, vorher Dozent am Institut für Biologie der Universität Tübingen.

Professur für Didaktik der Biologie: Prof. Dr. phil. nat. *Karl-Heinz Berck*, vorher Professor an der Gesamthochschule Siegen.

Angewandte Biologie

Professur für Mykologie: Prof. Dr. agr. *Eckhart Schlösser*, vorher Privatdozent an der Universität Bonn.

Veterinärmedizin

Professur für Angewandte Biochemie und klinische Laboratoriumsdiagnostik: Prof. Dr. med. vet. *Manfred Sernetz*, vorher Leiter der Abt. Biologische Chemie und Mikrotechnik am Batelle-Institut Frankfurt/M.

Humanmedizin

Professur für Virologie: Prof. Dr. med. *Heinz Bauer*, vorher Leitender Direktor der Virus-Abteilung am Robert-Koch-Institut, Berlin.

Professur für Anatomie: Prof. Dr. med. *Theodor Fr. Peters*, vorher Akademischer Oberrat im Medizinischen Zentrum für Anatomie und Zytobiologie des Klinikums.

Professur für Kieferorthopädie: Prof. Dr. med. dent. *Ulrich G. Tammoscheit*, vorher Professor in der Kieferorthopädischen Abteilung der FU Berlin.

Professur für Medizinische Psychologie: Prof. Dr. med. *Helmut Zenz*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Psychosomatische Medizin.

Berufungen Gießener Hochschullehrer an andere Hochschulen (Ruf-Annahmen)

Prof. Dr. rer. nat. *Rudolf Borges* (Mathematik) an die Universität Frankfurt/M.;

Prof. Dr. med. vet. *Gerrit Dirksen* (Innere Veterinärmedizin II) an die Universität München;

Prof. Dr. phil. *Ina-Maria Greverus* (Volkskunde und Kulturanthropologie) an die Universität Frankfurt/M.;

Prof. Dr. jur. *Wolfgang Grunsky* (Bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht) an die Universität Bielefeld;

Prof. Dr. phil. *Herbert Haag* (Sportwissenschaft) an die Universität Kiel;

Prof. Dr. phil. *Ernst Liebhart* (Psychologie) an die Universität Kiel;

Prof. Dr. rer. nat. *Günter Mertins* (Geographie) an die Universität Marburg;

Prof. Dr. phil. *Ulrich Mölk* (Romanistik I) an die Universität Göttingen;

Prof. Dr. phil. *Ludger Oeing-Hanhoff* (Philosophie) an die Universität Tübingen;

Prof. Dr. disc. pol. *Rolf Schmiederer* (Didaktik der Gesellschaftswissenschaften) an die Universität Oldenburg;

Prof. Dr. phil. *Kuno Schuhmann* (Neuere Englische und Amerikanische Literatur I) an die TU Berlin;

Prof. Dr. phil. *Hans Jörg Sandkühler* (Philosophie) an die Universität Bremen;

Prof. Dr. rer. nat. *Manfred Sieger* (Didaktik der Biologie) an die Pädagogische Hochschule Münster;

Prof. Dr. phil. *Roland Singer* (Sportpsychologie) an die TH Darmstadt;

Prof. Dr. med. *Erich Wulff* (Psychiatrie) an die Medizinische Hochschule Hannover;

Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. *Eduard Zysno* (Innere Medizin, speziell Physikalische Medizin) an die Medizinische Hochschule Hannover.

Für eine leistungsstarke Wirtschaft und eine humanere Welt

Interview mit Hans Matthöfer, Bundesminister für Forschung und Technologie

REDAKTION: Welches sind die Hauptaufgaben des Bundesministeriums für Forschung und Technologie und welche Schwerpunkte werden aus seinem Etat finanziert?

MATTHÖFER: Ich sehe zum jetzigen Zeitpunkt vier Hauptaufgaben, die vielfältig miteinander zusammenhängen:

1. Das Ministerium fördert Forschung und Technologie, damit unsere Wirtschaft leistungsstark bleibt. Damit tragen wir bei zur mittel- und langfristigen Sicherheit der Arbeitsplätze und zur Sicherung der materiellen Grundlage für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft. In diesen Zusammenhang gehören unsere Programme zur Förderung der Datenverarbeitung, der elektronischen Bauelemente und anderer Schlüsseltechnologien.
2. Wir fördern den Ausbau der wirtschaftlichen und der allgemeinen Infrastruktur. Dies geschieht vor allem durch Energieforschung, durch Entwicklung von Technologien zur Erschließung von Rohstoffen, zum Beispiel im Meer, durch die Entwicklung zukünftiger Verkehrs- und Kommunikationssysteme sowie besserer Informations- und Dokumentationssysteme.
3. Wir wollen Forschung und Technologie zielbewußter als bisher für die Verbesserung der Lebensverhältnisse einsetzen. Als Beispiele nenne ich die Programme »Humanisierung der Arbeit«, »Technik im Dienst der Gesundheit« und »Kommunaltechnologien«. Ich möchte auch, daß unser Forschungs- und Technologiepotential stärker für die Lösung von Problemen von Ländern der Dritten Welt nutzbar gemacht wird.
4. Schließlich wird das Ministerium weiterhin die Grundlagenforschung fördern. Grundlagenforschung ist die Voraussetzung für eine kontinuierliche Entwicklung der Wissenschaften. Wir tragen zur allgemeinen Forschungsförderung, zum Beispiel durch die Mitfinanzierung der Max-Planck-Gesellschaft bei und fördern die Grundlagenforschung gezielt in Bereichen wie Weltraum-, Meeres- oder Kernforschung.

REDAKTION: Wie beurteilen Sie den Stand der deutschen Forschung? Auf welchen Gebieten besteht ein Rückstand und auf welchen Gebieten hat die Forschung in der Bundesrepublik im internationalen Vergleich ein hohes Niveau erreicht?

MATTHÖFER: In Ihrer Frage klingt noch ein wenig der Komplex des Rückstandes gegenüber den USA durch, der die Forschungspolitik in den 60er Jahren wenig glücklich geprägt hat. Wir brauchen keine Komplexe zu haben, wenn wir keine eigenen Raketen entwickeln oder wenn wir uns in einer anderen kostspieligen Technologie auf Importe verlassen. Wichtig ist, daß wir selbst auch etwas zu exportieren haben. Dies setzt unter anderem voraus, daß kontinuierlich für Forschung und Entwicklung genügend Geld zur Verfügung steht.

Deutsche Technologien sind auf vielen Gebieten konkurrenzfähig oder sogar führend, aber auf vielen Gebieten laufen wir auch hinter anderen Staaten her. Es ist sehr schwierig und würde sicher Widerspruch hervorrufen, wollte man einzelne Gebiete nennen.

REDAKTION: Auf welche Weise nimmt das Bundesministerium Einfluß auf die Schwerpunktbildung in der Forschung? Nach welchen Kriterien werden Prioritäten gesetzt und welche Probleme treten bei der Forschungsplanung auf?

MATTHÖFER: Sie konfrontieren mich mit dieser Frage schon fast mit der ganzen Problematik der Forschungspolitik. Ich möchte hier nur zwei Ansatzpunkte nennen:

Zum einen ist es nach meiner Meinung Aufgabe des demokratisch gewählten Politikers, die Bedürfnisse und Anliegen der Bevölkerung zu erkennen und ihnen Rechnung zu tragen.

Dabei gibt es objektiv erkennbare Bedürfnisse wie z. B. der Energiebedarf oder der Wunsch nach besseren Methoden der Krankheitsbekämpfung. In anderen Fällen fließt vielleicht eine politische Wertung ein, so wenn ich der Meinung bin, daß es eine vorrangige Aufgabe für Forschung und Technologieentwicklung ist, die Arbeitsbedingungen in der Industrie menschengerechter zu gestalten.

Der politische Meinungsbildungs- Prioritätensetzungs- und Entscheidungsprozeß ist im übrigen nach meiner Lebenserfahrung zu kompliziert und vielfältig, als daß er kurz und einfach im Rahmen einer Interviewantwort dargestellt werden könnte.

REDAKTION: Welche Möglichkeiten hat das Ministerium, auf die Forschung an den Universitäten Einfluß zu nehmen? Wie hat sich die Förderung der Forschung an den Universitäten entwickelt?

MATTHÖFER: Die Hochschulforschung fällt, soweit hier der Bund überhaupt beteiligt ist, in erster Linie in die Zuständigkeit des Ministers für Bildung und Wissenschaft.

Eines der wichtigsten Instrumente des Bundes in der Hochschulforschung ist die Mitfinanzierung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und ihrer Programme. Es ist nach dem Grundgesetz nicht Aufgabe der Bundesregierung, die Hochschulforschung zu organisieren oder zu koordinieren. Immerhin ist natürlich der Bund daran interessiert, daß eine leistungsfähige Forschungsinfrastruktur an den Hochschulen vernünftig mit Forschungsprogrammen des Bundes verzahnt ist. Ich habe gerade in der letzten Woche mit meinem Kollegen Helmut Rohde über diese Frage gesprochen und vielleicht wird es uns möglich sein, die Hochschulen stärker für unsere Programme zu interessieren.

REDAKTION: Das Bundesministerium ist in den vergangenen Jahren dazu übergegangen, bestimmte Schwerpunkte konzentriert zu fördern. An den Universitäten besteht die Gefahr, daß Forschungsgelder nach dem Prinzip der Mitbestimmung eher dezentralisiert eingesetzt werden. Wie hat sich die Effektivität der Forschung seit dem Bestehen der neuen Universitätsstrukturen entwickelt?

MATTHÖFER: Es ist richtig, daß der Bund Schwerpunktprogramme aufstellt, weil er nur für die Forschung von gewissermaßen »übergeordnetem« Interesse zuständig ist. An den Hochschulen ist Forschung mit der Lehre verbunden und daher notwendigerweise breiter angelegt. Der Mitbestimmung, soweit es sie überhaupt gibt, können Sie die Zersplitterung der Hochschulforschung nicht anlasten, die Institutsgründungen sind früher weiß Gott nicht besser geplant worden. Ich könnte mir trotzdem eine bessere Koordinierung der Hochschulforschung vorstellen, z. B. auf dem Gebiet der medizinischen Forschung.

REDAKTION: Wieviel Geld für die Forschung bereitgestellt wird, hängt auch von der Einstellung der Bevölkerung zu diesen Fragen ab. Wie beurteilen Sie das Verständnis der deutschen Bevölkerung für diese Probleme und was tut das Ministerium, um eine größere Aufgeschlossenheit für Forschung und Technologie zu erreichen?

MATTHÖFER: Wie Umfrage-Ergebnisse bestätigt haben, ist trotz des erfreulich gestiegenen Maßes der Wissenschaftsberichterstattung in den Massenmedien das Interesse an Fragen der Forschung noch immer vorwiegend an die geringen Bevölkerungsgruppen mit hoher formaler Bildung gebunden. Das Mißverständnis der »elitären Forschung«, an dessen Entstehen die deutschen Hochschulen nicht unbeteiligt waren, wirkt sich hier zweifellos aus. Ich sehe es als eine zentrale Aufgabe an, besonders den breiten Schichten der Arbeitnehmer deutlich zu machen, daß Forschung und ihre staatliche Förderung ausschlaggebende Bedeutung für die Sicherung und Humanisierung der Arbeitsplätze, für die Gesundheit der Menschen und die Gestaltungsmöglichkeiten

der Freizeit besitzen. Die Vorstellung anwendungsnaher Forschungsarbeiten aus der Medizintechnik, den Kommunalen Technologien oder der Energiesicherung soll hier größeres Interesse wecken. In vielen Gesprächen mit Arbeitnehmern, Wissenschaftlern und Journalisten bei meinen Besuchen in Betrieben und Forschungseinrichtungen diskutiere ich diese Aspekte ausführlich. In einem neuen Programm »Information und Dokumentation« wird mein Ministerium einen Modellversuch zur Verbesserung des Informationsflusses zwischen Forschung und Öffentlichkeit fördern. Im Rahmen des Wettbewerbs »Jugend forscht« haben wir uns die Förderung von Nachwuchsjournalisten als »Reporter der Wissenschaft« zum Ziel gesetzt. Der Presseberichterstattung möchte ich durch einen Journalistenpreis für Forschungspublizistik zusätzliche Impulse geben. Wichtig ist mir, daß nicht nur spektakuläre Projekte wie das Spacelab Aufsehen erregen, sondern daß die Menschen sich dafür interessieren, welche Folgen die Forschung für die Entwicklung dieser Gesellschaft auslösen und welche Alternativen sie eröffnen kann.

REDAKTION: Was kann das Ministerium tun, um eine langfristige Übereinstimmung zu erreichen zwischen den Investitionen für Forschung auf der einen Seite und dem dafür benötigten Personal auf der anderen? Ist vorgesorgt, daß es in der Bundesrepublik nicht zu ähnlichen Entwicklungen kommt wie in den USA, wo zum Beispiel hochqualifizierte Physiker aus der Forschung in wissenschaftsfremde Berufszweige abwandern mußten?

MATTHÖFER: Hier liegt in der Tat ein bildungs- und forschungspolitisches Problem. *Ein* Lösungsansatz liegt in dem Versuch, den langfristigen Personalbedarf abzuschätzen und ihn bei der Hochschulplanung, bei der Studienberatung usw. zu berücksichtigen. Ich verweise auf die vor kurzem veröffentlichte Studie der Deutschen Physikalischen Gesellschaft zum Angebot und Bedarf an Physikern in der Bundesrepublik Deutschland bis 1990, wonach nicht mit einem Physikerüberhang zu rechnen ist, wenn den Physikern stärker anwendungsorientierte Ausbildungswege und neue Tätigkeitsfelder eröffnet werden.

Ich bezweifle aber, ob auf diesem Wege eine genaue Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage an Wissenschaftlern in den einzelnen Fachrichtungen zu erreichen ist. Man muß daher *auch* überlegen, wie die Mobilität der Wissenschaftler verbessert werden kann, zum Beispiel durch Erleichterungen beim Arbeitsplatzwechsel und durch Fortbildungsprogramme, wie wir sie derzeit für die Großforschungseinrichtungen vorbereiten. Ich halte es nicht unbedingt für ein Unglück, wenn Wissenschaftler, die als Forscher tätig waren, später in der Industrie oder in der Lehre tätig werden und so eine engere Verbindung zwischen diesen Bereichen geschaffen wird. Ich könnte mir auch vorstellen, daß Wissenschaftler und Ingenieure für eine befristete Zeit in Entwicklungsländern tätig sind und dazu beitragen, deren Probleme zu lösen.

REDAKTION: Was die Besetzung internationaler Gremien mit deutschen Forschern betrifft, schneidet die Bundesrepublik Deutschland nicht sehr gut ab. Was sind die Gründe dafür und welche Möglichkeiten sehen Sie, diesen Zustand zu verändern?

MATTHÖFER: Ich weiß nicht, ob das Bild so negativ ist. Das Auswärtige Amt und die interessierten Bundesministerien arbeiten bei der Werbung und Vermittlung deutscher Interessenten für Internationale Organisationen zusammen. Als zentrale Koordinierungsstelle wurde das Büro für Führungskräfte zu Internationalen Organisationen (BFIO) bei der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) in Frankfurt geschaffen.

Im Jahr 1973 erhielt das BFIO rund 2400 Stellenausschreibungen internationaler Organisationen und vermittelte 157 Deutsche in solche Stellen. Das sind rd. 6,5⁰% der ausgeschriebenen Stellen. Dies entspricht in etwa unserem Beitragsanteil zu den Internationalen Organisationen, die zur Familie der Vereinten Nationen gehören.

Übrigens wurde vor wenigen Wochen im Sekretariat der Vereinten Nationen in New York die Stelle des Direktors der Unterabteilung für Wissenschaft und Technologie mit einem Deutschen besetzt. Das betrachten wir angesichts unserer kurzen Zugehörigkeit zu den Vereinten Nationen als einen Erfolg.

REDAKTION: Forschung ist sicher in erster Linie von der Verfügbarkeit der finanziellen Mittel und den entsprechenden technisch-technologischen Einrichtungen abhängig, die notwendig sind, ein wissenschaftliches Problem zu lösen. Dennoch ist zu beobachten, daß oftmals unter ungünstigen materiellen Bedingungen außerordentliche Leistungen erzielt wurden. Das führt zu der Frage: Welche weiteren sozialen, psychologischen, organisatorischen, juristischen, politischen usw. Faktoren müssen gegeben sein, damit Forschung sich entfalten kann. Wie ist es mit diesen Faktoren in der Bundesrepublik bestellt?

MATTHÖFER: Rückblickend läßt sich leicht feststellen, daß bahnbrechende Erkenntnisse nicht immer unter den besten materiellen Umständen erarbeitet worden sind. Zunächst einmal hängt die Qualität wissenschaftlicher Forschung auch von Intelligenz, Scharfsinn, Kreativität und Ausdauer der Wissenschaftler, ihrer Motivation und ihrem Engagement ab. So bleibt uns die Hoffnung, daß auch dann, wenn die Forschungsmittel schlecht verplant werden, Außenseiter eine Chance haben. Aber im Ernst: Das Beste, was der Staat für die Forschung tun kann, ist doch, die materiellen Voraussetzungen zu schaffen, damit Wissenschaftler auf Gebieten arbeiten können, auf denen sie neue Erkenntnismöglichkeiten sehen. Da aber nicht jeder Wissenschaftler Institutsleiter werden kann, sollten die anderen Wissenschaftler bei der Identifizierung dieser Gebiete mitbestimmen können. Allerdings möchte ich auch als gewählter Vertreter des ganzen deutschen Volkes im Interesse der Allgemein-

heit mitbestimmen, damit die vorhersehbaren Erkenntnischancen den Forschungsaufwand rechtfertigen und wichtige Gebiete nicht vernachlässigt werden.

REDAKTION: In der Universität Gießen wurde darüber geklagt, daß Forschungsprogramme des Bundesministeriums nicht rechtzeitig bekanntgegeben werden, so daß es den Anschein hat, daß solche Programme aus bereits vorliegenden Anträgen entstehen. Welche Möglichkeiten sehen Sie, die Universitäten stärker in die vorbereitende Planung einzubeziehen?

MATTHÖFER: Welche Programme waren das? Die Programme »Humanisierung der Arbeit«, »Technik im Dienst der Gesundheit« und »Kommunaltechnologien« sind jedenfalls nicht ausgeschöpft. Im übrigen wiederhole ich, daß die Hochschulforschung in erster Linie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird.

REDAKTION: Woran liegt es, daß die Terminausschreibungen in den Mitteilungen des Bundesministeriums so kurzfristig sind, daß sie von den Universitäten nicht in ausreichendem Maße wahrgenommen werden können?

MATTHÖFER: Die Förderungsmaßnahmen des Bundesministeriums für Forschung und Technologie werden öffentlich bekanntgegeben, um möglichst alle interessierten Forschungsstellen zu informieren. Die Angabe eines Termins zur Antragstellung hat keine Ausschlußwirkung: Die Frist hat lediglich den Zweck, möglichst viele Anträge zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erhalten, damit die Förderungsvorhaben miteinander abgestimmt und von dem zuständigen Sachverständigengremium, das regelmäßig zusammentritt, bei seiner nächsten Sitzung beraten werden können. Bei Anträgen, die nach Ablauf des Termins eingehen, verschiebt sich lediglich die Beratung des Förderungsvorhabens und damit der Beginn der Förderung.

Beschwerden wegen eines zu kurzen Ausschreibungstermins sind mir nicht bekannt.

REDAKTION: Im Bundesministerium wurde ein Computerprogramm für alle mit Bundesbeteiligung laufenden Forschungsvorhaben entwickelt. Welche Möglichkeiten gibt es für die Universitäten, diesen Informationsspeicher zu benutzen bzw. könnten sich die Universitäten an dieses Dokumentationssystem anschließen?

MATTHÖFER: Aus dem Informationsspeicher des Bundesministeriums für Forschung und Technologie, der Datenbank für Förderungsvorhaben (DAVOR), kann jedermann Auskünfte über die Förderungsvorhaben des Bundesministeriums erhalten, also auch die Universitäten. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen: Erstens werden Jahresförderungskataloge herausgegeben, von denen jeder Interessent bzw. jede Institution ein Exemplar kostenlos er-

halten kann. Zweitens werden Einzelanfragen nach Aktivitäten des Bundesministeriums für Forschung und Technologie in bestimmten Bereichen beantwortet. Das Datenbanksystem ist nur für die Arbeit des Ministeriums bestimmt.

Das Programm zur Förderung der Information und Dokumentation, dessen Entwurf in Kürze dem Kabinett vorgelegt wird, sieht den Aufbau von 16 Fachinformationssystemen vor, die für alle Fachgebiete die jeweils erforderlichen Informationsleistungen erbringen sollen. Diese Systeme werden auch über die Themen laufender Forschungsarbeiten Auskunft geben. Dabei wird die zu errichtende fachübergreifende Forschungsinformationsstelle Clearing-Funktion übernehmen, die einheitliche statistische Auswertung sicherstellen und allgemeine Auskünfte — z. B. auch über die Wissenschaftsförderung — geben. Die Universitäten und deren Angehörige werden zum einen Benutzer dieser Stelle und der Fachinformationssysteme sein, zum anderen sollen Informationen über die an den Universitäten laufenden Forschungsvorhaben ständig in die entsprechenden Systeme eingespeist werden.

REDAKTION: An der Universität Gießen haben wir die Erfahrung gemacht, daß zwischen dem Erhalt des Bewilligungsbescheids für ein Forschungsprogramm und dem Erhalt des Geldes oft beträchtliche Zeit vergeht. Ließe es sich einrichten, daß die Zuweisung der Mittel schneller erfolgt?

MATTHÖFER: Es ist zu unterscheiden zwischen der Bewilligung und der Anforderung einer Zuwendung. Nach dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit darf eine Zuwendung vom Zuwendungsempfänger nicht eher angefordert werden, als sie für Zahlungen benötigt wird. Nach den vom Finanzministerium erlassenen »Allgemeinen Bewirtschaftungsgrundsätzen« dürfen nur Mittel für Zahlungen angefordert werden, die innerhalb des folgenden Monats vom Zuwendungsempfänger geleistet werden müssen.

REDAKTION: Wir danken Ihnen, Herr Minister, daß Sie uns soviel Zeit gewidmet haben und nicht nur auf die großen forschungspolitischen, sondern auch auf die eher administrativen Fragen eingegangen sind. Bitte, erlauben Sie uns, unseren Dank an Ihre Mitarbeiter hinzuzufügen, die die Recherchen für dieses Interview übernommen haben.

Marginalien zur Novelle des Hessischen Universitätsgesetzes

Fast unbemerkt hat der Landtag die Novelle zum Hessischen Universitätsgesetz (HUG) ¹⁾ verabschiedet: Die Tagespresse hat darüber so gut wie gar nicht berichtet, die Parteien haben dieses Thema trotz des währenden Wahlkampfes gemieden, und die Reaktionen aus den Universitäten sind in der Schlußphase der Gesetzgebung weithin ausgeblieben. Besonders erstaunlich ist das nicht, denn mit dieser Novelle ist keine Kursänderung hessischer Hochschulgesetzgebung eingetreten. Bildlich gesprochen: Es sind nur einzelne grobe Schäden im Mauerwerk notdürftig repariert, dabei allerdings neue angerichtet worden und — was gravierender ist — die gefährlichen Haarrisse im Gewölbe sind geblieben. Diese rühren von den Strukturschwächen der bundesrepublikanischen Gruppenuniversität her, auf die hier indessen nicht näher eingegangen werden kann ²⁾. Dieser Beitrag muß sich auf einige knappe kritische Bemerkungen beschränken, die sich auf die wichtigsten Änderungen der Stellung der Professoren sowie auf die neuen Vorschriften über die veränderte Organisation der zentralen Organe und der Fachbereiche — allerdings ohne die Besonderheiten des Bereichs Humanmedizin — beziehen.

Die Novelle modifiziert die bisherige Struktur der Gruppenuniversität dadurch, daß sie die Professoren und Dozenten zu einer einheitlichen Gruppe der *Hochschullehrer* zusammenfaßt (§ 4 III HUG). Wurde schon im Universitätsgesetz von 1970 ³⁾ der Begriff »Hochschullehrer« als Oberbegriff für Professoren und Dozenten (§ 39 II HUG) verwendet, wird jetzt die einheitliche Repräsentanz beider Gruppen durch gemeinsam gewählte Vertreter eingeführt.

Diese Regelung stößt auf schwerwiegende verfassungsrechtliche Bedenken: Sie wird der nach Art. 5 III GG in Verbindung mit Art. 3 I GG herausgehobenen Stellung der Professoren nicht gerecht. Das *Bundesverfassungsgericht* hat in seinem richtungweisenden Urteil über die Verfassungsmäßigkeit des Niedersächsischen Vorschaltgesetzes für ein Gesamthochschulgesetz vom 29. 5. 1973 ⁴⁾ festgestellt, daß die Gruppe der Hochschullehrer homogen, d. h. nach Unterscheidungsmerkmalen zusammengesetzt sein muß, die sie gegen andere Gruppen eindeutig abgrenzen. Hochschullehrer sind danach nur diejenigen akademischen Forscher und Lehrer, die »aufgrund der Habilitation oder eines sonstigen Qualifikationsbeweises mit der selbständigen Vertretung eines wissenschaftlichen Fachs in Forschung und Lehre betraut« sind.

Die *Dozenten* vermögen diesen Anforderungen nicht zu entsprechen. Sie nehmen nur begrenzte Lehrfunktionen auf bestimmten Spezialgebieten wahr, nicht auf einem ganzen Fachgebiet; ihnen fehlt es an langjähriger Tätigkeit und Erfahrung in Forschung und Lehre, und sie besitzen nicht die gleiche berufliche Qualifikation wie die Professoren, was die Novelle selbst einräumt: § 39 IV S. 2 HUG sieht vor, daß den Dozenten vier Jahre nach ihrer Einstellung ein schriftliches Gutachten über ihre Leistungen in Forschung und Lehre zu erteilen ist, offenbar weil sie sich in dieser Zeit erst zum Hochschullehrer qualifizieren sollen. Ein zweites Beispiel: Während Professoren nur in begründeten Ausnahmefällen von der eigenen Universität berufen werden dürfen (§ 40 III S. 4 HUG), sind Hausberufungen von Dozenten »im Interesse der Nachwuchsförderung« grundsätzlich zulässig (§ 41 II S. 1 HUG). Ganz zu schweigen von der einheitlichen Interessenlage, die Voraussetzung für die Bildung einer gemeinsamen Gruppe ist. Die Dozenten werden in erster Linie um ihre wissenschaftliche Qualifizierung und um ihr Fortkommen bemüht sein, die Professoren, die in der Regel für längere Zeit einer Universität angehören, haben mehr die kontinuierliche Wahrnehmung ihrer Aufgaben in Forschung und Lehre im Auge.

Die einheitliche Repräsentanz von Professoren und Dozenten ist sachlich nicht begründet. Wenn sie dennoch gesetzlich verankert worden ist, so geschah es offenbar um einen säuerlichen Egalitätsanspruch zu genügen, der nicht auf Tatsachen und Notwendigkeiten, sondern auf Prinzipien um ihrer selbst willen beruht.

Es erstaunt nicht, daß die veränderte Zusammensetzung verschiedener Universitätsorgane den Richtsätzen des erwähnten Urteils des Bundesverfassungsgerichts nicht gerecht wird. Die Novelle zum Hessischen Universitätsgesetz bleibt insbesondere hinter der Anforderung zurück, den Professoren in allen »wissenschaftsrelevanten« Angelegenheiten einen spezifischen Einfluß einzuräumen⁵⁾. Das Gericht versteht darunter alle Fragen, die Forschung und Lehre unmittelbar berühren. Dazu gehören die Personalfragen der Hochschullehrer und wissenschaftlichen Mitarbeiter, aber auch die »haushaltsmäßige Betreuung von Forschungsvorhaben und Lehrveranstaltungen einschließlich der Mittelvergabe«. Im Bereich der Lehre hält das Verfassungsgericht eine Zusammensetzung der Universitätsorgane von Verfassungs wegen für geboten, die den Professoren einen »maßgebenden Einfluß«, das heißt die Hälfte aller Stimmen sichert. In den Fragen der Forschung und in Berufsangelegenheiten muß ihnen sogar ein »ausschlaggebender Einfluß«, also ein Stimmenübergewicht gewährleistet sein. Bedenken ergeben sich zunächst gegen die Zusammensetzung der *Ständigen Ausschüsse* I, II und III (§ 19 II Ziff. 1–3 HUG). Im Ständigen Ausschuß III verfügen die Hochschullehrer über die

Hälfte der Sitze. In Fragen, die Forschung und Lehre unmittelbar berühren, wie z. B. die Zuweisung der Personalstellen und Sachmittel an die Fachbereiche und die zentralen Einrichtungen, soweit keine Festlegung durch den Haushaltsplan erfolgt ist (§ 18 II Ziff. 3b HUG), ergibt sich für die Hochschullehrer nur dadurch eine Mehrheit, daß die beiden nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter in diesen Angelegenheiten kein Stimmrecht haben (§ 9a I HUG). Die gesetzliche Regelung bleibt jedoch insofern hinter den Anforderungen des Gerichts zurück, als sich die Professoren die Hälfte der Sitze mit den Dozenten teilen müssen, mit denen sie eine gemeinsame Gruppe bilden. Mithin sind die Professoren in diesem Ausschuß in der Regel in der Minderheit.

In den Ständigen Ausschüssen I und II, in denen ebenfalls »wissenschaftsrelevante« Angelegenheiten zu entscheiden sind (§ 18 II Ziff. 1 und 2 HUG), ist den Hochschullehrern zwar ein zahlenmäßiges Übergewicht zugestanden worden, aber auch hier ist nicht gewährleistet, daß die *Professoren* den ihnen zukommenden maßgebenden bzw. ausschlaggebenden Einfluß besitzen.

Dagegen läßt sich nicht einwenden, es handele sich bei den Ständigen Ausschüssen um allgemeine »Verwaltungsausschüsse«, deren Zusammensetzung dem freien Ermessen des Gesetzgebers unterliege. Es kann hier dahingestellt bleiben, wie die Ständigen Ausschüsse zu qualifizieren sind, jedenfalls sind die organisatorischen Leitlinien des Bundesverfassungsgerichtsurteils, die den Professoren mit Rücksicht auf Art. 5 III und Art. 3 I GG einen bestimmten Einfluß garantieren, zu beachten, soweit diesen Ausschüssen Fragen von Forschung und Lehre zur Entscheidung übertragen worden sind⁶⁾.

Besonders problematisch ist die veränderte Zusammensetzung des *Senats* (§ 17 I HUG). Er besteht aus dem Vizepräsidenten, den Dekanen der Fachbereiche und den Prodekanen des Bereichs Humanmedizin einer-, und 14 Gruppenvertretern andererseits. Dieses Konstitutionsprinzip ist merkwürdig. Es fällt auf, daß die Hochschullehrer — im Widerspruch zu der einheitlichen Gruppenvertretung von Professoren und Dozenten (§ 4 III HUG) — im Senat nur durch drei *Dozenten* (!) vertreten sein sollen (§ 17 I Nr. 3 HUG). Als Gruppe oder Teilgruppe sind die Professoren überhaupt nicht vertreten — eine sonderbare Regelung.

Sie läßt sich auch nicht damit rechtfertigen, daß die Professoren vermeintlich durch die Dekane vertreten seien. Es ist zwar richtig, daß diese nach § 23 II HUG Professoren sein müssen, aber sie haben *alle* Belange ihrer Fachbereiche zu vertreten, und gerade nicht die speziellen Angelegenheiten der Hochschullehrer. Es ist deshalb unzulässig, die Dekane zugleich als Gruppenvertreter der Hochschullehrer auszugeben. Dieses Ergebnis wird besonders dadurch unterstrichen, daß der Dekan unter Umständen sogar *gegen* die

Mehrheit der Hochschullehrervertreter im Fachbereichsrat gewählt werden kann (§ 23 II in Verbindung mit § 24 VII HUG).

Aus den gleichen Erwägungen ist zu beanstanden, daß Dekan, Pro- und Praedekan, sofern sie als Vertreter der Hochschullehrer in den *Fachbereichsrat* gewählt worden sind, auf das Kontingent der Hochschullehrervertreter angerechnet werden. Damit werden sie in einen unlösbaren Loyalitätskonflikt gebracht: Entweder erfüllen sie ihre Aufgabe als Repräsentanten des gesamten Fachbereichs und stellen damit ihre eigenen Gruppeninteressen hintan oder aber sie vertreten die Belange der Hochschullehrer unter Mißachtung der Grundsätze unparteiischer Amtsführung — eine unseriöse Alternative. Eine Trennung von Gruppenvertretung und Amtsführung ist nur im Ausnahmefall gewährleistet, wenn nämlich Dekan, Pro- und Praedekan nicht Mitglieder des Fachbereichsrates sind (§ 23 II S. 2 HUG).

Auch wenn die *Fachbereichsausschüsse* keine ausdrücklichen Beschlußzuständigkeiten besitzen, werden ihre »Empfehlungen und Beschlußvorlagen« (§ 25 I S. 2 HUG) nicht selten die Entscheidungen des Fachbereichsrates präjudizieren. Insoweit ist den Ausschüssen ein faktisch sehr bedeutsames Gewicht im Entscheidungsprozeß des Fachbereichs beizumessen. Es ist schwer verständlich, weshalb die Zusammensetzung dieser Ausschüsse nach einem anderen Paritätsschlüssel erfolgt als die Bildung des Fachbereichsrates. Die eindeutige Zurücksetzung der Hochschullehrer ist auffallend (§ 25 II am Ende HUG). Dieser kleinmütige Tribut an einen kurzlebigen Proporz ist weder sachdienlich noch begründbar.

Zu begrüßen ist hingegen, daß die *nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter* (»sonstige Mitarbeiter«) künftig in allen Angelegenheiten, die unmittelbar Forschung und Lehre betreffen, nur noch beratende Stimme haben (§ 9 a HUG). Es ist auch der Regelung zuzustimmen, daß über Habilitations- und Promotionsleistungen lediglich Professoren und solche Mitglieder der Fachbereiche entscheiden dürfen, die mindestens die Qualifikation besitzen, die durch die betreffende Prüfung festgestellt werden soll (§ 21 III S. 2 HUG). Eine gleiche Beschränkung besteht allerdings nicht beim Erlaß von Habilitations- und Promotionsordnungen (§ 22 II HUG). Zur Abnahme von anderen Universitätsprüfungen sind in der Regel nur Hochschullehrer berechtigt und verpflichtet; sonstige Lehrkräfte oder Lehrbeauftragte können im Rahmen ihres Lehrauftrages an Prüfungen beteiligt werden, wenn sie selbst die Qualifikation besitzen, die in der Prüfung festgestellt werden soll (§ 21 III S. 5 HUG).

Es bedeutet indessen eine Relativierung des Einflusses der Professoren, daß die bisherigen Regelungen über die Beschlußfähigkeit und *Beschlußfassung* der maßgebenden Universitätsgremien erhalten geblieben sind (vgl.

§ 17 III S. 1 und 2 HUG für den Senat; § 19 VI S. 1 und 2 HUG für die Ständigen Ausschüsse; § 24 VII HUG vormals für die Fachbereichskonferenz, jetzt für den Fachbereichsrat). Die Beschlußfähigkeit ist an keinen Paritätschlüssel gebunden, und Beschlüsse werden in der Regel mit der Mehrheit *aller* Anwesenden gefaßt. Nur bei Promotionen und Habilitationen (§ 21 III S. 2 HUG) sowie der Erstellung von Berufungsvorschlägen, bei denen die Stimmenmehrheit des Fachbereichsrats die Mehrheit der Stimmen der anwesenden Hochschullehrer enthalten muß (§ 40 III S. 5 HUG), ist sichergestellt, daß Beschlüsse in »wissenschaftsrelevanten« Angelegenheiten nicht ohne die Professoren gefaßt werden können. In allen anderen Fragen, die Forschung und Lehre unmittelbar berühren, ist das nicht gewährleistet. Hier werden in eklatanter Weise die grundsätzlichen Minimalanforderungen an die Organisation der Gruppenuniversität, wie sie das Bundesverfassungsgericht formuliert hat, mißachtet.

Gegen die neu eingeführten *Einstellungsvoraussetzungen* für Hochschullehrer sind gravierende Bedenken zu erheben. Es liegt in der Konsequenz der Novelle zum Universitätsgesetz, diese Voraussetzungen für Professoren und Dozenten *einheitlich* festzulegen, was jeder gebotenen Differenzierung für die beiden qualitativ verschiedenen Ämter widerspricht. Das Opfer für ein einheitliches Richtmaß ist die Habilitation, die fortan nicht mehr als Voraussetzung für die Einstellung als Hochschullehrer verlangt werden darf (§ 39 a VI S. 1 HUG). Als Nachweis der Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit wird für alle Hochschullehrer ein sehr viel bescheidenerer Maßstab gesetzt:

- a) »eine Promotion und hervorragende weitere wissenschaftliche Leistungen oder
- b) soweit es den Anforderungen der zu besetzenden Stelle entspricht, eine Promotion und besondere fachpraktische wissenschaftliche Leistungen oder
- c) in begründeten Ausnahmefällen eine hervorragende Promotion« (§ 39 a II HUG).

Damit nicht genug: Abweichend von diesen Einstellungsvoraussetzungen »kann als Professor auch eingestellt werden, wer hervorragende fachbezogene Leistungen in der Praxis und pädagogische Eignung nachweist« (§ 39 a IV HUG). Eine bekannte Tageszeitung hat daraus den kaum widerlegbaren Schluß gezogen: »Jeder Lehrer kann Professor werden«⁷⁾. Sollte es in Hessen so wenig qualifizierte Bewerber für Professorenstellen geben? Wie lassen sich angesichts dieses abgestuften Katalogs an Mindestvoraussetzungen in der Bundesrepublik noch vergleichbare Maßstäbe aufrechterhalten? Drohen nicht die hessischen Universitäten zum Füllhorn überquellenden Reformsegens zu werden?

Besondere Beachtung verdienen die Neuerungen in den *Fachbereichen*. Nachdem sich die Fachbereichskonferenzen vielfach als zu schwerfällig und zu aufwendig für die Erledigung der laufenden Selbstverwaltungsaufgaben erwiesen haben, ist die Einführung von Fachbereichsräten in allen Fachbereichen mit mehr als 15 Hochschullehrerstellen (§ 24 III S. 1 HUG) eine unvermeidliche Lösung. Daß nicht mehr alle Professoren an den Entscheidungen auf Fachbereichsebene teilnehmen können, ist eine Folge der heutigen Gruppenuniversität. Die Wissenschaftsfreiheit ist kein Recht »zur gesamten Hand aller Hochschullehrer«, wie das *Bundesverfassungsgericht* festgestellt hat⁸⁾; auch die Hochschullehrer sind in die Universität »eingebunden« und mit Rücksicht auf das Zusammenwirken mit anderen Grundrechtsträgern Einschränkungen unterworfen. Der Gesetzgeber kann daher das Repräsentationsprinzip auch für Hochschullehrer einführen⁹⁾.

Problematischer sind die Regelungen über die *Fachbereichsuntergliederungen*. Nach § 20 II HUG kann der Fachbereich die Bildung von Arbeitsgruppen, wissenschaftlichen und technischen Betriebseinheiten beschließen. Betriebseinheiten sind bei Daueraufgaben zu errichten; Arbeitsgruppen können nur für zeitlich befristete und sachlich begrenzte bestimmte Einzelvorhaben der Forschung und Lehre gebildet werden (§ 20 III HUG). Der bisher gebräuchlichsten Organisationsform, der ständig mit einer sachlich begrenzten Aufgabe befaßten Kleingruppe unter Leitung eines Hochschullehrers, wird damit der Boden entzogen. Dafür besteht nicht der mindeste Anlaß. Die Fachbereichsuntergliederung sollte den konkreten Bedürfnissen von Forschung und Lehre entsprechen. Es kann nicht befriedigen, daß die Novelle nur »Großkollektive als ständige Organisationseinheiten« mit einem Direktorium und einer zusätzlichen Verwaltungsebene (§ 27 HUG) anerkennt¹⁰⁾. Ein Zuviel an organisatorischen Regelungen ist eher ein Hemmschuh als eine Hilfe für die Forschung. Wenn in der modernen Massenuniversität die Fragen der Lehre immer stärker in den Vordergrund rücken, ist es um so notwendiger, für die Forschung Entfaltungschancen zu erhalten und zu sichern, das heißt möglichst wenige und möglichst unbürokratische Formen, die der Spontaneität und freiwilligen Kooperation genügend Spielraum lassen.

Es ist auch zu bedauern, daß es der Gesetzgeber versäumt hat, die den Bedürfnissen des jeweiligen Faches angemessene *Mindestausstattung* der Hochschullehrer (§ 20 IV S. 3 HUG) zu einem durchsetzbaren Anspruch auszugestalten. Zwar steht dem Hochschullehrer jetzt gegen die Mittelverteilung des Fachbereichs der Einspruch an den Ständigen Ausschuß III zu (§ 20 IV S. 4 HUG). Ob damit viel geholfen ist, bleibt zu bezweifeln.

Gegen die Organisation der wissenschaftlichen Betriebseinheiten und wissenschaftlichen Zentren (§ 27 HUG) bestehen zudem verfassungsrechtliche Be-

denken. Die Zusammensetzung des *Direktoriums* (4 Hochschullehrer, ein Student, ein wissenschaftlicher und ein sonstiger Mitarbeiter) wird den organisatorischen Leitlinien des Bundesverfassungsgerichts, von denen schon mehrfach die Rede war, nicht gerecht. Beschlüsse des Direktoriums können gegen die eindeutige Mehrheit der Professoren gefaßt werden, wenn ein Hochschullehrer zusammen mit den übrigen Direktoriumsmitgliedern gegen seine drei Kollegen stimmt. Der *ausschlaggebende* Einfluß der Professoren in allen Fragen der Forschung und Lehre ist somit nicht gewährleistet.

Ausgesprochen unklar ist der neu eingefügte § 25 a III HUG, der — neben den wissenschaftlichen Zentren und interdisziplinären Arbeitsgruppen (§ 26 HUG) — die Einrichtung von sog. *Studienbereichen* vorsieht. Sie sollen der »Entwicklung und Reform von Studiengängen dienen, die Fächer aus mehreren Fachbereichen einbeziehen«. Es fällt auf, daß es zu ihrer Einrichtung einer Rechtsverordnung des Kultusministers bedarf. Weshalb hier das Prinzip der Selbstorganisation der Universität nicht gelten soll, ist nicht erkennbar. Offen bleibt auch, unter welchen Voraussetzungen die Studienbereiche gebildet, wie sie organisiert und in das organisatorische Gefüge der Universität sinnvoll eingeordnet werden sollen.

Für die *zentralen Organe* hat die Novelle zum Hessischen Universitätsgesetz eine präzisere Abgrenzung der Zuständigkeiten gebracht. Insbesondere werden die Aufgaben des Senats (§ 16 II HUG) und der Ständigen Ausschüsse (§ 18 II Ziff. 1, 2, 3 und 4 HUG) konkreter beschrieben. Damit ist Kompetenzstreitigkeiten, die in den letzten Jahren nicht selten waren, besser vorgebeugt als bisher. Auf Einzelheiten braucht in diesem Zusammenhang nicht eingegangen zu werden. Die Zukunft wird erweisen, ob die neue Aufgabenabgrenzung sich bewähren wird. Hervorzuheben ist eine Besonderheit bei der Besetzung der Sitze in den Ständigen Ausschüssen: Deren Mitglieder werden künftig jeweils von den Vertretern ihrer *Gruppen* im Konvent nach den Grundsätzen der Verhältniswahl in einem einheitlichen Verfahren der gleichzeitigen Bildung aller Ausschüsse gewählt (*Gesamtwahl* — § 19 III HUG). »Dabei üben die Mitglieder einer Kandidatenliste jeweils in der Reihenfolge der auf die Liste gemäß dem d'Hondt'schen Höchstzahlverfahren entfallenden Sitze das Recht des Zugriffs auf einen von Vertretern der Gruppe zu besetzenden freien Sitz in einem der Ständigen Ausschüsse aus« (§ 19 III S. 2 HUG). Entsprechendes gilt für die Bildung der Fachbereichsausschüsse (§ 25 II S. 1 HUG). Das neue Verfahren löst das bisherige Auswahlrecht des *Konvents* ab, der sich von jeder Gruppe im Konvent die doppelte Anzahl der zu wählenden Kandidaten vorschlagen ließ. Das Gesamtwahl-Verfahren wird dem Repräsentationsprinzip besser gerecht als das frühere Wahlverfahren, weil die Gruppenvertreter eine stärkere Legitimation zur Auswahl ihrer Delegierten besitzen als das Plenum des Konvents.

Die Novelle zum Hessischen Universitätsgesetz wird kaum dazu beitragen, eine fruchtbare Arbeitsruhe in den Universitäten einkehren zu lassen. Die gezeigten Verfassungsverstöße gegen Art. 5 III und 3 I GG werden nicht unwidersprochen hingenommen werden. Die Schwächung der Stellung der Professoren wird aber auch in den verschiedenen Gremien zu politischen Auseinandersetzungen führen, die noch nicht abzuschätzen sind. Freiheit von Forschung und Lehre werden künftig immer stärker durch den Druck universitärer Öffentlichkeit gefährdet, weil gemäß § 9 I HUG nicht nur die Sitzungen des Konvents, sondern jetzt auch die des Senats, der Ständigen Ausschüsse und der Fachbereichsräte prinzipiell öffentlich sein werden. Die Folgen sind unabsehbar. Zum Schutz vor Störungen und unerlaubten Pressionen von außen stehen nur hölzerne Eisen in Gestalt von verschiedenen, noch nicht aufeinander abgestimmten Hausordnungsrechten (§ 9 IV HUG), deren Nebeneinander erst in der zu schaffenden Grundordnung zu regeln ist (§ 10 III S. 2 HUG), zur Verfügung. Eine nicht ermutigende Perspektive.

Daß auch der Gesetzgeber nicht mit einem ordnungsgemäßen Funktionieren der Selbstverwaltung rechnet, bezeugen die neu eingeführten Vorsorgemaßnahmen. Der Präsident kann nach § 10 II S. 3 HUG vorläufige Maßnahmen treffen, wenn eine Angelegenheit, für die eine *andere* Zuständigkeit begründet ist, unaufschiebbar dringend zu erledigen ist und das zuständige Organ trotz ordnungsgemäßer Ladung nicht sofort tätig werden kann. Daß eine solche Maßnahme in einer politischen Atmosphäre wie eine geballte Ladung wirken würde, ist unschwer vorauszusagen. Sie würde unvermeidlich eine bedrohliche Eskalation in den universitären Auseinandersetzungen bedeuten. Nicht ganz so brisant dürfte das Recht des Dekans zu vorläufigen Maßnahmen sein, wenn eine Angelegenheit, die in die Zuständigkeit des Fachbereichsrates fällt, unaufschiebbar dringend zu erledigen ist und das Organ trotz ordnungsmäßiger Ladung nicht sofort tätig werden kann (§ 23 I S. 4 HUG).

Die Zukunft der hessischen Universitäten ist düster.

Anmerkungen

1. Gesetz vom 17. IX. 1974, in: Hessisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1974, I S. 403.
2. Siehe dazu jetzt die vorzügliche Untersuchung von *Hans Heinrich Rupp*, «Gruppenuniversität» und Hochschulselbstverwaltung, in: Wissenschaftsrecht – Wissenschaftsverwaltung – Wissenschaftsförderung Bd. 7 (1974), S. 89 ff.
3. Gesetz vom 12. V. 1970, in: Hessisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1970, I S. 315.
4. Abgedruckt in der amtlichen Sammlung des Gerichts Bd. 35, S. 79 ff. mit abweichendem Votum S. 148 ff. Siehe das folgende Zitat auf S. 126 f.

5. Vgl. – auch zum Folgenden – das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 29. V. 1973 (Anm. 4), S. 126 ff.
6. Darauf weist auch *Thomas Oppermann* in seinem Aufsatz: Praktische Konsequenzen der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Wissenschaftsfreiheit, in: *Juristenzeitung* 1973, 433 ff. (440) hin.
7. *Kurt Reumann*, Jeder Lehrer kann Professor werden, in: *FAZ* vom 10. X. 1974, S. 12.
8. Vgl. – auch zum Folgenden – das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 29. V. 1973 (Anm. 4), S. 128 f.
9. Zustimmung: *Thomas Oppermann* (Anm. 6), S. 438.
10. Ebenso: *Alfred Söllner* in seiner Stellungnahme zum Entwurf der HUG – Novelle, in: *JLU – Forum* Nr. 45 (Mai 1974), S. 4.

Personalmaßnahmen ohne Parteipolitik

Interview mit Karl Fink, Vorsitzender des Personalrates der Justus Liebig-Universität

(Pr). Zu den Besonderheiten des Hochschulwesens in der Bundesrepublik gehört gegenwärtig auch seine Uneinheitlichkeit — eine Uneinheitlichkeit, die nicht Ausdruck und Folge fruchtbarer Vielfalt, sondern Ergebnis und Bedingung von Verwirrung ist. Die hessischen Universitäten bilden davon keine Ausnahme. Für Außenstehende und für die meisten ihrer Mitglieder sind sie unübersichtlich. Die Gruppenuniversität ist in mancher Hinsicht eine atomisierte Universität, in der die Gelegenheiten, sich durch direkte Kontakte über die Arbeit von anderen zu informieren, selten geworden sind.

Angesichts dieser Situation sieht es die Redaktion der Gießener Universitätsblätter als eine ihrer Aufgaben an, die Leser über Einrichtungen und Gremien der Universität zu unterrichten, die weder im Zentrum des Tagesinteresses stehen noch durch spektakuläre Aktionen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Eine solche Einrichtung ist der Personalrat. Seine Bedeutung übertrifft bei weitem seinen Bekanntheitsgrad. Deshalb haben wir seinen Vorsitzenden, Karl Fink, gebeten, in einem Interview über Hauptaufgaben und Hauptprobleme zu berichten. Der Personalrat des Klinikums soll zu einem späteren Zeitpunkt vorgestellt werden. Beide Personalräte vertreten zusammen fast 8000 Beschäftigte der Universität.

Karl Fink kennt die Gießener Universität seit nun mehr als 40 Jahren. Nicht allein seine zahlreichen Ämter, sondern ebenso die Vielfalt und Dauer seiner Universitätserfahrungen geben seinen Interviewaussagen besonderes Gewicht.

REDAKTION: Herr Fink, was sind die Aufgaben des Personalrates?

FINK: Die Tätigkeitsbereiche des Personalrates sind im Personalvertretungsgesetz festgelegt. Es wurde zuletzt am 1. 2. 1970 novelliert und hat den Personalräten mehr Rechte als bisher eingeräumt. Das ist deutlich spürbar in der Arbeit, die täglich zu bewältigen ist. — Der Personalrat ist zuständig für Personalangelegenheiten von wissenschaftlichen Bediensteten, Beamten, Angestellten, Arbeitern und Auszubildenden. Die Hochschullehrer fallen heraus; als Gewerkschaftler darf ich sagen: zu unserem allergrößten Leidwesen.

REDAKTION: Warum zu Ihrem Leidwesen?

FINK: Ich habe über meine Organisation, die ÖTV, versucht, Einfluß darauf zu nehmen, daß die Hochschullehrer und die Fachhochschullehrer in die Personalvertretung einbezogen werden. Das ist nicht gelungen. Im Personalvertretungsgesetz heißt es: Dienststelle und Personalrat sollen vertrauensvoll zusammenarbeiten. Aber es ist immer die Rede von der Dienststelle oder dem Dienststellenleiter und dem Personalrat. Das heißt, daß der Personalrat eigentlich keinen anderen Gesprächspartner in der Universität hat als den Präsidenten. Es gibt aber viele Positionen, die von Hochschullehrern besetzt sind, und wir haben es im Grunde genommen nicht mit einem einzigen Dienststellenleiter zu tun, sondern in gewisser Beziehung mit vielen. Sie alle versuchen natürlich, ihren Willen durchzusetzen und das macht Schwierigkeiten immer dann, wenn die Personalmaßnahme am Ende zu uns kommt und wir dazu Stellung nehmen sollen.

REDAKTION: Verhandlungspartner und Kontrahent ist also nur der Präsident. Aber in vielen Ämtern sitzen Hochschullehrer. Was bedeutet das konkret für die Arbeit des Personalrates?

FINK: Angenommen, ein H4-Professor hat als Lehrstuhlinhaber ein Institut mit 30 Leuten. Da ist doch klar, daß er sich als Chef fühlt, und er möchte natürlich auch alle personellen Maßnahmen so haben, wie er es für richtig hält.

REDAKTION: Herr Fink, den Chef, wie Sie ihn schildern, gibt es nach dem Hessischen Universitätsgesetz eigentlich nicht mehr. Jetzt hat der Fachbereich die Zuständigkeit. Die ehemaligen Ordinarien sind mit jedem H2-Professor gleichgestellt.

FINK: Sind sie es?

REDAKTION: Nach dem Gesetz ja! Sie haben zwar höhere Ausstattungsansprüche, z. B. Ansprüche auf die halbe Arbeitszeit einer Sekretärin, aber sie haben keine weiteren Anweisungsbefugnisse, z. B. bei einer Einstellung. Die liegen bei der Fachbereichskonferenz!

FINK: Bei den großen Instituten machen wir die Erfahrung, daß die alten Institutsdirektoren bzw. die geschäftsführenden Direktoren in Personalangelegenheiten fast ebenso viel Gewicht haben wie die ehemaligen Ordinarien.

REDAKTION: Würden Sie es vorziehen, daß sie mit mehr Amtsinhabern und nicht nur mit dem Präsidenten direkt Kontakt hätten?

FINK: Nein, das ist von der Geschäftsführung her nicht zu bewältigen und auch der Personalrat verkräftet das nicht. Wir haben es in der Vergangenheit versucht und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß es in vielen Fällen gar kei-

nen Sinn hat, obgleich Kontakte im Sinne eines vernünftigen Informationsaustausches immer wertvoll sind.

REDAKTION: Was meinten Sie, als Sie vorhin sagten, es wäre Ihnen lieber, wenn die Hochschullehrer auch in den Wirkungsbereich des Personalrates einbezogen wären?

FINK: Die Gruppe der wissenschaftlichen Bediensteten wird im Personalrat ganz hervorragend vertreten. Aber wie oft kommen Professoren zu mir, die mich fragen: Warum gibt es für Professoren keine Vertretung? Oder es ist eine Personalratswahl. Da kommen auch Professoren, obwohl sie wissen, daß sie nicht wählen dürfen. Sie dokumentieren damit, daß sie durch den Personalrat vertreten werden wollen.

REDAKTION: In welchen Belangen wünschen Hochschullehrer eine Vertretung?

FINK: Nehmen Sie z. B. die Sozialangelegenheiten oder Angelegenheiten, die sich aus dem Dienstrecht der Beamten ganz allgemein ergeben. Weiterhin gibt es bei Umorganisationen in der Universität persönliche und dienstliche Probleme. Wenn Umorganisationen in aller Regel personelle Auswirkungen hervorrufen, sind diese mitwirkungspflichtig, wenn auch nicht mitbestimmungspflichtig, d. h., daß der Personalrat zu befragen ist. Da die Hochschullehrer keine Vertretung haben, kann in bestimmten Fällen auch nicht geholfen werden. Es sei denn, es sind Organe nach dem Universitätsgesetz da, die sich der Sache annehmen.

REDAKTION: Wenn es Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit den Fachbereichen gibt, z. B. bei der Besetzung von neuen Stellen, wäre es da nicht günstiger, wenn der Personalrat dezentralisiert würde und in den einzelnen Fachbereichen Außenstellen hätte?

FINK: Das kann gut sein. Aber dann müßten wir mehrere Personalräte und einen Gesamtpersonalrat haben, der Verhandlungspartner des Präsidenten wäre. Das hat man in anderen Dienststellen auch. Sie wissen ja, daß das Klinikum ein Organ der Universität ist und selbst einen Personalrat hat. Für meine Begriffe ist das eine ganz schlechte Lösung, weil der Dienststellenleiter die beiden Personalräte auseinanderdividieren kann, wenn er will. Er kann sich so in gewissen Fragen eine starke Position schaffen. Beim Aufbau der technischen Abteilung ist deutlich geworden, daß es nicht geht, wenn zwei Personalräte nebeneinander existieren und nicht ein Dach darüber ist, das dann mit dem Präsidenten in Verbindung steht. Ich würde sog. Teilpersonalräte und einen Gesamtpersonalrat an der Universität befürworten. Das ist eine Sache der Durchsetzbarkeit im Hinblick auf eine entsprechende Novellierung des Personalvertretungsgesetzes. Da aber die Bediensteten der Universitäten in den zu-

ständigen Verbänden schlecht organisiert sind, können Gesetzesänderungen nur schwer erreicht werden.

REDAKTION: Welches sind die Punkte, an denen Personalvertretungsgesetz auf der einen Seite und Hessisches Universitätsgesetz auf der anderen kollidieren?

FINK: Es war und ist die Meinung des Präsidenten, daß beide kollidieren. Ich bin der Auffassung, daß nichts kollidiert. Wobei ich seine Haltung in etwa verstehe, denn er ist vielen Organen der Universität gegenüber Rede und Antwort schuldig und muß auch hier bestimmte Mitbestimmungsrechte in bestimmten Fragen gewähren. Wir sind der Meinung, daß ein Personalvorgang, der unten im Fachbereich beginnt und meinerwegen der Kompliziertheit wegen über den Ständigen Ausschuß III oder über andere Organe und Stellen läuft, im Endeffekt dem Personalrat als mitbestimmungspflichtige Maßnahme vorgelegt werden muß. Wenn also das Mitbestimmungsrecht des Personalrats voll ausgeschöpft werden soll, kann es durchaus möglich sein, daß gelegentlich seine Beschlüsse den Ja-Beschlüssen der Organe nach dem HUG entgegenstehen. Bei Ausschreibungen kommt es z. B. vor, daß der Text bereits auf eine vorhandene Person zugeschnitten ist. Das ist nicht zulässig. Und so müssen wir am Ende sagen: nein, so nicht. Das ist eins unserer großen Probleme. Aber das läßt sich wahrscheinlich nur schwer beseitigen, weil das Personalvertretungsgesetz nicht genug auf die größten Dienststellen des Landes Hessen, nämlich die Universitäten, eingeht.

REDAKTION: Beziehen Sie sich in der Ausschreibungsfrage auch auf Hochschullehrerstellen?

FINK: Nein, das gilt nur für Personalstellen unterhalb der Dozenten. Wir verlangen jetzt konsequent bei Einstellungen auch alle Bewerbungsunterlagen. Wir können also alle notwendigen Daten sehen, sogar bei Weiterbeschäftigungen.

REDAKTION: Was prüfen Sie bei den Anträgen auf Vertragsverlängerung?

FINK: Wir prüfen zunächst, ob der Einsatz gemäß dem Hessischen Universitätsgesetz erfolgt. Ein Angestellter in der Vergütungsgruppe BAT IIa darf z. B. ohne Lehr-Auftrag nicht Lehraufgaben wahrnehmen. Außerdem prüfen wir, ob und wie weit der Bewerber tariflich richtig eingruppiert wird und ob ein möglichst langfristiger Arbeitsvertrag abgeschlossen wird.

REDAKTION: Was sind weitere Probleme, die in Ihrer Arbeit im Vordergrund stehen? Welche Beschwerden oder Klagen werden aus der Universität an Sie herangetragen?

FINK: Eine große Klage besteht darin, daß keine Kantine vorhanden ist.

REDAKTION: Wer lehnt die Kantine ab?

FINK: Die zuständigen Stellen des Landes Hessen.

REDAKTION: Haben die Landesministerien eine Kantine?

FINK: Nein, die haben auch keine. Es gibt aber Behörden, die Kantinen haben. An den Universitäten wird der gemeinsame Mittagstisch verschieden gehandhabt.

REDAKTION: Gibt es noch andere Dinge, die von einer größeren Gruppe an Sie herangetragen werden und die immer wieder aufgetreten sind? Etwa Beschwerden über unzureichende Personalausstattung wie sie in einem Brief des Personalrats des Klinikums zum Ausdruck kamen?

FINK: Im Nachtragshaushalt 1974 hat meines Wissens das Klinikum eine Anzahl Stellen bekommen und wird auch im Rahmen der Einführung der 40-Stunden-Woche ab 1. Oktober 1974 weitere Stellen erhalten. Ich weiß nicht, ob danach noch ein ungedeckter Bedarf übrig bleibt. Für unseren Bereich kann man viel schlechter absehen, ob zu wenig Personalstellen oder zu viel da sind. Fest steht, daß die Kapazitäten besser verteilt werden müßten. Eine Bestandsaufnahme hätte den Vorteil, daß wir die vorhandenen Kapazitäten besser, wirtschaftlicher einsetzen und in der Universität verteilen könnten. Unser großer Ärger ist — und damit werden wir täglich konfrontiert —, daß einige Mitarbeiter über Gebühr beansprucht werden, während andere nicht ausgelastet sind. Das ist ein echtes Problem für uns, aber wir können momentan daran nichts ändern.

REDAKTION: Haben Sie keinen Einfluß auf die Organisationsstruktur der Universität?

FINK: Da haben wir Mitwirkungsrecht und das ist uns gelegentlich streitig gemacht worden. Es gab daraufhin ein Verfahren und vom Kultusminister ist uns gesagt worden, daß wir bei der Aufstellung von Stellenplänen und Haushaltsvoranschlägen kein Mitwirkungsrecht hätten. Das wird unsererseits bezweifelt.

REDAKTION: Welchen Inhalt hat das Mitwirkungsrecht, sofern es sich um Nicht-Hochschullehrerstellen handelt?

FINK: Wir können bestenfalls Vorschläge machen, aber dann haben wir keinen Einfluß mehr darauf, was damit passiert. Das war früher bei der alten Struktur besser. Damals war ich als Personalratsvorsitzender auch Mitglied des Verwaltungsrates mit beratender Funktion und hatte dort die Möglichkeit, solche Dinge einzubringen. Das ist jetzt leider nicht mehr gegeben, weil ja die Funktion des damaligen Verwaltungsrates von dem Ständigen Ausschuß III übernommen worden ist. Wir prüfen im Augenblick über die Verbände, inwie-

weit der Ständige Ausschuß III die Funktion eines Verwaltungsrates hat, um dort gem. § 67 HPVG wieder einen Sitz mit beratender Funktion zu bekommen. Mitwirkung ist vor allem eine Frage der Information. Die bekommt man eben dann nicht, wenn es nicht gewollt ist. Wir können etwas vortragen, das wird auch wohlwollend entgegengenommen. Aber ob nachher die Sache verwendet wird, darauf haben wir in den meisten Fällen keinen Einfluß mehr.

REDAKTION: Welche Chancen sehen Sie für einen Universitäts-Kindergarten?

FINK: An den fehlenden Stellen für Kindergärtnerinnen sollte die Sache nicht scheitern. Man könnte versuchen, irgendwo einige Stellen loszueisen. Es wird ja für meine Begriffe in der Universität leider immer noch zu viel mit der Gießkanne gearbeitet. Das führt dazu, daß Stellen dahin kommen, wo sie nicht hin sollten. Das liegt aber im System. Ich bin überzeugt, man fände vier, fünf Planstellen ohne große Anträge, wenn es die Universität schaffen würde, ein Haus für den Kindergarten zur Verfügung zu stellen.

REDAKTION: Sie sagten, es liegt am System. Wo sollte unser System verbessert werden?

FINK: Ich bin Personalvertreter und kann nichts unternehmen, wenn sich z. B. Bedienstete bei mir beschweren, daß sie wenig zu tun haben und eine andere Stelle haben wollen.

REDAKTION: Ergeben sich die Schwierigkeiten nicht daraus, daß Funktions- und Stellenpläne in der Universität fehlen, wie das in industriellen Unternehmen üblich ist?

FINK: Organisations- und Stellenpläne gibt es nur für die Präsidialverwaltung. Wir haben den Präsidenten schon vor langer Zeit gebeten, solche Pläne aufstellen zu lassen. Ich weiß nicht, ob er das durchsetzen kann. Für jeden einzelnen Fachbereich müßten die Funktionen der einzelnen Stellen festgehalten werden. Es fehlen Dienstanweisungen, in denen z. B. steht, wie eine Fachbereichsverwaltung zu funktionieren hat. Gewisse Anstöße haben wir dazu gegeben, und der Kanzler führt auch Besprechungen mit dem Verwaltungspersonal durch. Aber letztlich gehören doch Richtlinien her, nach denen gearbeitet werden kann und die eine bestimmte Übersichtlichkeit herstellen.

REDAKTION: Sehen Sie irgendeine Chance für eine gemeinsame Initiative von Ihnen, vom Präsidenten und Kanzler, auf diesem Gebiet tätig zu werden, so daß Organisations- und Stellenpläne geschaffen werden und ihre Einhaltung zentral kontrolliert wird?

FINK: Ich glaube für den Personalrat sagen zu können, daß er jederzeit bereit ist, dabei mitzuarbeiten. Denn wir bringen ja gerade aus dieser Richtung eine

ganze Menge Sachkenntnis ein. Gegen die Zusammenarbeit mit dem Präsidenten habe ich überhaupt keine Vorbehalte. Ich unterstelle ihm, daß er um Zusammenarbeit bemüht ist, aber das System will es nicht immer und das führt natürlich zu Schwierigkeiten. Man könnte diese zum Teil ausräumen, wenn die Struktur durchsichtiger wäre. Warum kann es nicht so sein, daß die Fachbereiche, wie ich das jährlich vor der Personalversammlung tun muß, einen Tätigkeitsbericht abgeben?

REDAKTION: Dann müßten Sie aber auch die Korrektheit dieses Tätigkeitsberichtes prüfen.

FINK: Man kann solche Berichte leicht prüfen. Spätestens beim dritten Bericht werden Widersprüche oder Auslassungen sichtbar, wenn es sich um Scheinberichte handelt.

REDAKTION: Ein Systemfehler ist es nach Ihrer Ansicht, daß zu viele Befugnisse bei der Universitätsspitze angesammelt sind. Ist aber nicht ein zweiter Systemfehler die zu große Autonomie der Fachbereiche?

FINK: Die große Autonomie der Fachbereiche ist gut, wenn die Fachbereiche korrekt nach dem Hessischen Universitätsgesetz verfahren. Ich habe eine weitgehende Kompetenz der Fachbereiche gewollt. Es hat große Vorteile, wenn die Fachbereiche funktionsfähig sind. Wir haben solche Fachbereiche, z. B. den Fachbereich Chemie, der funktioniert vom dienstrechtlichen, vom personalrechtlichen her ausgezeichnet. Wissen Sie warum? Weil dort Herr Dr. Clopzik, der Mitglied der Personalkommission ist, schon seit 1964 mit mir im Personalrat arbeitet. Alle Haushaltsanmeldungen werden von dieser Personalkommission ausgearbeitet und von der Fachbereichskonferenz sanktioniert. Es gibt überhaupt keine Vorgänge aus der Chemie, die wir beanstanden können. In kleineren Fachbereichen müßte es eigentlich noch besser sein.

REDAKTION: Man muß aber doch davon ausgehen, daß es ziemlich viele Fachbereiche gibt, die so zersplittert und politisch zerklüftet sind, daß sie über ein bloß formelles Verständnis des Hessischen Universitätsgesetzes nicht herauskommen.

FINK: Daß dann gelegentlich Bedienstete bevorzugt oder benachteiligt werden, ist klar. Überall dort, wo das Gesetz nicht funktioniert, treten die Schwierigkeiten auch im personellen Bereich auf.

REDAKTION: Können Sie da eingreifen?

FINK: Wir greifen ein. Wir haben gerade jetzt einen akuten Fall, der vermutlich zur Klage beim Verwaltungsgericht führen wird.

REDAKTION: Welche Probleme landen noch auf Ihrem Schreibtisch oder im Kreise des Personalrates?

FINK: Der dickste Brocken ist die tarifliche Einstufung der Bediensteten. Wir haben in der Universität ca. 60 Berufe beschäftigt und etwa 120 Beschäftigungsarten. Viele hochqualifizierte Bedienstete können keiner Vergütungs- oder Lohngruppe zugeordnet werden, die in dem Bundesangestellten-Tarif oder anderen Tarifen aufgeführt sind. Dadurch werden diese in der Regel benachteiligt. Sie werden nicht so eingestuft, wie das sein müßte. Beispielsweise werden wissenschaftliche Zeichner an der Universität nach dem Tarif als technische Zeichner behandelt. Die Unzufriedenheit liegt einmal auf der Seite der Betroffenen und dann bei uns, weil wir nicht helfen können. Ich bin auf Bundesebene Leiter eines Tarifarbeitskreises für den Bereich Wissenschaft und Forschung und will versuchen, die Sache in die Tarifverhandlungen zu bekommen. Schwierigkeiten ergeben sich, weil im Bereich Wissenschaft und Forschung, der etwa 300 000 Menschen umfaßt, nur ca. 16 000 gewerkschaftlich organisiert sind und damit in der Organisation nicht das gewünschte Gewicht haben.

REDAKTION: Wie verhält sich der Personalrat zur Gewerkschaft?

FINK: Ich bin der Auffassung, daß ein Personalrat, wenn er zielbewußt und mit Erfolg arbeiten will, ohne Gewerkschaften nicht auskommt. Der Personalrat kann gewisse Unzufriedenheiten in der Universität ohne sie nicht regeln, weil nun mal die Gewerkschaften die Tarife machen und ihrerseits auf fundierte Sachkenntnisse aus der Universität angewiesen sind, um in den Tarifverhandlungen etwas aussagen zu können. Es gibt Leute, und nicht nur hier an der Universität, die sagen, Gewerkschaften 'raus aus der Universität. Ich kann dem nicht folgen. Gerade in diesem Bereich ist viel Nachholbedarf; ihn können nur die Gewerkschaften befriedigen und nicht eine Personalvertretung, die politisch keine Möglichkeiten hat.

REDAKTION: Wie hoch ist der gewerkschaftliche Organisationsgrad der Beschäftigten in der Universität, Hochschullehrer abgezogen?

FINK: In der Gießener Universität liegt er bei 12,5%. Ich kann das nur für diesen Bereich, nicht aber für das Klinikum sagen. Ich bin 1960 Personalratsvorsitzender geworden, als die Gewerkschaft hier 18 Mitglieder hatte und jetzt sind es ca. 380.

REDAKTION: Wie ist die geringe Mitgliederzahl zu erklären?

FINK: Das resultiert aus der Tatsache, daß viele Bedienstete ihrem Chef gegenüber Hemmungen haben, gewerkschaftlich organisiert zu sein. Auch das liegt letztlich nicht am Einzelnen, sondern am System in der Universität.

REDAKTION: Muß man nicht zugeben, daß es das System der Ordinariatenuniversität nicht mehr gibt? Und vom Chefcharakter des ehemaligen Ordinarius auch nicht viel übrig geblieben ist?

FINK: Ich muß Ihnen sagen, bei mir hat es den Ordinarius nie gegeben, ich habe ihn nie gespürt. Das liegt aber vielleicht daran, daß ich Techniker bin und die vielen technischen Wünsche, die meine Chefs in der Physik hatten, erfüllen konnte. Vielleicht haben sie mich deshalb als Mitarbeiter und nicht als Untergebenen angesehen. Mit Sicherheit aber stehen heute noch viele Bedienstete in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnis zu den Hochschullehrern.

REDAKTION: Das System der Ordinarienuniversität ist wahrscheinlich gar nicht so gewesen wie es oft dargestellt wird, aber es ist jedenfalls heute verschwunden. Trotzdem gibt es offenbar keine größere Neigung bei den Beschäftigten in der Universität, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Welche Gründe spielen da noch hinein?

FINK: Für mich ist es ein unerklärliches Phänomen, daß auch die jüngeren H₂-Professoren wenig Verständnis für unsere Aufgaben zeigen und gelegentlich die nichtwissenschaftlichen Bediensteten von der Gewerkschaftsarbeit abzuhalten versuchen.

REDAKTION: Was haben Sie noch für Sorgen?

FINK: Es gibt noch viele Sorgen, die behoben werden müßten. Um aber etwas Positives zu sagen: An der Universität sind ca. 40 Tierpfleger beschäftigt. Man braucht dort korrekte Arbeiter, aber sie bekamen nie den Lohn eines Facharbeiters. Das hat natürlich mit der Zeit dazu geführt, daß sich nur weniger gute Kräfte meldeten. Jetzt haben wir erreicht, daß die Tierpfleger eine Facharbeiterprüfung ablegen können, die nur für den Arbeitsbereich gilt, in dem sie gegenwärtig beschäftigt sind. Dadurch ist die Möglichkeit einer besseren Bezahlung gegeben.

REDAKTION: Wieviel Personen vertreten Sie insgesamt an dieser Universität?

FINK: Der Personalrat, der sich aus 2 Beamten, 5 wissenschaftlichen Bediensteten, 6 Angestellten, 4 Arbeitern, einem Jugendvertreter und dem Vertrauensmann der Schwerbehinderten zusammensetzt, vertritt insgesamt ca. 3000 Bedienstete.

REDAKTION: Ist der Personalrat nach politischen Prinzipien zusammengesetzt?

FINK: Nein, die Zahl der Vertreter einer Gruppe im Personalrat richtet sich nach der vorhandenen Zahl der Bediensteten in der jeweiligen Gruppe.

REDAKTION: Wie werden die gewählt?

FINK: Die Vertreter werden alle drei Jahre neu gewählt. Das Gesetz sieht vor, daß man eine Anzahl Unterschriften braucht, um einen Vorschlag rechtsgültig einzureichen. Bei der letzten Wahl hatte man zwei Listen bei den Angestellten.

Bei den Arbeitern hatten wir nur einen Vorschlag, bei den Beamten ebenfalls nur einen. Bei den Wissenschaftlern hatten wir 2 Vorschläge. Bei den Angestellten gab es eine ÖTV-Liste und eine Liste »Unabhängige Mitbestimmung«. Die ÖTV hat von den 6 Angestelltensitzen 4 und die übrige Gruppe 2 eingenommen. Die Arbeiter sind alle über eine ÖTV-Liste gewählt worden. Bei den Beamtenvertretern gehört einer der ÖTV an. Die Vertreter des wissenschaftlichen Personals setzen sich aus 3 Vertretern der ÖTV-GEW und 2 einer freien Liste zusammen. Der Jugendvertreter gehört der ÖTV an.

REDAKTION: Wieviel Mitglieder wurden insgesamt über ÖTV-Listen gewählt?

FINK: 13 von 18 Mitgliedern des Personalrats.

REDAKTION: Ist nicht auch eine DKP-Vertreterin im Personalrat?

FINK: Die Stellvertreterin des Vorsitzenden ist Mitglied der DKP, das hat sie uns auch nie verschwiegen. Sie ist aber im Personalrat nicht DKP-Vertreterin, sondern sie vertritt die ÖTV. In der Gewerkschaftsarbeit treffen Sie gelegentlich auf solche Kolleginnen und Kollegen. Meinerseits gibt es keine Vorbehalte in dieser Richtung, solange sie den Willen mitbringt, ihr Amt im Personalrat vollwertig auszufüllen und für die Belange der Bediensteten der Universität eintritt. Ich persönlich stehe politisch anders, das sage ich offen. Trotzdem schätze ich sie sehr und sie hat auch nie versucht, parteipolitische Ziele in den Personalrat einzubringen. Solange ich Vorsitzender bin, auch das sage ich offen, werde ich nicht zulassen, daß Parteipolitik, in welcher Form auch immer, Zugang in die Personalmaßnahmen findet. Es kann also auch nach außen nicht der Eindruck entstehen, daß es hier nach politischen Auffassungen oder gar nach dem Parteibuch geht. Der Personalrat ist für alle da und hat für alle zu sorgen. Gerade diese Tatsache ermuntert mich immer wieder, meine schwere Aufgabe weiterzuführen, wenn ich auch nicht vom Dienst freigestellt bin und ein Großteil der Arbeit in meiner Freizeit erledigen muß.

REDAKTION: Wie kommt es, daß Sie nicht freigestellt sind?

FINK: Das Gesetz läßt Freistellungen zu. Ich bin aber der erste Sicherheitsingenieur an einer Universität in Deutschland gewesen und bearbeite jetzt in der Präsidialabteilung das Gebiet Arbeitsschutz und Sozialangelegenheiten. Dies ist eine sehr interessante Tätigkeit, die sich weiter entwickelt. Ich möchte daher nicht freigestellt werden.

REDAKTION: Herr Fink, wir danken Ihnen für das Interview.

Mit HEP in die Zukunft*

Interview mit Dipl. Ökonom Hartmut Stieger,
Mitarbeiter der Planungsgruppe
an der Justus Liebig-Universität

Die Wissenschaft der Planung besteht darin,
den Schwierigkeiten der Ausführung zuvorzukommen.

Vauvenargues

(Ms). Weil gestern viele Schüler die Hochschulreife erhielten, sind heute die Universitäten überfüllt. Oder sind sie überfüllt, weil ihr Ausbau nicht schon vorgestern begonnen wurde? Heute ist das Vorgestern von Übermorgen. Damit die Universität auch in Zukunft ihre Aufgaben erfüllen kann, müssen bestimmte Proportionen gewahrt sein: zwischen Lehrenden und Lernenden, zwischen wissenschaftlichem und nichtwissenschaftlichem Personal, zwischen Forschung, Lehre und Dienstleistung und der entsprechenden räumlichen, apparativen und personellen Ausstattung. Diese Proportionen stellen sich nicht im Selbstlauf her. Spontan entstehen Engpässe: Hörsäle werden fertig, aber Hochschullehrer fehlen. Haben wir aber Professoren und Hörsäle, dann mangelt es womöglich an Wohnraum für Studenten. Die Universität muß ihre Entwicklung planen. Nur so kann sie ihren Zielen trotz vielfältiger Wechselbeziehungen zur Gesellschaft näherkommen. Welche Schwierigkeiten damit verbunden sind und welche Abhängigkeiten von anderen Planungsinstanzen und politischen Entscheidungsträgern dadurch entstehen, zeigt das folgende Interview.

REDAKTION: Was war der Grund, daß Planungsgruppen an den Universitäten eingerichtet wurden?

STIEGER: Hochschulplanung als Institution gibt es in Hessen seit Anfang 1970. Vorher hat sich die Hochschulinformations GmbH (HIS) mit dem Aufbau von Informationssystemen schwerpunktmäßig an verschiedenen Hochschulen der Bundesrepublik beschäftigt.

*Anfänge der
Hochschulplanung*

Planung als Überlegung, wie man die Dinge gestalten will, war seit eh und je vorhanden. Die Kontinuität dieser Überlegungen ließ freilich zu wünschen übrig, bedingt durch den in der alten Rektoratsverfassung vorgesehenen häufigen Wechsel der Führungsspitze. Darüber hinaus fehlte das rationale und durchdachte Planungsinstrumentarium.

REDAKTION: Und wahrscheinlich auch die technischen Voraussetzungen, um planen zu können, also die elektronische Datenverarbeitung.

* HEP = Hochschulentwicklungsplan

STIEGER: Es bestand gar nicht so sehr die Notwendigkeit einer umfassenden und kontinuierlichen Planung, weil die Universität in ihrer Größe noch überschaubar war. Erst durch die anwachsende Zahl von Studierenden erhielten die Universitäten eine Größenordnung, die zu einer Straffung der Planung führen mußte.

REDAKTION: Hatten nicht auch die Bildungsinvestitionen eine Höhe erreicht, die im Hinblick auf den Steuerzahler eine Rationalisierung notwendig machte?

STIEGER: Ja, an die Stelle eines globalen Überdenkens unbestimmter Verteilungskriterien trat rationales, schrittweises Konzipieren bestimmter Ziele. Zudem nahm die Öffentlichkeit immer mehr Anteil an den Zielsetzungen der Universität, ihrer Entwicklung und ihren Leistungen für die Gesellschaft. Den Zentralorganen der Universität wurde so durch Presse und andere öffentliche Institutionen eine indirekte Überwachungsaufgabe zugewiesen, die dazu zwang, Rechenschaft abzulegen über das, was man getan hatte und über künftige Vorhaben.

REDAKTION: Gab es psychologische Schwierigkeiten bei der Institutionalisierung der Planung an der Universität? Wurde Planung nicht als Abkehr von der Autonomie der Universität, als Gegensatz zu Freiheit von Forschung und Lehre empfunden?

*Psychologische
Aversionen*

STIEGER: Beim Wort Planung erlebt man auch heute noch eine gewisse Aversion bei fast allen Gruppen der Universität. Überall vermutet man, daß fremde Zielvorstellungen in das Leben, wie man es bisher gewohnt war, eingreifen und daß womöglich externe Wünsche und Vorstellungen realisiert werden sollen, auf die man selber keinen Einfluß mehr hat. Diese Reaktionen sind weniger stark bei Hochschullehrern, sondern verständlicherweise mehr bei Studenten aufgetreten und auch häufig in den administrativen Bereichen der Universität, weil dort das Eingreifen der Planung in vorhandene Abläufe als störend empfunden wird. Das ist auch heute noch weitgehend ein psychologisches Problem.

REDAKTION: Seit wann gibt es eine Planungsgruppe an der Justus Liebig-Universität und welche Aufgaben hat sie?

*Aufgaben-
gebiet*

STIEGER: Die Planungsgruppe wurde Ende des Jahres 1970 an der Justus Liebig-Universität eingerichtet. Das Aufgabengebiet ergab sich aus dem zum damaligen Zeitpunkt noch zur Diskussion stehenden Universitätsgesetz, in dem die Universitäten aufgefordert werden, den Hochschulentwicklungsplan aufzustellen und ihn fortzuschreiben. Es wird im Gesetz nicht weiter definiert, wie sich diese Arbeit zu vollziehen hat, sondern lediglich angedeutet, daß der

Plan die personelle und räumliche Ausstattung sowie die finanziellen Mittel für Forschung und Lehre umfassen soll. Wir standen damit vor dem Problem, die Planung zu institutionalisieren und funktionsfähig zu machen.

Planung beginnt in jedem Fall, unabhängig davon, ob es sich um ein wirtschaftliches oder öffentliches Unternehmen handelt, mit der Erfassung dessen, was man hat. Auch wir mußten daher zunächst einen Überblick gewinnen über Zahl und Struktur der vorhandenen Stellen, über die räumliche Ausstattung und die Mittel für Forschung und Lehre sowie die Zahl der Studierenden mit ihren vielfältigen Studienwünschen. Das ist gar nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt gilt es — um ein Bild von der Größenordnung der Aufgabe zu geben — nahezu 5000 Planstellen für wissenschaftliches und sonstiges Personal, etwa 130 Gebäude mit 180 000 qm Hauptnutzfläche und mehr als 6 Millionen DM Mittel für Lehre und Forschung in ihrer Verteilung auf 23 Fachbereiche und 5 wissenschaftliche Zentren datentechnisch zu erfassen und planerisch zu analysieren. Und das bei einem Studentenaufkommen, das im Wintersemester 1974/75 auf rd. 13 200 gestiegen ist.

REDAKTION: Sie sprechen gerade von der Ähnlichkeit der Kapazitätsermittlung in einem Wirtschaftsunternehmen und in der Universität. Inwieweit gelten eigentlich die Modelle, die im Bereich der Wirtschaft erprobt worden sind, auch für die Hochschule?

STIEGER: Die Universität als Institution des öffentlichen Dienstes hat viele Ähnlichkeiten mit einem Betrieb, wie er in der freien Marktwirtschaft vorzufinden ist. Während aber der Betrieb im allgemeinen Sachgüter herstellt, »produziert« die Universität ausschließlich Dienstleistungen. Die »Produktion« dieser immateriellen Güter beginnt in der Forschung, wo Wissens Elemente erarbeitet werden. Sie setzt sich fort im Lehrbereich, in dem diese Wissens Elemente selektiert und nach entsprechender Verarbeitung didaktisch-methodischer Art an die Studierenden als Nachfrager weitergegeben werden. Sie findet ihr vorläufiges Ende in der Aneignung dieser Wissens Elemente durch die Studierenden. Das ganze Leistungsgeschehen an einer Universität könnte man als eine Transformation bezeichnen, in der Forschung, Lehre und Studium miteinander verkettet sind.

Universität
als
»Unternehmung«

REDAKTION: Welches »Produktionskriterium« legt man hier an, um sagen zu können, die Universität hat ihre Aufgaben gut oder weniger gut erfüllt?

STIEGER: Diese Frage trifft das wesentliche Merkmal, das eine Hochschule von einem wirtschaftlichen Unternehmen unterscheidet. Die Universität versucht nicht, ihre Leistung im ökonomischen Sinne zu verkaufen. Sie erzielt keinen Gewinn. Daher fehlt ihr die Meßgröße der Leistungserfüllung. Im Universi-

tätsgesetz sind zwar ihre Funktionen mit Forschung, Lehre und sonstigen Dienstleitungen grob umschrieben, aber es gibt an keiner Stelle eine Aussage über die Quantifizierung ihrer Erfüllung. Es fehlen auch — und das ist eines der Grundprobleme des öffentlichen Dienstes schlechthin — Sanktionsmechanismen, die ein Fehlverhalten oder Nichterfüllen der gesteckten Ziele »bestrafen«. So kann die Universität den Forderungen nach Rationalität nur bedingt nachkommen.

REDAKTION: Welche Schwierigkeiten ergeben sich daraus für die Hochschulplanung?

*Ersatzgrößen
zur
Leistungs-
messung*

STIEGER: Wenn es keine echten Meßgrößen gibt, müssen sozusagen Ersatzgrößen geschaffen werden, die eine Messung ermöglichen. Hilfsinstrumente dieser Art sind die Studentenzahlen, die man an der Hochschule ausbilden könnte, also die Zahl der Studienplätze bzw. die Zahl der Leistungsstunden, die mit dem vorhandenen Potential an Personal und Raum erbracht werden können. Ihre Berechnung ist durch eine bundeseinheitliche Verordnung geregelt, die sogenannte Kapazitätsordnung. Eine erste umfangreiche Erhebung zur einheitlichen Feststellung der Leistungskapazität in den Fachbereichen läuft zur Zeit in der ganzen Bundesrepublik. In der Forschung sind ähnliche Aktivitäten bisher nicht im Gange, das Problem der Messung ist dort noch schwieriger als in der Lehre.

REDAKTION: Die universitären Planungen müssen eingebettet sein in gesamtgesellschaftliche Konzeptionen bzw. in die Pläne der jeweiligen Bundesländer. Sie können also ihre Zielvorstellungen nicht allein davon ableiten, was für die Universität Gießen notwendig und richtig wäre. Welche Schwierigkeiten treten auf, wenn Sie diese äußeren Faktoren mit einbeziehen und wie weit wird die Handlungsfreiheit der Hochschule dadurch eingeschränkt?

*Planungs-
ebene und
Autonomie*

STIEGER: Planung an einer Hochschule vollzieht sich im wesentlichen auf zwei Ebenen. Die eine bezieht sich auf die Erfassung der IST-Zustände, die andere auf die SOLL-Zustände. Die erste Ebene läßt sich leicht und relativ autonom durch die Universität selber bearbeiten. Sie braucht ja nur zu messen, was sie hat. Die zweite Ebene, die Konzipierung dessen, wie es sein soll, hat sich weitgehend einzuordnen in die Vorstellungen übergreifender Institutionen auf Länderebene, die wiederum eingebettet sind in die SOLL-Vorstellungen des Bundes. Die Universität steht erst an dritter Stelle in der Autonomiehierarchie und offensichtlich ist hier der Freiheitsgrad, zu entscheiden, was sein soll, gering. In der Substruktur der Universität, den Fachbereichen, wird dieser Freiheitsgrad noch enger. Die Möglichkeit der Einwirkung auf die SOLL-Ebene besteht nach dem Hessischen Universitätsgesetz insoweit, als vorgeschrieben ist, daß ein ständiger Rückkopplungsprozeß von unten nach oben stattzufin-

den habe. Das heißt, die Universität hat ihre Fachbereiche zu fragen, das Kultusministerium hat seine Universitäten anzuhören und der Bund fragt nach den Bildungsvorstellungen der Länder. Die Universität hat damit eine gewisse Gestaltungsmöglichkeit, indem sie zumindest gefragt wird. Ob sie jedoch ein Veto-Recht hat, ist abhängig von der Stärke der einzelnen Universitäten, aber besonders von der Geschlossenheit der Universitäten eines Landes zusammen. In Hessen haben sich die Universitäten zur Konferenz Hessischer Universitätspräsidenten (KHU) zusammengefunden. In diesem Informations- und Koordinationsrahmen sollen wichtige Entscheidungen, die alle Universitäten betreffen, abgestimmt werden. Der Landeshochschulverband, der nach dem Hessischen Hochschulgesetz diese Aufgabe eigentlich erfüllen sollte, konnte bisher nicht institutionalisiert werden, so daß von dieser Seite noch keine Lösung der Koordinations- und Kooperationsprobleme der Universitäten zu erwarten ist.

REDAKTION: Sie haben schon verschiedene Einrichtungen genannt, mit denen Sie zusammenarbeiten. Gibt es darüber hinaus noch weitere interne oder externe Gremien, mit denen Sie zu tun haben und wie gestaltet sich die Zusammenarbeit?

STIEGER: Im engeren Sinne betrifft das zunächst einmal die interne Zusammenarbeit mit den Fachbereichen, insbesondere die Planungs- und Kapazitätsbeauftragten, die für jeden Fachbereich gewählt worden sind. Diese Zusammenarbeit ist sehr gut. Die Planungs- und Kapazitätsbeauftragten haben sich weitgehend in die Materie eingearbeitet und bilden in den Fachbereichen eine echte Gegenstelle zur zentralen Planungsgruppe. Die wesentlichste Verbindung besteht natürlich zu den Ständigen Ausschüssen, besonders zum Ständigen Ausschuß I, der für Lehre und Studium verantwortlich ist, und zum Ständigen Ausschuß III, der Haushaltsfragen und den Hochschulentwicklungsplan bearbeitet. Eine enge Zusammenarbeit mit den Fachreferenten, den Einrichtungen der Studienberatung und den verschiedenen Verwaltungsinstitutionen, die von der Planungsarbeit berührt werden, wird angestrebt. Es gibt weiterhin Beziehungen zur Studienberatung, die in großem Maße auf Informationen über Zusammenhänge in Lehre und Studium angewiesen ist. Darüber hinaus ergeben sich zahlreiche aufgabenbedingte Kontakte zum Hochschulrechenzentrum, zum Universitätsbauamt und dem Studentenwerk.

*Interne
und
externe
Zusammen-
arbeit*

Probleme mit diesen Institutionen resultieren zum Teil daraus, daß sich die Funktion der Planung fast auf alle Teilbereiche der Universität bezieht, weil eben Planung, Organisation und Information sehr eng zusammenhängen und grundsätzlich übergreifenden Charakter haben. Daraus ergeben sich oft Sprachschwierigkeiten und Koordinationsprobleme. Die Sprachschwierigkeiten bestehen darin, daß häufig mit bestimmten eingebürgerten Begriffen unterschiedliche Inhalte verbunden werden. Koordinationsprobleme können

dadurch auftreten, daß die Fülle der Kontakte eine zeitlich ausgewogene und ausführliche Absprache nicht in ausreichendem Maße zuläßt.

*Planung
und
Politik* Die Zusammenarbeit mit den externen Institutionen besteht in erster Linie mit den Planungsgruppen der übrigen hessischen Universitäten und der Planungsabteilung im Kultusministerium. Sie ist, was die hessischen Planungsgruppen betrifft, locker, aber arbeitstechnisch recht gut. Das gleiche könnte man auch von der Planungsabteilung im Kultusministerium sagen: die technische Zusammenarbeit ist zufriedenstellend. Was fehlt, ist die konsequente Übertragung der planerischen Überlegungen, wie sie von den Planungsgruppen in Zusammenarbeit auch mit dem Kultusministerium erarbeitet worden sind, auf die politische Entscheidungsebene. Konkret gesagt: sehr häufig ergeben bestimmte Berechnungen, z. B. der Aufnahmequote eines Studiengangs andere Werte als die, die nachher der politischen Entscheidung zugrunde gelegt werden. Das gleiche gilt für die personelle und räumliche Ausstattung, wo die politischen Entscheidungen nicht selten von den rechnerischen Darstellungen abweichen, natürlich nicht zum Vorteil der Universität.

REDAKTION: Welche Meß- und Planungsinstrumente stehen Ihnen bei Ihrer Arbeit zur Verfügung?

Meßinstrumente STIEGER: Unsere Meßinstrumente basieren auf der Erfassung von Personal- und Raumbeständen und ihrer Leistungskapazität. Das ist beim wissenschaftlichen Personal die Stundenzahl, die ein Hochschullehrer in der Woche lehren kann, oder bei Räumen die Zahl der Stunden, in der man diese benutzen kann. Schon hier verknüpft man reine Bestandsgrößen mit Werten, die nicht mehr eindeutig quantifizierbar sind. Ob nämlich ein Hochschullehrer 6,7 oder 8 Stunden lehrt, ist seit Jahren strittig und immer noch nicht entschieden. Und ob z. B. ein Hörsaal 20 Stunden in der Woche oder 30, 40 oder 50 Stunden genutzt werden kann, hängt von vielen Faktoren ab. Man muß sich, was die Nutzungsgrößen betrifft, auf Durchschnittswerte einigen, die freilich objektiv nicht bestimmbar sind.

REDAKTION: Und welche Bedeutung haben die Planungsinstrumente?

*Planungs-
instrumente* STIEGER: Es gibt zwei wichtige Instrumente: Planung mit Hilfe von Grobrichtwerten oder mit Hilfe eines Systems detaillierter Rechenfaktoren. Der Grobrichtwert bringt den Personal- und Flächenbedarf je Student zum Ausdruck. Er bildet die Grundlage der Planungen im Bildungsgesamtplan, der von Bund und Ländern aufgestellt wird. Das Rechnen mit ihnen ist einfach und überschaubar, für Einzelaussagen hingegen zu ungenau.

Dazu ein Beispiel: Für den naturwissenschaftlichen Bereich ist für Baumaßnahmen ein Richtwert festgelegt von 18 qm Nutzfläche pro Student. Soweit wir uns ausschließlich mit den Naturwissenschaften im ganzen befassen, wird

das auch zu brauchbaren Ergebnissen führen. Gehen wir aber in die Substruktur hinein und messen beispielsweise den Bereich der Mathematik, der laut Bildungsgesamtplan zu den Naturwissenschaften gehört, dann stoßen wir auf Probleme. Die Mathematik als weitgehend nicht-experimentelles Fach ähnelt mehr den Geisteswissenschaften, für die dort ein Richtwert von nur 4 qm pro Student gilt. Das hat zur Folge, daß entweder der Bedarf dieses Fachbereichs zu hoch oder seine räumliche Ausbildungskapazität zu niedrig ausgewiesen wird. Das bedeutet, daß die Zuordnung bestimmter Lehr- und Studienfächer zum Richtwert genauestens überprüft werden muß, wenn man tiefergehende Berechnungen vornehmen will. Oder aber man sollte die Richtwerte stärker nach dem Ressourcenanspruch der Studienfächer differenzieren.

Der beste Weg, den fachspezifischen Besonderheiten gerecht zu werden, führt über ausführliche Bedarfsberechnungen mit Hilfe detaillierter Rechenfaktoren. Dabei wird der Personal- und Raumbedarf aus dem Veranstaltungsprogramm einzeln abgeleitet. Dieses Verfahren ist wesentlich genauer, aber recht arbeits- und rechenintensiv.

Hinzu kommt ein Problem, das man zunächst gar nicht vermutet; die Frage nämlich: Was ist ein Student?! Denn es ist äußerst schwierig, alle Studierenden auf einen quantitativ gleichen Nenner zu bringen. Der Student der Naturwissenschaft, der einen Studiengang zum Diplom durchläuft, hat einen anderen Ressourcenanspruch als der Student, der in einem sechs-semestrigen Studiengang zum Grundschullehrer ausgebildet wird. Insbesondere, weil der Lehramts-Student mehrere Studiengänge belegt und somit in verschiedenen Fachbereichen gleichzeitig auftritt. Wir haben an unserer Universität den Ressourcenanspruch der Studierenden, wie er sich aus den Studienplänen ergibt, einschließlich der Verflechtung, als ein System gegenseitiger Belastungen erarbeitet. Daraus haben wir den »Normstudenten« errechnet, der einen interdisziplinären Vergleich über alle Fachbereiche zuläßt. Die Berechnung der »innerbetrieblichen« Leistungsverflechtung ermöglicht es, jeden Fachbereich seinem wirklichen Belastungspotential entsprechend zu erfassen und ihm entsprechend Normstudenten zuzuweisen.

»Normstudent«

REDAKTION: Das wäre ein Beispiel dafür, wie die Universität sich selbst Maßstäbe setzt, um ihre Effektivität zu messen. Wobei diese innere Leistungsfähigkeit nicht unbedingt gesellschaftliche Effizienz bedeutet, weil immer noch das Problem auftreten kann, daß Studenten, die hier sehr effektiv ausgebildet worden sind, dort nicht in dem Maße gebraucht werden.

STIEGER: Die rein ökonomische Effektivität sagt noch nichts über die qualitative Effizienz, die durch die Lehre erreicht wird. Das ist eine Frage der Anforderungen, die der Fachbereich an sich selbst und an die Studierenden stellt. Sie betrifft inhaltlich nicht die Kapazitätsplanung, sondern die Studienreform. Im

Kapazität
und
Studienreform

Rahmen der Studienreform werden die Inhalte gesetzt. Dies kann natürlich im Widerspruch stehen zu den quantitativen Möglichkeiten einer Universität. Daß Kapazität und Studienreform zusammenhängen, merkt man immer dann, wenn die Wünsche der Studienreform nicht realisiert werden können.

REDAKTION: Es ist manchmal die Rede davon, daß Dinge verplant werden. Ist in der Hochschulplanung gewährleistet, daß Korrekturen möglich sind, wenn neue Gesichtspunkte das erfordern?

*Planungs-
fehler*

STIEGER: Das Wort »Verplanung« bedeutet doch Falschplanung. Planung ist aber abhängig von vorgegebenen Zielen. Der Fehler könnte schon in der Zielsetzung liegen oder aber in den Maßnahmen zur Zielerreichung. Zweifelsohne ist es eine der schwierigsten Aufgaben der Bildungsplanung und -politik, Fehler in der Zielsetzung frühzeitig zu erkennen. Solche Fehler können im allgemeinen nicht allein von der Universität, sondern häufig nur durch übergeordnete Institutionen korrigiert werden.

Ein Zielsetzungsfehler kann quantitativer oder qualitativer Art sein. Es werden beispielsweise zu viele Studenten eines Faches oder Studienfeldes ausgebildet. Das ist ein quantitativer Fehler. Ein qualitativer Fehler läge darin, ein Studium einzurichten, das keine Berufschancen hat. Ist das Ziel richtig bestimmt, kann sich die Fehlplanung immer noch aus dem Einsatz falscher Mittel ergeben. Das ist z. B. der Fall, wenn Gebäudeeinrichtungen nicht entsprechend der voraussichtlichen Nachfrage, also zu groß oder zu klein, konzipiert werden.

Unsicherheiten

Die Unsicherheiten in der Planung liegen in der Prognose dessen, was auf die Universität zukommt, in den Studentenzahlen, aber auch in der technologischen Entwicklung, die sich in der qualitativen Ausstattung der Gebäude und Einrichtungen niederschlägt. Unsicherheiten bestehen auch darüber, was an der Universität in Forschung und Lehre und ihrer Schwerpunktbildung geschehen soll. Unsicherheiten liegen weiter in der finanziellen Entwicklung, besonders übergreifender Institutionen wie des Bundes und des Landes, die wiederum abhängig ist von der konjunkturellen und wachstumsbedingten Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft. Noch größere Unsicherheiten kommen daher, daß man nicht weiß, wie die übergreifenden Instanzen in dieses Geschehen einwirken werden. Es ist z. B. ungewiß, ob ein bestimmtes Fach in ein oder zwei Jahren einer Numerus clausus-Politik unterliegt, so daß sich die Nachfrage danach nicht mehr frei entfalten kann. Umgekehrt könnte es sein, daß politische Zielsetzungen dazu führen, aufnahmebegrenzte Fächer — z. B. das Medizinstudium — in einem unvorhersehbaren Maße auszuweiten. Der Haushalt des Bereichs Medizin ist so groß wie der Haushalt der übrigen Universität zusammengenommen. Man kann sich leicht die Folge daraus vorstellen. Zudem besuchen die Studenten der Medizin auch Veranstaltungen in

naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Fachbereichen, die dem neuen Bedarf angepaßt werden müßten. Es gibt also eine Fülle von Unsicherheiten, die gegeneinander abgewogen und einkalkuliert werden müssen. Wesentlich ist, daß man den Zeitraum der Vorausplanung in vernünftigen Grenzen hält.

REDAKTION: Wie lange ist jetzt der Zeitraum?

STIEGER: 5 Jahre für universitäre Planung. Darüber hinaus werden für einen 10-Jahres-Zeitraum globale Überlegungen angestellt, z. B. in Fragen der Schwerpunktbildung an der Universität. Was darüber hinausgeht, ist Spekulation. Der Hochschulentwicklungsplan wird alle 2 Jahre überarbeitet und fortgeschrieben, so daß kurz- bis mittelfristig eine relative Sicherheit zu erwarten ist.

*Zeitraum der
Vorausplanung*

REDAKTION: Würden Sie bitte etwas näher ausführen, wie sich der Planungsprozeß an der Hochschule vollzieht!

STIEGER: Die Zentralorgane der Universität erarbeiteten vor eineinhalb Jahren eine Zielsetzung, die den Rahmen abgeben sollte für die Programme der Fachbereiche. Außerdem wurde ein Planungsinstrumentarium entwickelt, in dem die zu verwendenden Begriffe für alle Fachbereiche verständlich definiert wurden. Weiterhin wurde festgelegt, auf welcher Ebene die Fachbereiche planen sollten und welche Daten gebraucht werden. Die Fachbereiche sollten in erster Linie ihre Programme im Bereich von Lehre und Forschung formulieren. Außerdem fragten wir sie nach ihren Vorstellungen über gewisse Normdaten, die in die Rechnung eingehen sollten, zum Beispiel wieviele Teilnehmer ein Seminar oder ein Praktikum aus didaktischen Gründen haben sollte. Oder wie stark der zeitliche Anteil zur Vor- und Nachbereitung einer Lehrveranstaltung zu veranschlagen sei. Ähnliches gilt auch für die Leistungen der Studenten. Wie viele Stunden kann ein Student studieren? Wieviel davon ist Anwesenheit in Veranstaltungen? Wie lange wird studiert bzw. sollte studiert werden? Die Datenfülle wird auf der zentralen Planungsebene zusammengefaßt, analysiert und in ein Rechenmodell eingearbeitet, um daraus Aussagen über die erforderlichen Ressourcen abzuleiten. Es hat sich gezeigt, daß gerade in der Programmgestaltung der Fachbereiche zahlreiche Schwierigkeiten auftraten, die daher rühren, daß keine oder nicht ausreichende Vorstellungen bestanden wie die Lehr- und Forschungsprogramme aussehen könnten. Darüber hinaus ist der Entscheidungsprozeß in den Fachbereichen häufig durch politische Differenzen recht schwierig und vollzieht sich langsam oder überhaupt nicht, wenn sich gewisse Gruppierungen gegenseitig paralysieren. Jetzt wollen wir zunächst einmal die vorhandenen Daten und Programmteile umfassend analysieren. Diese vorläufige Berechnung mit dem daraus resultierenden Bedarf wird den Fachbereichen zugeleitet. Das geschieht in zusammengefaßter Form

*Planungsprozeß
in der
Realität*

bereits im Rechenschaftsbericht des Präsidenten, der im Oktober dieses Jahres veröffentlicht wurde. Die Analyse soll vor allem Auskunft geben über Studienpläne und -programme sowie über die Auswirkungen bestimmter Eingangsgrößen auf Bedarf und Ausbildungskapazität. Dabei wird interdisziplinär sichtbar werden, wo bei gleichen Eingangsgrößen unterschiedliche Ergebnisse herauskommen und was die Ursachen dafür sind. Als Resultat dieser Analyse erhoffen wir, daß sich die Fachbereiche auf gewisse vereinheitlichende Kriterien bei der Programmgestaltung und Studienreform einigen. Erst dann kann ein Hochschulentwicklungsplan aufgestellt werden, der einerseits möglichst vielen Gesichtspunkten der Fachbereiche gerecht wird, andererseits aber nicht an den materiellen Möglichkeiten übergeordneter Instanzen vorbeigeht.

REDAKTION: Könnten Sie bitte zusammenfassen, welche Datenbestände die Planungsgruppe in Form von Dateien vorliegen hat!

*Elektronische
Datenverarbeitung*

STIEGER: In den ersten zwei bis drei Jahren stand die Erfassung des »Studentenaufkommens«, des Personal- und Raumbestandes im Vordergrund unserer Arbeit. Auf der Basis elektronischer Datenverarbeitung haben wir ein Studentenoperations-System eingerichtet. Es hat Immatrikulation, Rückmeldung und andere verwaltungstechnische Abläufe des Universitätssekretariats wesentlich erleichtert. Das System wurde in ähnlicher Form von der Marburger Universität und der Gesamthochschule Kassel übernommen.

Darüber hinaus sind jetzt sämtliche Räume mit ihren quantitativen und zum Teil auch qualitativen Merkmalen in einer Raumdatei erfaßt. Sie macht es möglich, die Situation der Universität in bezug auf Nutzflächen global und en détail darzustellen. Gegenwärtig erfassen wir im Rahmen der Kapazitätsverordnung alle Veranstaltungen, wie sie in den Studienplänen der Fachbereiche festgelegt sind. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, das gesamte Lehrangebot, wie es zur Durchführung bestimmter Studienpläne notwendig ist, erstmals vollständig darzustellen und als Basis für Kapazitätsberechnungen zu verwenden.

Weiter soll in naher Zukunft ein Personalverwaltungssystem auf der Grundlage der EDV eingeführt werden, das sowohl Lehrende als auch Verwaltungspersonal erfaßt, um eine zielgerichtete Personalpolitik betreiben zu können.

REDAKTION: Wie können Sie bei der Messung der Kapazität Engpässe erkennen?

Engpässe

STIEGER: Bei der Engpaßanalyse muß man unterscheiden zwischen globalen und konkreten Engpässen, die sich aufgrund bestimmter Anforderungen an den Raum oder das Personal ergeben. Zum Beispiel liegt ein globaler Engpaß dann vor, wenn ein Fachbereich zur Ausbildung seiner Studierenden einfach zu

wenig Personal hat. Dann ist der Fachbereich, bezogen auf den Nachfragestrom, zu eng. Diese Situation finden wir heute in fast allen Fachbereichen. Um einen konkreten Engpaß handelt es sich immer dann, wenn aufgrund der Studienpläne ganz bestimmte Anforderungen mit der Durchführung einer Veranstaltung verbunden sind, z. B. beim Großpraktikum in verschiedenen Fächern der Naturwissenschaften. Darin werden eine Reihe von Tätigkeiten an Apparaturen vorgeschrieben, die zahlenmäßig begrenzt sind und nur in einer bestimmten Zeit zur Verfügung stehen. Dies scheint zunächst sehr eindeutig. Bei näherer Betrachtung jedoch relativiert sich das Ganze, denn es ist nicht sicher, ob solche Veranstaltungen gerade in *dieser* Form stattfinden müssen oder ob es nicht andere Möglichkeiten der Wissensvermittlung gibt, die mit einem geringeren Aufwand zur Erreichung des gleichen Studienziels beitragen. Es wäre eine der Aufgaben der Studienreform, hierzu Überlegungen anzustellen.

REDAKTION: Ihre bisherigen Ausführungen bezogen sich auf universitäre Strukturen. Sehen Sie außerdem Grenzen für die Entwicklung der Gießener Universität als Ganzes?

STIEGER: Die Hochschule ist keine isolierte Insel, sondern Teil der Stadt und ihrer Umgebung. Somit hat das Wachstum dieser Universität eine natürliche Grenze in der Aufnahmefähigkeit »ihrer« Stadt. Rechnen wir die 2000 Studenten der Fachhochschule hinzu, dann kommen wir auf 15 000 bis 16 000 Studenten, die gegenwärtig in der Region der künftigen Gesamthochschule Gießen studieren und eben ein Zimmer, eine Wohnung brauchen. Die Grenzen lassen sich hier mittel- und langfristig unmittelbar erweitern, indem zusätzliche Wohnkapazität geschaffen wird. Zur Zeit ist ein Wohnheim für 900 Studenten im Bau. Mittelbar läßt sich diese Grenze ausdehnen, indem die Einrichtung von Studentenzimmern in Neubauten steuerlich begünstigt wird. Sie sehen, die Hochschule darf sich nicht ausschließlich auf sich selbst konzentrieren, sondern sollte sich in mehrfacher Hinsicht als Teil der sie umgebenden Stadt und des übergreifenden Bildungssystems als Mittler zwischen Schule und Beruf begreifen.

*Externe
Wachstums-
grenzen*

REDAKTION: Herr Stieger, wir danken Ihnen, daß Sie uns Einblick in die Arbeit der Planungsgruppe gegeben haben.

Hermann Lübke

Hessische Gesellschaftslehre

oder

Die Grenzen des pädagogisch Erlaubten

Um die Hessischen Rahmenrichtlinien für das Schulfach »Gesellschaftslehre« ist ein Dauerstreit entbrannt. Der Streit erhob sich im Augenblick ihres Erscheinens im Frühling dieses Jahres, und seither wird er mit wachsender Erbitterung geführt. Empörte Eltern organisieren ihren Protest vereinsmäßig: Diskussionen und Resolutionen in Hunderten von Versammlungen landauf und landab. Man fühlt sich in einen neuen Schulkampf verwickelt. Man fürchtet die Neuerrichtung von Kenntnisschulen — dieses Mal aus linker Doktrin und Gesinnung.

Die Befürworter der neuen Unterrichtspläne bleiben die Antwort nicht schuldig. Für progressive Schüler und jugendbewegte Lehrer stehen diese Pläne im Glanz der Verheißung des Fortschritts und der Emanzipation, und der Vorsitzende der zuständigen Gewerkschaft vermutete hinter der Gegnerschaft gegen sie die Interessen der Millionäre. Damit wurde die Auseinandersetzung in den ideologischen Rang des Klassenkampfes erhoben.

Nachdem die Öffentlichkeit derart mobil geworden ist, wird der Gegenstand natürlich auch im Hessischen Lantag in permanenter Wiederholung diskutiert. Die kulturpolitische Atmosphäre in und zwischen den Fraktionen erhitzt sich dabei. Die Wahlkampfstrategen in den Parteien beginnen sich darauf einzustellen, daß die Hessenwahl 1974 auch um diese Sache geführt werden wird.

Von Anfang an sind auch die Wissenschaften in den Streit einbezogen gewesen. Historiker und Politologen, Philosophen und Soziologen, auch Pädagogen natürlich treten aus ihrer professoralen Reserve, sofern diese noch vorhanden gewesen sein sollte, heraus und ergreifen Partei. Sie schreiben Analysen und sprechen Kommentare. Gutachten erscheinen und werden gelesen; Nachdrucke erfolgen.

Der Lautstärke dieser Auseinandersetzung entsprach auch der Wiederhall in der Publizistik. Das Thema gelangte bis auf die erste Seite selbst in der überregionalen Presse; sogar im Ausland wurde darüber berichtet. Redakteure von Fernseh- und Rundfunkmagazinen hielten diese Sache für wichtig genug, sie vor einem potentiellen Millionenpublikum auszubreiten. Die verantwortliche Landesregierung, die mit diesem Wellenschlageffekt ihrer Rahmenrichtlinien zunächst nicht gerechnet hatte, trat die Flucht nach vorn an und erhob den Fall zu einem Musterfall hessisch praktizierter Demokratie. Nach Kriterien

ihrer Prominenz lud sie sogenannte Experten zu öffentlicher Diskussion aufs Podium des Hessen-Forum. Der Ministerpräsident höchst persönlich eröffnete das Treffen vor einem über tausendköpfigen Publikum, und das Fernsehen übertrug es live mehr als sieben Stunden lang bis zum Ende weit nach Mitternacht.

Die Hessische Landesregierung, wie gesagt, betrachtet den Fall als einen Lehrfall praktizierter Demokratie. Daran ist soviel richtig, daß in der Tat nur in einer Demokratie eine solche öffentliche Auseinandersetzung, in der auch die Regierung nicht geschont wird, stattfinden kann, und insofern wäre alles in Ordnung. Daß auch etwas nicht in Ordnung ist, zeigt sich an den disproportionalen Dimensionen des Falles. Was ist denn der Anlaß des großdimensionierten Dauerstreits? Es sind Richtlinien für die Ausarbeitung von Unterrichtsplänen in einem einzigen unter mehreren Schulfächern, und zwar für eine einzige, nämlich die mittlere unter drei Schulstufen, die von Kindern besucht wird, die zwischen zehn und fünfzehn Jahren alt sind. An ihrem gehörigen Ort haben natürlich auch solche Richtlinien ihre Wichtigkeit. Aber im Vergleich mit den zentralen Aufgaben, die Regierungen und Parlamente in unseren Bundesländern von der Gebietsverwaltungsreform bis zur Verbesserung der Nahverkehrsinfrastruktur zu lösen haben, handelt es sich bei solchen Richtlinien doch um einen Gegenstand von durchaus untergeordneter politischer Größenordnung. Die Heftigkeit der politischen Auseinandersetzung, die sie ausgelöst haben, steht dazu in einem verblüffenden Mißverhältnis. Das ist nicht normal, und das ist auch nicht gut. Denn die Aufmerksamkeit und das Engagement der Bürger sind knappe politische Güter, und es ist mißlich, wenn sie über Monate hin für ein Problem, das der Sache nach normalerweise als ein Randproblem gelten muß, politisch in Anspruch genommen und verbraucht werden. Normalerweise würde ein solcher Vorgang doch ganz anders verlaufen sein. Der Kultusminister hätte Fachleute beauftragt, Lehrplanentwürfe auszuarbeiten. Das Resultat ihrer Arbeit hätte er dann den Betroffenen, den Lehrern, den Eltern, den Schülern, den einschlägigen Verbänden, zur Stellungnahme vorgelegt. Einige Konferenzen, Klausurtagungen hätten stattgefunden. Unter Berücksichtigung der eingegangenen Stellungnahmen wäre ein revidierter Entwurf abgefaßt worden. Der kulturpolitische Ausschuß des Landtags hätte noch Gelegenheit gehabt, Kenntnis zu nehmen, und alsdann wäre der Erlaß des Ministers in Kraft getreten — Stoff für einen Bericht auf hinteren Seiten der Landespresse und für ein Dreiminuteninterview mit dem Minister in der Landesrundschau.

Was stattdessen in Hessen stattfand, habe ich eingangs geschildert. Der Grund der ungewöhnlichen Heftigkeit, mit der hier die Öffentlichkeit reagierte, ist natürlich der, daß die Hessischen Rahmenrichtlinien für die Gesellschaftslehre ihrerseits von ungewöhnlicher Art sind. Ungewöhnlich ist, um es in einem

Satz zu sagen, daß diese Richtlinien, die schließlich nicht irgendwer, sondern ein amtierender Minister zu verantworten hat, den Versuch einer systematischen pädagogischen Hintertreibung jeder sozialen Identifikation repräsentieren, sofern diese zugleich Identifikation mit Bestehendem und Gegenwärtigem wäre. Selbstverständlichkeiten werden kritisch aufgelöst, Vertrautheiten weg-gearbeitet, die eigene Existenz in Familie und Schule problematisiert. Die Rahmenrichtlinien lesen sich als ein Programm permanenter Selbstbeschäftigung mit dem beabsichtigten Effekt der intellektuellen und emotionalen Desintegration.

Diese Anleitung zur Selbstbeschäftigung, die die doktrinär interpretierten sogenannten Interessen vierzehnjähriger Kinder zum Maßstab schulischer Wirklichkeitsvermittlung macht, hat Folgen, die ebenso grotesk wie ernst sind. Sind zum Beispiel die Schüler lustlos oder gleichgültig, so ermahnt oder ermuntert man sie nicht, sondern man macht eben diese ihre Gleichgültigkeit zum Unterrichtsgegenstand. Fühlen sie sich frustriert, leiden sie an Minderwertigkeitsgefühlen, so thematisiert man eben diese ihre Gefühle. Man lehrt sie nicht, sich innerhalb der sicherlich ungewissen, aber stets doch vorhandenen Grenzen ihres Könnens einzurichten. Und man lehrt sie auch nicht, es zu akzeptieren, daß die Grenzen des eigenen Könnens, aus welchen Gründen auch immer, von Individuum zu Individuum verschieden, weit oder eng gezogen sind. In penetranter Wiederholung wird lediglich mitgeteilt, daß, wer immer Schwierigkeiten, insbesondere Schwierigkeiten mit sich selbst hat, diese den speziellen Sozialisationsprozessen verdankt, denen er ausgesetzt war, und deren Veränderung dann entsprechend zum Programm erhoben wird.

Nun ist es ja gewiß richtig, daß die institutionellen, auch sonstigen Bedingungen der hier sogenannten Sozialisation, allerdings wiederum nur in gewissen Grenzen, veränderbar sind. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß, wer sich später als Opfer einer verkorksten Erziehung erkennt, unter günstigen Voraussetzungen verbliebener Kräfte einen ganz besonders kräftigen Willen entwickeln könnte, am System herrschender Erziehung etwas zu ändern. Aus erlittener Läsion kann man produktive Konsequenzen ziehen. Aber sofern es sich um institutionelle Konsequenzen handelt, wird ja erst die nächste Schülergeneration und nicht mehr man selbst die Früchte ernten können. Insofern bleibt es dabei, daß man auch lernen muß, sich selbst in derjenigen Misere noch zu akzeptieren, die in bezug auf einen selbst nicht mehr zu ändern ist. Dieses ist ja ein entscheidender Aspekt dessen, was man Leben-Lernen nennen darf, und den Beitrag dazu, den auch die Schule leisten könnte, vermißt man.

Das ist ein pädagogisch unerlaubtes Versäumnis. Vieles von dem, was besser anders wäre, ist tatsächlich änderungsfähig. Es ist auch richtig, daß die historischen Teile des Gesellschaftskundeunterrichts die triviale Einsicht in die Ver-

änderbarkeit der Verhältnisse nahebringen können. Es ist aber grotesk, die Vermittlung dieser Einsicht zum dominanten Zweck der Historie zu erheben, wie es die Rahmenrichtlinien in ermüdender Wiederholung tun. Daß die Geschichte uns auch die Grenzen der Reichweite unserer Handlungsmacht lehrt und die mangelnde Resistenz unserer Pläne gegen die Interventionen der Verhältnisse, die nicht so sind — davon ist nicht die Rede. Die Wirklichkeit wird gleichsam zur Disposition der »Interessen« der Schulkinder gestellt. Entsprechend werden in Permanenz als »scheinbar« apostrophierte Selbstverständlichkeiten problematisiert, zum Beispiel auch die selbstverständliche Schulpflicht, indem man im Ernst und wörtlich vor den Kindern die Frage aufwirft: Wie kommt der Staat dazu, alle Kinder zu zwingen, von einem bestimmten Alter an eine Schule zu besuchen? Ja, wie kommt er dazu? Das ist in der Tat eine entscheidende Frage, wenn Eltern befürchten müssen, daß die Schule in der geschilderten Weise in eine Anstalt zur Beförderung jugendlicher Selbstbezogenheit umfunktioniert werden soll. In dieser Schule werden die Kinder zur Selbstbezogenheit, zur Identifikationsunfähigkeit und damit zur Identitätsschwäche erzogen.

Damit sind die Grenzen des pädagogisch Erlaubten eindeutig überschritten. Man mag Staat und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland halten, wofür immer man will. Man mag sie auch für das halten, wofür die Verfasser der Hessischen Rahmenrichtlinien sie halten. Aber es ist pädagogisch unstatthaft und überdies eine politische Torheit, die Schule mit einem Hebel der Gesellschaftsveränderung zu verwechseln. Es ist jedermann unbenommen, eine ganz andere Republik zu wollen. Aber man kann in den Schulen dieser Republik nicht für eine ganz andere Republik erziehen. Selbst der Wille zur Verbesserung der Zustände in unserer Republik setzt die Identifikation mit dieser voraus. Wer solche Identifikation systematisch hintertreibt, stärkt nicht die Kritikfähigkeit, sondern destruiert die Basis menschlicher Engagement- und Handlungsfähigkeit. Das Resultat ist nicht die Fähigkeit zur Selbst- und Mitbestimmung, sondern ein streunender Hunger nach Chancen der Restabilisierung des floatenden Ich durch neue, andere Identifikation. Insofern darf man vermuten, daß die Produkte eines Unterrichts gemäß diesen Rahmenrichtlinien Schüler sein werden, die auf das Angebot eines großen Engagements, das ihnen am Schultor die Werber des Spartakus unterbreiten, aus Gründen ihrer Frustrationserlösungsbedürftigkeit willig eingehen müssen. Die Hessische Gesellschaftskunde ist nicht gerade als Kaderschule programmiert; aber sie ist eine Schule, die für die Kaderschule rekrutierungsfähig macht.

Das ist pädagogisch unerlaubt; das ist auch politisch unerlaubt. Es hat somit gute Gründe, daß der Kampf um die Rahmenrichtlinien zu einem politischen Kampf geworden ist.

Die Grundoperation der Richtlinien ist, noch einmal, die der Auflösung aller primären Identifikationen. Unter solchen Prämissen ist es selbstverständlich nicht möglich, eine elementare, unverzichtbare Funktion der Schule zu erhalten, nämlich die Funktion der Vermittlung positiver Kenntnisse, für die das Maß nicht doktrinär interpretierte sogenannte Interessen Vierzehnjähriger sind, sondern die umgekehrt das Material sind, in bezug auf das man als Kind erst lernen muß, vernünftige Interessen auszubilden.

Genau an diesem Punkt möchte ich etwas ausführlicher auf die Frage der Integration des Geographieunterrichts sowie des Geschichtsunterrichts in den Gesellschaftskundeunterricht eingehen.

Die Verdächtigung des Geographie- und Geschichtsunterrichts ist alt; die Kampagne gegen sie erreicht bereits um die Mitte der sechziger Jahre einen ersten Höhepunkt. Zuerst hatten - um es mit einem sprichwörtlich gewordenen Beispiel zu sagen - die schönen Nebenflüsse der Donau das Pech, Symbol all dessen zu sein, was in der Schule überflüssigerweise gelehrt und gelernt wird. Das geht zurück auf einen bekannten Bildungspolitiker, auf den früheren Schulsenator von West-Berlin, Evers. Dieser Schulmann hatte sich öffentlich über die Paukerei lustig gemacht, die Schüler zwingt, zu büffeln, auswendig zu lernen und im Abfrageunterricht auf Lehrerfragen zu antworten, auf die es regelmäßig nur eine einzige richtige, vollständige Antwort gibt -: An welchen Flüssen liegt Passau? Wie gelangt Schiffsfracht von Dortmund nach Bamberg? Wann wurde die DDR gegründet und wann stieg der erste künstliche Satellit, der Sputnik, in den sowjetischen Himmel?

Es ist der Witz solcher Fragen, daß sie primär nicht unsere Urteilskraft, sondern unser Wissen fordern, das zu erwerben und zu behalten mühselig ist. Diese Mühsal pflegen sich Schüler seit alters durch gewisse didaktische Kniffe zu erleichtern, wozu jene Merksprüche von der Art gehören, wie es sie auch für die deutschen Nebenflüsse der Donau gibt: »Iller, Lech, Isar, Inn / fließen rechts zur Donau hin, / Altmühl, Naab und Regen / fließen ihnen entgegen.«

Über diesen Vers mockierte sich unser Schulminister - nicht, weil der Vers die linken Nebenflüsse der bayerischen Donau allzu großzügig auf drei reduziert, sondern deswegen - man errät es schon -, weil deren Kenntnis vermeintlich jenes kritische Bewußtsein nicht kräftigt, das den Schüler befähigen soll, sich emanzipatorisch dem Konformitätsdruck repressiver gesellschaftlicher Strukturen zu entziehen, sich selbst zu bestimmen und für die Auflösung dieser Strukturen politisch konkret sich zu engagieren.

Wir alle und die Leser der Hessischen Rahmenrichtlinien zumal haben diese neuen Vokabeln inzwischen alle im Ohr - Repression, kritisches Bewußtsein, Emanzipation etc. usf. Der intellektuelle Wind, den diese Vokabeln erzeugen,

frischt immer noch auf und hat die Paukatmosphäre aus den Schulen in der Tat nahezu vollständig weggeblasen. Nächste dem Geographieunterricht ist natürlich in erster Linie das Schulfach »Geschichte« betroffen. Auch das ließe sich mit Zitaten aus dem Munde von Prominenten belegen. Ein renommierter und einflussreicher Professor der Pädagogik fand die curricularen Skrupel reformwilliger Geschichtslehrer drollig, ob denn nun immer noch und im Detail Bismarcks Zeit in St. Petersburg und dazu noch sein diplomatischer Aufenthalt in Paris zu behandeln sei. Die aktuelle Frage laute: Wieso überhaupt Bismarck?

Unter der Wirkung solcher entschlossenen Fragen ist rasch die Menge der geographischen und historischen Fakten beiseite gefegt, deren Kenntnis noch vor kurzem zu den schulischen, ja kulturellen Selbstverständlichkeiten gehörte. Für die Erteilung eines selbständigen Erdkunde- und Geschichtsunterrichts fehlen nunmehr die hinreichenden Gründe, und bei den Schülern fehlt fürs Pauken der Nebenflüsse der Donau die Motivation. — Genau das ist die Lage, die sich in den Hessischen Rahmenrichtlinien für die Gesellschaftslehre spiegelt. Was ist zur Sache zu sagen? Muß uns nicht in der Tat ein kritischer Kopf lieber sein als ein vollgestopfter? Die richtige Antwort auf diese Frage hat leider den Nachteil, nicht ebenso suggestiv und einfach zu sein wie das naheliegende Ja. Zur Kritik ist nämlich nur fähig, wer vorweg in der Welt, in der er lebt, sich zurechtfinden kann, und dieses Orientierungsvermögen bildet sich einzig durch ständige und fortschreitende Einübung in die elementaren intellektuellen Operationen der Differenzierung und Identifizierung, des Unterscheidens und Wiedererkennens. Ich will über die Philosophie und die pädagogische Psychologie dieser Operationen hier nichts vortragen. Es dürfte indessen plausibel sein, daß die Orientierung ermöglichende Fähigkeit des Unterscheidens und Wiedererkennens, wie andere Fähigkeiten auch, sich nur in anhaltender Einübung herausbilden und festigen kann, und zu dieser Einübung braucht man erstens Gelegenheit und zweitens die motivationsstärkende Erfahrung des großen Vergnügens, das es bereitet, zu tun, was man kann und fortschreitend besser zu können, was man tut.

Meine These ist: Wer die Nebenflüsse der Donau und andere Realitäten dieser Sorte als fürs kritische Bewußtsein angeblich irrelevant öffentlich der pädagogischen Lächerlichkeit preisgibt — der raubt den Schülern tausend naheliegende Gelegenheiten zur Lust des Unterscheidens und Wiedererkennens. Wie soll eine Ferienreise von Hamburg zur Adria noch eine vergnügliche Reise sein können, wenn man nicht in der Lage ist, öde fünfzehnhundert Schienen- oder Betonkilometer mit geübtem oder sich übendem Blick zu gliedern und so zu einer behaltbaren, rekapitulierbaren Abfolge zu machen? Auch die linken Nebenflüsse der Donau sind ja auf dieser Reise identifizierbare Etappen, und so geht es weiter bis zu den unverkennbaren, verkarsteten Küstengebirgen

Dalmatiens kurz vor dem Ziel. Und dieses alles sind Elemente einer Orientierung, ohne die dem älteren Schüler auch die wirtschaftsgeographischen Hintergründe der großen Raffinerien verborgen blieben, die ihm, hoffentlich, beim Blick hinab von den Höhen des fränkischen Jura auffällig geworden sind.

Es ist ganz richtig, daß zu den Existenzbedingungen dieser Raffinerien auch Kapitalverwertungsinteressen gehören und auf der anderen Seite ebenso das Interesse unseres Reisenden, deren Produkt, zum Beispiel Superbenzin, überall in gewünschter Menge nachtanken zu können. Unverständlich ist einzig, daß primanerhafte Polit-Ökonomie zum Spott über die Geographie der Quartaner berechtigen soll. Sicher ist, daß dieser kulturrevolutionäre Spott aus Ministermund die früher einmal sogenannte Realienkunde endgültig zugrunde richtet. Sicher ist, daß es nunmehr weder eine curriculare Chance noch eine Motivation gibt, sich als Schüler ein Bild der Welt von grob erreichbarer deskriptiver Vollständigkeit anzueignen.

Sicher ist, daß damit die erwähnte Reise von Hamburg zur Adria zu einem Ereignis des Stumpfsinns wird, weil eben niemals Gelerntes nicht wiedererkannt und das noch nicht Gelernte nicht auffällig werden kann. Der Griff nach dem Mickey-Mouse-Heft wird unvermeidlich, und das Ergebnis ist nicht wesentlich anders, wenn der sogenannte kritische Schüler statt nach Mickey-Mouse zur politischen Trivialliteratur eines gespensterreichen roten Lehlingskalenders greift.

Natürlich müssen die Fakten, die Elemente unserer Weltkenntnis sind, gelernt werden, und zwar partiell durchaus in jener Weise, für die die Schülersprache das Wort »büffeln« bereithält. Aber wo und wann kann man das besser, als in der Schule, im Schüleralter? Die kritische Arroganz, die das für ein Tun subalternen Positivismus' hält, ruiniert unwiederholbare Gelegenheiten. Aber ich plädiere für eine vernünftige Rekonstruktion der geographischen und sonstigen Realienkunde nicht nur deswegen, weil Fakten uns das Vergnügen der Sättigung eines provozierbaren Hungers nach ihnen verschaffen. Es ist wahr, daß pures Wissen kein Maß praktischer Urteilskraft ist. Aber es ist auch wahr, daß die politische und moralische Urteilskraft leerläuft, wo sie nicht jederzeit auf Daten und Fakten sich stützen kann. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß wir in der Lage seien, uns später, in den Zusammenhängen der politischen Praxis, nach Bedarf und nach Belieben solche Daten und Fakten zu beschaffen. Wir können das nur, wenn wir über jenes grobe, aber weitgespannte und festgeknüpfte Netz von wirklichkeitsorientierenden Unterscheidungen verfügen, das uns in unserer Zivilisation nun einmal keine andere Institution besser als die Schule verschaffen kann.

Bereits das pure Faktum hat kritische Potenz. Es bleibe den Schülern einer beliebigen Obersecunda in München unbenommen, sich auf Jugendfestivals mit

den Kämpfern in aller Welt für die vollständige Emanzipation der Frau zu verbünden. Aber zu den technischen Geräten zur Beförderung dieser Emanzipation gehören heute, unter unseren zivilisatorischen Bedingungen, wie man weiß, Wasch- und Geschirrspülmaschinen. Und nun ist es abermals ein Nebenfluß der Donau, in diesem Fall die Isar, deren durchschnittliche Wassermenge man unter anderem tatsächlich kennen muß, um die wahrscheinlichen Grenzen der emanzipatorischen Schmutzwasserproduktion der Chefinnen hochinstallierter Spül- und Waschküchen berechnen zu können. Dieses und Analoges kann man immer nur positiv lernen und zur Kenntnis nehmen — zuerst auf der Schule und dann und genauer auf der Technischen Hochschule. Es ist überhaupt von befremdender Naivität, die Schule für einen Ort zu halten, an dem es gelingen könnte, eine politische Urteilskraft zu erzeugen, die man gegen die angeblich korrumpierenden Einwirkungen der sogenannten Gesellschaft schützen und stärken muß. Die politische und moralische Substanz der Schule kann von der politischen und moralischen Substanz des Gemeinwesens, dessen Schule sie ist, nicht auf Dauer und auf erhebliche Weise verschieden sein. Die Schule der Nation, so hat mit Seitenblick auf die Bundeswehr unser Bundeskanzler gesagt, ist die Schule. Umgekehrt heißt das, daß die Schule, die wir haben, die Schule eben dieser Nation ist. Politische Tugenden, die in der Nation selbst nicht vorhanden wären, wird die Schule in den Kindern der Angehörigen dieser Nation schwerlich erwecken können. Indem die Schule in eben dieser Absicht politisch wie pädagogisch sich übernimmt, ruiniert sie ihre Fähigkeit, uns mit derjenigen Wirklichkeit bekanntzumachen, die wir politisch nicht ändern, sondern einzig in Rechnung stellen können.

Auch die neue Fassung der Rahmenrichtlinien, die der verantwortliche Minister unter der Wirkung der Dauerkritik an der alten inzwischen veranlaßt hat, macht diese Kritik nicht gegenstandslos. Die Absicht, den selbständigen Geographie- und Geschichtsunterricht aufzuheben und beide in den Gesellschaftskundeunterricht zu integrieren, wird ja nicht aufgegeben. Darüber hinaus gilt, daß viele der vorgenommenen, auf den ersten Blick weitreichenden Änderungen bloß von verbaler Art sind, bestimmt, ins Auge zu stechen. Das will ich an zwei signifikanten Beispielen zeigen.

1. Nach der alten Fassung sollten die Schüler lernen, ihre negativen Selbsterfahrungen »auf seine gesellschaftlichen Bezugsrahmen zu beziehen, das heißt nicht mehr unter Begriffe wie persönliche Schuld, Versagen, Verdienst zu fassen« (ein solches Programm müßte meines Erachtens, wenn mit ihm ernst gemacht würde, daraufhin überprüft werden, ob es nicht eine grundgesetzwidrige pädagogische Verletzung der Würde des Menschen enthält). — Die neue Fassung möchte dagegen, daß die negative Selbsterfahrung der Schüler »nicht mehr ausschließlich unter Begriffe wie persönliche Schuld, Versagen, Verdienst« gefaßt wird. Das eine ist vom anderen,

verbal, das reine Gegenteil. Zunächst sollte von Schuld, Versagen, Verdienst »nicht« die Rede sein, nunmehr eben doch, wenn auch »nicht ausschließlich«. Dieser radikalen Änderung müßte eine radikale Änderung der entsprechenden, im Detail formulierten Lernziele folgen. Nach solcher Änderung sucht man vergebens. Die personale Ebene, auf der von Schuld oder Verdienst zu reden wäre, wird nicht betreten. Die Neufassung erweist sich an einem entscheidenden Punkt als optisch-deklamatorisch.

2. Die erste Fassung der Rahmenrichtlinien wollte lehren, »individuelle Konflikte als Rollenkonflikte« zu begreifen. — Die Evidenz der Kritik, die geltend machte, daß die Konflikte, in denen das Individuum seine Identität finden und behaupten muß, nicht nur Rollenkonflikte sind, hat die Verfasser in der zweiten Auflage das Wörtchen »auch« einfügen lassen, so daß nunmehr »individuelle Konflikte auch als Rollenkonflikte« zu behaupten sind. Wiederum ist diese dem Anschein nach fundamentale Änderung des Programms im weiteren folgenlos geblieben. Die veränderten Rahmenrichtlinien erscheinen insofern als ein inkonsistentes und inkonsequentes Ganzes.

Es ist plausibel, daß auch die neue Fassung der Rahmenrichtlinien nicht vermochte, die Empörung der Eltern und sonstiger Bürger zu besänftigen. Man unterstelle aber einmal, die Hessischen Rahmenrichtlinien für die Gesellschaftslehre repräsentierten den schulpolitischen Fortschritt und wären das pädagogische Signal der besseren Welt von Morgen oder Übermorgen. Selbst wenn man das unterstellen könnte, bleibt es doch ein unerlaubter politischer Versuch, der Öffentlichkeit diesen pädagogischen Weg in eine bessere Welt in Gestalt einer Unterrichtsreform zuzumuten. Der Einwand, der Widerspruch gegen diese Zumutung sei ja jedermann unbenommen geblieben, zieht nicht. Jede Demokratie lebt, unbeschadet der in ihr herrschenden Gegensätze, von einem politischen Elementarkonsens, von einer Übereinstimmung in grundlegenden Überzeugungen, und keine Demokratie kann auf die Dauer gedeihen, in der die jeweilige Mehrheit fortgesetzt diesen Elementarkonsens strapaziert.

Dasselbe gilt auch für eine demokratische Kultur- und Schulpolitik. Es gibt in der Bürgerschaft jeweils auch einen kulturellen Elementarkonsens, der sich zwar wandelt, aber nicht in beliebigem Tempo und nicht in jeglicher Richtung. Es gibt kulturelle Selbstverständlichkeiten; es gibt intellektuelle und moralische Traditionen, die im Rahmen des Systems nur ändern kann, wer sie zugleich respektiert. Genau diesen Respekt lassen die Hessischen Rahmenrichtlinien vermissen. Wer Kinder veranlassen will, an die Stelle von Schuld gesellschaftlichen Verhältnisse zu setzen, strapaziert damit den in unserer kulturellen Tradition herrschenden intellektuellen und moralischen Elementarkonsens bis an den Rand des Zerbrechens, und das hat, wie auch an analogen Beispielen

deutlich gemacht werden könnte, den Sturm um die Hessischen Rahmenrichtlinien ausgelöst.

Es mag ja sein, daß wir, wenn wir in einer ganz anderen, neuen kulturellen Tradition erst einmal lebten, besser daran wären. Dieser Glaube bleibe den jugendbewegten Verfassern der Hessischen Rahmenrichtlinien ebenso wie dem Minister, der ihnen den Auftrag gab, ganz unbenommen. Aber der Versuch der administrativen Stiftung einer solchen neuen, vermeintlich besseren Tradition unter Verletzung von Grenzen, die durch den herrschenden intellektuellen und moralischen Konsens gesetzt sind, unternommen mit den verwaltungstechnischen Mitteln eines Schulministers — dieser Versuch ist ein Novum. Er wird als Denkwürdigkeit in die Geschichte der deutschen Schulpolitik eingehen.

Der Kiosk ist die Schule der Nation

Trivallliteratur und Demokratie

Am 19. Januar 1919 fanden in Deutschland allgemeine, freie und geheime Wahlen statt. Damit gab es hierzulande zum ersten Male eine Demokratie im Sinne der westlichen Welt. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Vorübergehend wurde die Demokratie für zwölf Jahre außer Kraft gesetzt, doch seit 25 Jahren versucht die Bundesrepublik, die Demokratie auf der Grundlage von Marktwirtschaft und Mehrheitsentscheidungen zu verwirklichen. Sehen wir einmal ab von den mehr oder weniger versteckten Dirigismen, über die das Kapital, die Kirchen, die Gewerkschaften usw. verfügen, so leben wir theoretisch unter der Herrschaft der Zahl. Die Vielen bestimmen über einfache und absolute Mehrheiten und nicht einzelne Gruppen und Geistesrichtungen. Diese Vielen geben in der Regel nur an der Wahlurne ihre Stimmen ab, lassen aber ansonsten nichts von sich hören. Sie schreiben nichts, sie reden nicht öffentlich — was mögen sie wohl denken? Wollen wir hierauf eine Antwort, so können wir uns nur an das halten, was sie lesen. Die Mehrheit der Wähler, die über Mehrheiten im Parlament bestimmt, liest weder Thomas Mann noch Brecht, weder Enzensberger noch Handke, weder Marx noch die Bibel. Die Mehrheit dieses Volkes liest — wenn überhaupt — das, was man Trivallliteratur nennt. Das beweisen die Auflagenhöhen eines Mario Simmel und der Groschenhefte. In der Bundesrepublik erscheinen jährlich ca. 500 Millionen sog. Heftromane in ungefähr 100 eingetragenen Groschenheft-Reihen. 500 Millionen jährlich — das sind etwa 8 Exemplare pro Kopf der Bewohner Westdeutschlands. Die Hefte erscheinen wöchentlich in einer jeweiligen Gesamtauflage von ca. 9 Millionen. Nach den Berechnungen Klaus Ziermanns bringen die Groschenhefte »jährlich etwa dreimal mehr Lesestoff auf den westdeutschen Markt als die gesamte sonstige belletristische Buch- und Taschenbuchproduktion zusammengenommen«¹). Literatursoziologische Untersuchungen der letzten Jahre ergaben, daß etwa 20% der Bundesrepublikaner ständige Nichtleser sind und daß etwa 6% sog. höhere Literatur lesen. 74% der Bevölkerung, also nahezu $\frac{3}{4}$ lesen Groschenhefte, Fortsetzungs-, Zeitungs- und Illustriertenromane. Dem Gebildeten gilt diese Literatur als Produkt der Gosse, das man nicht zur Kenntnis, geschweige denn in die Hand nimmt.

Seit etwa 15 Jahren haben Literaturwissenschaftler ihr Interesse an der Masenliteratur entdeckt. Die Beschäftigung mit ihr konzentrierte sich auf drei Themen: 1. auf eine Phänomenologie trivallliterarischer Elemente, 2. auf eine Begriffsbestimmung der Trivallliteratur und ihre Abgrenzung zur sog.

715/2

AUSLESE

DER GROSSE ROMAN

IN DIESEM BAND 2 VOLLSTÄNDIGE ROMANE



2 Romane des Herzens

Das Titelbild dieses Heftromans zeigt eine Szene aus dem Film »Kleine Leute – mal ganz groß« mit der Nachwuchsdarstellerin Ute Hallant.

höheren Literatur. 3. auf das damit verbundene Problem der Wertung. Wer brachte die Trivallliteratur in ihren schlechten Ruf und mit welchem Recht? Wenn sie von den Vielen gelesen wird, wurde sie offenbar von wenigen, also von einer Minderheit abgewertet. Wer legitimierte diese dazu? Etwa eine höhere Bildung, doch wie weist sie sich aus? Oder objektive Maßstäbe, doch wer kennt sie? Oder soll umgekehrt die Mehrheit der Leser eine Ästhetik demokratisch bestimmen? Dann gehört die Trivallliteratur unbedingt in die Lesebücher. Hier türmen sich Fragen auf Fragen. Helmut Kreuzer ist einigen von ihnen nachgegangen.²⁾ Ich selbst versuche, einen vierten Weg zu beschreiten. Mit — wie ich hoffe — konstruktiver Naivität verzichte ich auf eine vorgängige begriffliche Fixierung von Trivallliteratur. Ich greife stattdessen ein Dutzend Groschenhefte aus dem Angebot der Kioske heraus und frage: Wenn das die Literatur für diejenigen ist, die seit 1919 — mit Unterbrechung — die Mehrheit in unseren Parlamenten bestimmen, wie verhält sich dann diese Literatur zu den Prinzipien der Gleichheit und Selbstbestimmung? Oder anders gefragt: Wie tief ist der demokratische Gedanke im Bewußtsein der Leser von Trivallliteratur verankert? Hat sich die seit 1919 propagierte und praktizierte demokratische Theorie auf Inhalt und Form der Massenlektüre ausgewirkt?

Auf die sog. höhere Literatur zielend, kann diese Frage durchgehend mit ja beantwortet werden. Die Literatur der 20er Jahre ist nicht denkbar ohne die Republik. Thomas Mann hätte in den »Buddenbrooks« (1900) noch keinen Settembrini auftreten lassen, und Brecht hätte im Kaiserreich wohl weniger Freunde gefunden. Die deutsche Gegenwartsliteratur schließlich behandelt kein Thema mit größerer Eindringlichkeit als das Problem der westlichen Demokratie, sei es verteidigend wie bei Grass oder ablehnend wie bei Weiss. Ist Vergleichbares auch in der Trivallliteratur erkennbar?

Um dieser Frage nachgehen zu können, betrachte ich Form und Inhalt einiger Trivialromane genauer. Die dabei getroffene Auswahl ist problematisch, denn es gibt sehr verschiedene Arten und Ansprüche von Trivallliteratur, und sie sind auf diverse Leserschichten zugeschnitten. Wenden sich die vom Verlag bearbeiteten Karl-May-Bände heute vordringlich an die Abenteuer- und Idolsuche pubertierender Jugendlicher, kommt die wieder aufgelegte »Gartenlaube« hochgesinnten Lesern und Leserinnen entgegen, denen die Welt ein Wirrwarr und Günther Grass ein Scheusal ist, lebt Mario Simmels Erfolg von den mittelständischen Sehnsüchten nach chromglitzernder Hausbar, San Tropez und China-Restaurants, so entsprechen die Groschenhefte eher den Kleinbürger- und Arbeiterschichten mit ihren weniger exotischen Gelüsten als ihren Bedürfnissen nach Lebenssicherheit, gütigem Geschick und beharrender Einfalt. Sieht man jedoch von den verschiedenen Graden der Könnerschaft und Raffinesse sowie von den unterschiedlichen Publikumsintentionen all dieser

Produkte ab, so verbindet sie am Ende dennoch manches Gemeinsame, und vieles, was auf Groschenhefte zutrifft, gilt ähnlich — wenn auch differenzierter — für Karl May, Western-Serien, »Gartenlaube« und Simmel. Ich beschränke mich daher hier auf Beispiele des Typs Lore-Roman und des Bastei-Verlages, des größten westdeutschen Groschenheftproduzenten, mit seinen feststehenden Typen: Silvia-Roman, Fürsten-Roman, Arztroman und Heimatroman.

Bereits der Katalog dieser Spielarten verrät eine typische Eigenschaft des Trivialromans, und zwar seine hermetische Abgeschlossenheit. Dieser Begriff ist zunächst noch sehr allgemein; er soll im folgenden durch Beispiele näher bestimmt werden. Ich verstehe die hermetische Abgeschlossenheit in zweifachem Sinne, sowohl im räumlichen als *Begrenzung* als auch im zeitlichen als *Beendigung*.

1. Die Begrenzung: Der Literaturwissenschaftler, der sich mit gattungspoetologischen Fragen vergeblich herumgeschlagen hat, blickt mit Neid auf das säuberliche System der Trivialromane. Nirgends gibt es eine so exakte Gattungseinteilung wie hier. Der Berg-, Schicksals- und Frauenroman hält sich jeweils an streng vorgeschriebene Themen und Handlungsabläufe; die Konfiguration ist strenger festgelegt als in der *commedia dell'arte*. Festgelegt ist auch der Umfang eines jeden Groschenheftes, das in den meisten mir bekannten Fällen exakt auf Seite 63 endet. Diese Tatsache hängt nicht vom Inhalt der Hefte ab, sondern folgt aus der vorgeschriebenen Begrenzung auf vier Druckbogen.

Abgeschlossen sind nicht nur Gattungsformen und Handlungsgerüste, sondern auch Wortwahl und Wortgefüge. Es gibt keine sprachlichen Dunkelheiten, keine kühnen Metaphern, keine Widersprüche und Paradoxien; es gibt nichts, das in eine problematische Offenheit führen könnte, wie sie sich in Goethes »Iphigenie« immerhin als gefährvolle Möglichkeit andeutet. Die Abgeschlossenheit des Trivialromans hat zur Folge, daß er den Leser nicht mit etwas Neuem konfrontiert. Er will nicht das Bewußtsein erweitern, sondern das Altbekannte immerzu wiederholen und damit Erwartungen erfüllen und Bedürfnisse befriedigen. Da er wie keine andere literarische Erscheinung auf die Lesererwartungen eingeht, ist er ein dankbares Studienobjekt für den, der diese Erwartungen erforschen möchte. Die festgefügtten Gattungen, Charaktere, Wendungen und Bilder bestätigen ständig, was der Leser immer schon meinte und wünschte, und sie bestätigen seinen abgeschlossenen Schatz an Lebensweisheiten. Im Groschenheft begegnet er seinen goldenen Worten wieder: »Alle Menschen haben Fehler und Schwächen«, »Auch jedes Unglück hat sein Gutes«; »Man muß auch verzeihen können« usw. Inhaltlich stehen übrigens alle diese Sprüche im Dienste einer Beschwichtigungsideologie. Hier herrscht die triviale Philosophie des Sein-lassens, denn die Helden der Groschenhefte haben gleichsam mit den Fehlern dieser Welt abgeschlossen.

2. Die Beendigung: Abgeschlossen ist der Trivialroman auch in zeitlicher Hinsicht. Er nimmt keine neuen literarischen Formen mehr in sich auf; alle modernen Experimente der Erzählkunst gehen an ihm vorüber. Weder der Expressionismus noch der Symbolismus, weder Joyce noch der nouveau-roman haben irgendwelche Spuren in ihm hinterlassen. Der Trivialroman ist auf einer bestimmten Stufe stehengeblieben, und zwar auf der des 19. Jahrhunderts. Seine Sprache und seine Vorstellungswelt sind die eines simplifizierten Realismus bodenständiger Prägung, verbunden mit dem Aberglauben der Schicksalstragödie. Der Stil des Trivialromans ist eine Mischung aus Storm, Ganghofer und Zacharias Werner. Wenn ich sagte, der Trivialroman sei stehengeblieben, so muß ich hinzufügen: Er ist nicht auf irgendeiner Stufe stehengeblieben, sondern auf der vorhergehenden. Der Trivialroman konserviert den Geschmack von gestern, nicht den von vorgestern. Eine Parallelerscheinung beobachten wir auf dem Schlager- und Schnulzenmarkt. Hier dominiert musikalisch die Monophonie des 19. Jahrhunderts, während die Polyphonie von vorgestern, d. h. des 17. und 18. Jahrhunderts, fast völlig vergessen scheint. Erst die Popmusik bringt hier neue Impulse.

Ich kehre zurück zum Trivialroman und nenne nach der hermetischen Geschlossenheit ein zweites charakteristisches Moment: die leere Allgemeinheit. Im Trivialroman ist fast nichts individuell ausgeprägt. Die Figuren sind Hüllen, in die beliebig viele Menschen hineinpassen und mit denen sich alle Leser identifizieren können. Die einzigen immer wiederkehrenden und sich dadurch aufhebenden Charakteristika sind die »hohe gewölbte Stirn« und die »schmale gerade Nase«. Das Handlungsschema ist zwar nach außen abgeschlossen, aber innen nicht gefüllt. Es besteht aus wenigen Gerüststangen, die sich leicht verschieben lassen, und so entsteht ein neuer Roman. Dadurch kommt die überraschende Ähnlichkeit aller Groschenhefte zustande. Sie ist das Ergebnis fehlender Individualisierung.

Vage und leer ist auch die Sprache. Betrachten wir einmal das beliebte Bild des notorisch blauen Himmels. Die Poeten haben sich zu allen Zeiten bemüht, eine persönliche Note in ihre Beziehung zum Firmament zu bringen. Thomas Mann liebt das blasse Spätsommerblau, bei Mörike läßt der Frühling »sein blaues Band wieder durch die Lüfte flattern«, und Büchner nennt den Himmel einmal ein »dummes blaues Auge«. Wie blau ist dagegen der Himmel im Trivialroman? Er ist — ich zitiere — »unwahrscheinlich blau«. Hier haben wir einmal einen Fall, bei dem Modisches in das Groschenheft eindringt; denn »unwahrscheinlich« ist ein Modewort der Intensivierung, so wie zu anderen Zeiten »furchtbar«, »schrecklich«, »irrsinnig« usw. Alle diese emotional steigernden Wörter — man beachte das Affektive und Außerrationale von Furcht, Schrecken, Irrsinn usw. — ich sagte, alle diese Wörter sind vertauschbar, denn sie sind in ihrer Bedeutung allgemein, so daß man sie überall verwenden kann:

Ein Politiker ist »unwahrscheinlich« nett, es gibt »unwahrscheinliche« Typen, und ein Elefant ist »unwahrscheinlich« dick. Dieser Ausdruck ist nicht bewußt unbestimmt, weil die Wörter nicht die Sache fassen, wie wir es von Hofmannsthal und Handke kennen; der Ausdruck »unwahrscheinlich« ist vielmehr die emotional satteste Bezeichnung im Jargon einer Epoche. Sie bildet sich deshalb als allgemein befriedigend heraus, weil sie so allgemein ist und sich jedem für jedes anbietet.

An die Stelle des affektiv steigernden und alles und nichts bezeichnenden Modeworts kann die triviale Antithese treten. Durch Verbindung scheinbarer Gegensätze täuscht sie Weitgespanntheit und Komplexität vor; in Wirklichkeit ebnet sie die Unterschiede ein. Hierfür ein Beispiel: »Das Opernhaus war ein moderner Bau von kühler Eleganz und imponierender Sachlichkeit, besaß aber trotzdem das Flair der großen Theaterwelt.« Dieser Satz ist ein Beispiel für typische Konsumprosa, für eine Prosa von der Stange gleichsam, die so geschneidert sein muß, daß sie möglichst vielen paßt. Ein junger Leser, der der Welt der Peter-Stuyvesant-Reklame huldigt, wird mit Kühle und imponierender Sachlichkeit bedient. Dann folgt ein »aber«, das keinen *wirklichen* Gegensatz bezeichnet; denn schon das griechische Theater war theaterhaft und zugleich von imponierender Sachlichkeit. Doch dieses »aber« spielt auf die landläufige Auffassung an, daß bei imposanter Sachlichkeit das Herz zu kurz komme, und daher wird das romantische Flair noch angehängt, und zwar für empfindsame Herzen. Indem der Trivialroman im entscheidungslosen Totalitätsanspruch alles liefern will, liefert er allen etwas oder jedem nichts.

Der Abgeschlossenheit und Allgemeinheit in Form und Sprache entsprechen die Geschlossenheit und Unbestimmtheit im Inhalt des Lore-Romans. Zur Abrundung des Geschehens gehört unbedingt der versöhnliche Schluß, ohne den der Trivialroman nicht auskommt. Auch die Intriganten und Bösewichter werden vom Happy-End beglückt, und ihre Missetaten erscheinen nachträglich als verzeihliche Irrtümer; denn das Böse basiert nur auf einer vorübergehenden Verblendung, in der Regel durch Hochmut und Leichtfertigkeit. Da das Happy-End zum Trivialroman gehört wie das Sattwerden zum Essen, muß es mit allen Mitteln erreicht werden. Briefe, reiche Onkel und warme Seelen fungieren hier massenweise in der Rolle des alten *deus ex machina*.

Abgeschlossen ist die Handlung noch in einem anderen Sinne. Es gibt nur Privatleben und allenfalls ein wenig Büro, aber keine geschichtliche Umwelt. Man erfährt nie, welche Partei gerade regiert, ob Kriege drohen oder stattfinden, und der Staat existiert nur als Polizei, die man im Notfalle anrufen kann. Alles bleibt unverändert: die ewigen Berge, die Liebe, die ganze Natur. Alles Seiende wird als Verhängtes hingenommen, auch die ständischen Unterschiede, die eine rechtmäßige Eheschließung vorübergehend erschweren. Hierfür ein Beispiel: In einem Heimatroman mit dem Titel »Die Sünde der schönen

Berggräfin« stehen sich ein Bauernmädchen und der junge Graf von Pless gegenüber. Das Mädchen möchte einmal heraus aus der engen Umgebung, möchte reisen usw. Darauf der Graf: »Du hast sehr revolutionäre Wünsche, Judith«, lächelte Ferdinand von Pless. »Das ist hier bei den Bauern nicht üblich.« — »Und du — und dein Vater?« — »Aber Judith! Das ist doch etwas ganz anderes!« — »So? Meinst du vielleicht, weil ihr ein Schloß habt? Geld haben wir Mareiner so viel wie ihr! An dem läge es nicht!« — Ferdinand von Pless lächelte befremdet. »Du sprichst wie ein kleines Kind, Judith.« Seine Augen blicken kühl. — »Ja, ich weiß. Ich bin nur ein kleines Ding.« Nur für einen Augenblick flackert der Unmut über die gesellschaftliche Ungleichheit auf, dann wird sie als abgeschlossen hingenommen. Von Werden und Zeiten ist nur im Sinne der Jahreszeiten die Rede, d. h. der ewigen Wiederkunft des Gleichen.

Ausgeschlossen aus dem Trivialroman ist sowohl das Unterste als auch das Oberste, sowohl die Analsphäre als auch das Heilige. Es gibt keinen Unterleib, keine Kloaken, aber auch keine Religion, keine Philosophie und keine Politik. Das Untere fehlt, weil es unangenehm, das obere, weil es problematisch ist und zu Meinungsverschiedenheiten führt. Damit möglichst viele angesprochen werden, müssen Differenzen hervorrufende Problemzonen ausgeklammert werden. Stattdessen zieht sich der Trivialroman auf den mittleren Streifen des sog. Allgemeinmenschlichen zurück. Was bleibt, ist die naturhafte Seite am Menschen: Geburt, Liebe, Leidenschaft, Rache, Fluch, Krankheit usw. In einem Arztroman fand ich den bezeichnenden Satz: »Das Blut ist stärker als alles, was die Leute für Moral halten.«

Einerseits ist der Trivialroman wie kein anderes literarisches Produkt auf die Leseerwartungen zugeschnitten; andererseits aber zeigt er eine Welt, in der die meisten Leser der Hefte nicht leben. Geschrieben ist er für Kleinbürger und Arbeiter, beschrieben aber werden die Schicksale von Ärzten, Grafen, Großbauern, Industriellen und Architekten — übrigens nie von Professoren. Die Helden des Trivialromans verfügen über Geld und Macht. Zur Ausstattung gehören durchgängig das Hauspersonal und der rote Sportwagen als Statussymbol und Vitalitätsindiz; denn beim rasanten Abfahren spritzt regelmäßig der Kies davon. (Hier liegt übrigens der Grund für die Untauglichkeit des Professors für den Trivialroman. Die Leser haben — laut Umfrage — immer noch eine hohe Meinung vom Professor, aber er verliert über seinem langen Werdegang und durch sein Spezialistentum seine »attrattiva«, seine Vitalität ist weniger im Gerede als seine Absonderlichkeit, und so eignet er sich nicht zum strahlenden Helden des Trivialromans.)

Wenn es heißt, der Trivialroman berücksichtige die Erwartungen seiner Leser in sehr hohem Maße, so bedeutet das bei der Darstellung besserer Kreise: Er führt nicht vor, was die Leser *sind*, sondern was sie sein *möchten*, wovon sie

träumen. Dabei zeigt er nicht, wie man in den höheren Stand gelangen könnte, etwa durch Arbeit und Verdienst, sondern er zeigt diesen höheren Status immer so, wie er schon ist, abgeschlossen und fest verankert. Dadurch bietet er dem Leser die Fiktion einer besseren Welt, weist aber nicht den Weg dorthin. Er würde sich auch als literarische Erscheinung und als Verkaufsobjekt aufheben, wenn er es täte; denn der Trivialroman lebt von dem Widerspruch zwischen der Welt des Lesers und der dargestellten. Wenn die Leser nicht mehr träumen wollen oder zu träumen brauchen, kaufen sie das Groschenheft nicht mehr.

Bezeichnend für die wirtschaftliche Lage und die soziale und psychologische Situation des Groschenheftlesers ist die Reklame auf den Innen- und Rückseiten der Umschlagblätter. Radios, Plattenspieler, Eßbestecke und Schmuckstücke werden zu niedrigen Abzahlungsraten angeboten; die angesprochenen Käufer beziehen niedrige Gehälter. Daneben werden die Kunden bei ihren kleinen Mängeln gepackt, die ihnen große Sorgen machen. Da gibt es die vielfältigen Mittel gegen Sommersprossen, abstehende Ohren und Bettnässen. Auf breiter Front wird der Kampf um die Schlankheit vorgetragen. Den vielen Gehemmten wird Medizin gegen Schüchternheit geboten, gegen Kontaktmangel, Sprechangst und Minderwertigkeitsgefühle. In fast keinem der Hefte fehlt die »aufblasbare Gespielin, lebensecht, lebensgroß« mit dem Zusatz »1001 Möglichkeiten. Vorkasse nur 49,— DM«. Die Reklame beweist: Die Leser der Groschenhefte sind die Besitzlosen und Zukurzgekommenen. Mit dem relativ niedrigen Preis halten sich die Hefte noch gerade im Rahmen einer Groschenwährung.

Hermetische Abgeschlossenheit und leere Allgemeinheit waren die Oberbegriffe, unter die sich eine Reihe formaler und inhaltlicher Züge der Groschenhefte subsumieren ließ. Diese Züge müssen wir befragen, wenn wir etwas über die politische Haltung der Trivialromane erfahren wollen, denn als dargestelltes Thema fehlt die Politik so gut wie ganz. Welche Auskunft aber geben die Abgeschlossenheit und Allgemeinheit des Trivialromans auf die Ausgangsfrage »wie habt Ihr's mit der Demokratie?« Die in räumlicher und zeitlicher Hinsicht hermetische Geschlossenheit propagiert eine durchweg ungeschichtliche Welt und verhindert jede Form von Veränderung. Die leere Allgemeinheit, das zweite Hauptmoment des Trivialromans, macht durch ihre extreme Entindividualisierung jede Entscheidungsmöglichkeit zunichte. Damit sind Entscheidungsfreiheit und Veränderbarkeit, die beiden Grundbegriffe im Glaubensbekenntnis der Demokratie, ausgeschlossen. Der zitierte Satz, daß das Blut stärker sei als jede Moral, beweist es; die Groschenhefte sind nicht bloß undemokratisch, sie sind antidemokratisch. Ihre Ideologie zielt auf Beschwichtigung; jedes Heft endet mit der Bestätigung der alten und als ewig ausgegebenen Ordnung. Dem Leser wird keine Möglichkeit gezeigt, sich *gegen* das immer so Ge-

wesene zu entscheiden. Um das zu verdeutlichen, skizziere ich mit gebotener Knappheit das Handlungsschema zahlreicher Groschenhefte: Ein junges Mädchen kommt vom Lande oder aus kleinstädtischer Umgebung in größere und gefährlichere Verhältnisse. Der Dienstantritt bei einer Bank, einem Kaufhaus, einem Büro usw. führt sie mit dem notorisch gut aussehenden Chef des Unternehmens zusammen, der den obligaten roten Sportwagen fährt. Noch darf das Mädchen nicht einsteigen, wenngleich eine zarte Neigung in seinem Herzen keimt, und zwar in der Regel »süß und schmerzhaft zugleich«. Der junge Chef, der sehr »elastisch« und sogar »federnd« seine Beine bewegt, bleibt freundlich reserviert und beachtet die stille aber schöne Unschuld nicht übermäßig. Im weiteren Verlauf der Handlung treten die Mächte der Finsternis auf den Plan. Sie kommen in Gestalt von Abteilungs- und Unterabteilungsleitern, haben stechende Augen und eine Hakennase und rücken dem Mädchen buchstäblich zu Leibe. Die Unschuld verteidigt sich mit allen Kräften, doch nun greifen die Unholde zu stärkeren Mitteln. Durch Verleumdungen und Intrigen aller Art bringen sie ihr Opfer an den Rand der Verzweiflung. Genau an diesem Punkt aber erscheint der deus ex machina in der Gestalt des obersten Chefs. Er entdeckt seine bisher verborgene Liebe zu dem Mädchen und wundert sich, daß er eine solche Blume in seinem Garten bisher übersehen hat. Er bricht sie nun aber nicht — nein, das wollten die Bösewichter — sondern er pflanzt sie in den Topf der Ehe. Die Schurken werden liquidiert, oder sie bekehren sich. Das kleine Mädchen hat seinen Prinzen, und das Ende ist im wahrsten Sinne märchenhaft. Wie sich der König im Märchen irren kann, weil er durch Hexen und Stiefmütter getäuscht wird, und wie er in seiner Weisheit und Güte schließlich zur Einsicht kommt und die Braven belohnt — so fungiert im Groschenheft der Chef. Auf ihn ist die Königsgewalt des Märchens übergegangen. Hierin liegt die eigentlich politische Ideologie des Trivialromans. In groben Umrissen skizziert, gründet sie auf folgenden Grundansichten: Die dargestellte Welt ist so, wie sie ist, in Ordnung. Sie ist streng hierarchisch gegliedert, und die oberste Instanz garantiert die Erhaltung des Systems. Ihre gottähnliche Stellung schließt Korruption und anhaltende Verblendung aus. Bosheit und Verwirrung kommen nur durch die unteren Chargen ins Spiel, die am Ende jeweils von dem Obersten zurechtgewiesen werden. Auch im Märchen ist nicht der Kalif böse, sondern der Wesir. Allen Fällen liegt das gleiche Denkmodell zugrunde: Die nach dem Führerprinzip gegliederte Ordnung wird bejaht. Das Böse spielt sich auf unteren Rängen ab und wird von dem König, dem Führer, dem Chef eliminiert. Eine Regeneration von unten gibt es nicht, die Wiederherstellung kommt stets von oben.

Damit ergibt sich für die Frage nach der Demokratie im Trivialroman folgende Antwort: Das politische System der Groschenhefte ist nicht das demokratische, sondern das ständische. So zeigt sich im Politischen dasselbe wie im For-

malästhetischen: Der Trivialroman konserviert in Stil *und* Politik den Geschmack und das System von gestern.

Wer also unsere auf Marktwirtschaft und Mehrheitsentscheidung fußende demokratische Verfassung beherzigt sehen will, der kehrt enttäuscht von der Exkursion in den Trivialroman zurück. Es bleibt das Fazit: Die vor mehr als 50 Jahren ausgerufenen Demokratie ist am Trivialroman vorübergegangen. Die Masse der Leser, die über Mehrheiten in den Parlamenten entscheidet, liest eine Literatur, die die elementaren Voraussetzungen der Demokratie, nämlich Gleichheit, Freiheit und Veränderbarkeit negiert.

Bis hierhin reicht der Befund, den ein Literaturhistoriker geben kann. Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, obliegt zwar seinen Nachbardisziplinen, den Psychologen und Gesellschaftswissenschaftlern, aber auch ich möchte einige Erklärungsmöglichkeiten andeuten: 1) Es wäre denkbar, daß die demokratische Tradition von 50 Jahren zu kurz ist, als daß sie in das Bewußtsein oder gar in das Unterbewußtsein breiter Schichten hätte eindringen können. 2) Die historischen Bedingungen könnten sich in unserem Lande als besonders ungünstig für eine Demokratisierung erweisen. Zu lange hat dieses Land danach gestrebt, eine Nation zu werden, bevor es daran ging, eine Demokratie zu sein. 3) Möglich ist weiterhin, daß die Mängel in der hierzulande praktizierten Demokratie selbst liegen, von der sich die Massen im Bewußtsein ihrer eigenen Ohnmacht enttäuscht zurückziehen und in eine Welt unpolitischer Trivialität und ständischen Ordnungsdenkens versetzen. Freiheit und Gleichheit vermögen deshalb nicht zu überzeugen, weil sich die Betroffenen in Wahrheit unfrei und ungleich fühlen. 4) Die Flucht in die ewigen Ordnungen der Berge, des Blutes und der Stände könnte eine systemimmanente Erscheinung unserer Demokratie sein, d. h. wenn diese Demokratie auf der faktischen Ungleichheit der Menschen basiert, muß sie, um das System der Herrschenden zu stützen, die Beherrschten ausschalten. Offene Unterdrückung muß sie sich als Demokratie versagen, doch sie erreicht dasselbe Ziel, indem sie die Massen entpolitisiert. Die Konsequenz wäre: Unsere Demokratie braucht den undemokratischen Trivialroman zu ihrer eigenen Stabilisierung. Klaus Ziermann zieht daraus in seiner Ostberliner Dissertation den Schluß, daß die von ihm so benannte »imperialistische Massenliteratur« von der herrschenden Klasse Westdeutschlands zur ideologischen Beeinflussung der Massen eingesetzt werde. Ziermann beläßt es bei dieser puren Behauptung, die mit einer Verlautbarung des ZK übereinstimmt und untersucht nicht genauer, wie und in wessen Auftrag die behauptete Beeinflussung vonstatten geht.

Eine solche Behauptung, die heutzutage auch hierzulande die Spatzen von den Dächern pfeifen, ruft wiederum den Literaturhistoriker auf den Plan. Es drängt sich ihm folgende Frage auf: Wenn das Phänomen Trivialliteratur angeblich das Produkt einer Scheindemokratie ist, die einen undemokratischen

Lesestoff zu ihrer Verfestigung hervorbringt, wie sieht dann die Literatur in Gesellschaftssystemen aus, die von sich behaupten, mehr Demokratie verwirklicht zu haben? Es ist mir bisher nicht gelungen, einen umfassenden Überblick über die Trivialliteratur der DDR zu bekommen. Was ich jedoch auswerten konnte, spricht für folgendes: 1) In der DDR gibt es keine Massen-Groschenhefte. In einer Art Gegenunternehmen zu den westdeutschen Kiosk-Angeboten bringt der Ostberliner Verlag »Volk und Welt« eine sog. »Romanzeitung« im Groschenheftformat zum Preis von 80 Pf. heraus. Darin werden Romane der arrivierten Weltliteratur abgedruckt, so von Alberto Moravia, Joseph Conrad und Gerhart Hauptmann. Dagegen gibt es in Buchformat auf gutem Papier Gedrucktes, das den Namen »Trivialliteratur« verdient. 2) Diese unterscheidet sich von der der Bundesrepublik darin, daß sie — auf den ersten Blick — politisch ist, d. h. es kommen politische Themen, soziale und patriotische, zur Sprache. Auch hier eine Skizze zum Handlungsablauf: Der unschuldigen Schönen des Westens, die ihren Märchen-Chef erhält, entspricht die Traktoristin, die ihren Brigadeleiter heimlich verehrt. Dem finsternen Abteilungsleiter entspricht der Spion aus der BRD oder ein Unterbrigadier, der durch Kritik die Moral der Arbeiterklasse zersetzt und dadurch dem westlichen Ausland in die Hände arbeitet. Die Vertreter der BRD sind durchgängig böse, zynisch und lasziv; Traktoristinnen und Brigadiere sind geradeaus, sauber und züchtig. Die westdeutsche triviale Gegenüberstellung von Guten und Bösen deckt sich in der DDR mit der Zugehörigkeit zu einem der beiden Staaten. Der Westdeutsche oder der in Westdeutschland leben Wollende ist stets der Schlechte, der Schwache und der am Ende Betrogene. Die Entscheidung für ein Leben diesseits oder jenseits der Mauer ist das oberste moralische Kriterium, so z. B. in einem Roman von Werner Heiduczek mit dem Titel »Abschied von den Engeln«. In diesem, von vielen sehr geschätzten Buch steht bereits auf der ersten Seite ein Satz, wie er ähnlich in westdeutschen Groschenheften gefunden wird. »Die Frau schrie ihre Sehnsucht in die Nacht zu ihm herüber in das von einem Streifen grünen Neonlichts durchschnittene Zimmer.« Zu beachten ist auch hier die feinsinnige Verbindung von technischer Welt und ewig klingenden Urlauten. Doch sehen wir davon ab, so zieht das Buch klare Grenzen, die genau mit denen zwischen beiden Staaten übereinstimmen. In dem Fischer-Bändchen »19 Erzähler der DDR« gibt es eine Erzählung mit dem Titel »Der Sohn der Scheuerfrau«. Dieser Sohn kehrt freiwillig aus dem Westen in die DDR zurück, und er wird dafür auf folgende Weise belohnt: »Er besucht die Abendoberschule, und wir werden ihn zum Studium delegieren. Einmal konnten wir ihn bereits mit dem Titel Aktivist ehren. In W. . . . wartet ein ruhiges sauberes Erzgebirgsmädel auf ihn.«

Mit der entschiedenen Parteilichkeit scheint die Trivialliteratur der DDR ein demokratisches Phänomen ersten Ranges zu sein. Rechnet man jedoch zu den

Voraussetzungen der Demokratie die Möglichkeit von Veränderung, so erheben sich Zweifel an der eben geäußerten Vermutung; denn die Trivialliteratur der DDR zielt ebenso wie die der BRD auf konsequente Verfestigung. Der Unterschied ist nur der: Im Groschenheft des Westens wird eine heile Welt fernab von der des Lesers vorgespielt; im Osten wird die offizielle Welt des Lesers ins Heile stilisiert. Die Wiederkunft des goldenen Zeitalters wird weiterhin mit dem eigenen gleichgesetzt. So haben wir auf der einen Seite die Flucht in ein vergangenes ständisches System, auf der anderen die Glorifizierung des bestehenden Systems. Die Möglichkeit von Veränderung aber wird weder im einen, noch im anderen Falle sichtbar. Ich darf hier noch hinzufügen, daß es den DDR-Typus des Trivialromans in anderem Gewande auch in der Bundesrepublik gibt. Es lassen sich Beispiele finden, in denen dem Leser nicht eine heile Welt der Reichen und Mächtigen vorgestellt wird, sondern in denen die Reichen als korrupt und degeneriert gezeichnet werden. Demgegenüber ist die Welt der Armen einfach, gut und gesund. Auch hier wird — allerdings unter anderen Voraussetzungen — der Leser in seiner beschränkten Welt beschwichtigt und bestätigt.

Wenn zwei so verschiedenartige gesellschaftliche Systeme wie die DDR und die Bundesrepublik derart ähnliche literarische Phänomene hervorbringen, so erheben sich neue Fragen. Liegt die Gleichartigkeit an den Mängeln und Unvollkommenheiten beider Systeme? Oder werden hier die vielberufenen Konvergenzerscheinungen wirksam, die weitgehend unabhängig sind von sozialistischer oder nichtsozialistischer Wirtschaftsordnung und die Ausfluß der modernen Industriegesellschaft schlechthin sind?

Wenn es stimmt, daß die Trivialliteratur in beiden Teilen Deutschlands politische Ziele verfolgt, bei uns zum Zwecke der Entpolitisierung, in der DDR zum Schmachthaftmachen des eigenen Systems, dann weist die Trivialliteratur in beiden Staaten auf bestehende Widersprüche hin. Im Westen beruht dieser Widerspruch auf der Diskrepanz zwischen dem versprochenen Wohlleben aller und den mäßigen, ja beschränkten Verhältnissen vieler. Die Groschenhefte transportieren fiktiv die ersehnte Welt der Reichen in die wirkliche Welt mittlerer und kleinerer Stände. Für diese ist der Luxus ein Wert, aber keine Realität. In Ostdeutschland beruht der Widerspruch auf der Diskrepanz zwischen dem propagierten System und dem niedrigen Grad seiner Realisierung und Respektierung durch breite Schichten der Bevölkerung. Trotz gegenteilig lautender Propaganda kann folgendes nicht geleugnet werden: Die Liaison vieler DDR-Bewohner mit der Partei ist keine Liebes-Ehe. Hier nachzuhelfen, Gefühle zu wecken und die Leidenschaft für das System zu entfachen — das sind die Ziele der ostdeutschen Massenkultur. Der Trivialroman der DDR ist ein Aphrodisiakum für die Liebe zum Staat.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Konsequenz, so erfüllen Groschenhefte und Trivalliteratur eine ähnliche Funktion wie Träume. Diese sind nach Freud Verwirklichungen von Wunschvorstellungen. Wenn die Wünsche fehlen, dann gibt es keine Widersprüche zwischen Vorstellung und Wirklichkeit und somit auch keine Träume. Auf unseren Gegenstand übertragen, heißt das: Massensliteratur in der bisherigen Form ist ein sicheres Indiz für bestehende Widersprüche zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen dem verheißenen gelobten Land und der vorhandenen Wüste, durch die sich die Menschen mühsam fortbewegen.

Der Versuch einer psychologischen Erklärung von Trivalliteratur schließt Geschichte nicht aus. Die Existenz von Groschenheften soll nicht als »Ausdruck ewig-menschlicher Defekte und Unzulänglichkeiten«⁹⁾ sanktioniert werden; das käme einer Mythisierung gleich. Die Trivalliteratur beweist vorhandene Widersprüche, aber die verschiedenen Erscheinungsformen von Trivalliteratur beweisen die Verschiedenartigkeit von Widersprüchen. Hier ist Raum für Geschichte und Veränderung. Wie die Menschen nicht zu allen Zeiten dasselbe träumen, so gibt es auch eine Geschichte der Massensliteratur. Wir haben gesehen: Sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland gibt es Trivalliteratur, und in beiden Ländern dient sie der Verfestigung. Doch Inhalte, Publikationsweisen und Wirkungsarten sind so verschieden wie die Systeme es sind. Im Trivialroman der DDR sind die Bundesrepublik und alle, die in ihr leben wollen, abgrundböse; in Groschenheften unseres Landes gibt es weder eine DDR noch eine Bundesrepublik. In einem Falle wacht das Auge der SED über die linientreuen Abenteuer der Trivialhelden; im anderen nutzen geschäftstüchtige Groschenheftproduzenten das Traumbedürfnis zu kurz gekommener Leser. Sie nutzen es aber nicht nur, sondern sie verstärken es zusehends und vergrößern durch ihre Vorspiegelungen einer feudalen Welt die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Luxus und Mittelmäßigkeit. Hier liegt der Punkt, wo der scheinbar harmlose Schwachsinn der Groschenhefte für mindestens 74% unserer Bevölkerung bedrohlich wird; denn der Kiosk ist die meist frequentierte Schule der Nation.

Am Ende meiner Untersuchung kommen mir noch einmal Bedenken, und es erheben sich folgende Einwände: Besteht tatsächlich ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen dem Konsum von Trivalliteratur und Wählerverhalten? Ist es nicht denkbar, daß ein politisch urteilsfähiger und wachsamer Bürger nach Tagesschluß und möglicherweise nach engagierter Tagespolitik (in Partei, Gewerkschaft usw.) Groschenhefte liest, so wie andere kegeln oder Skat spielen, ohne daß dadurch ihre politische Mündigkeit ernsthaft bedroht würde?

Hiermit stellt sich die Frage nach der Wertigkeit des Spielcharakters von Trivalliteratur. Es ist keinesfalls erwiesen, daß jeder Groschenheftleser ein mise-

rabler Demokrat ist; ein solcher Kurzschluß wäre töricht und verleumderisch. Wenn man aber davon ausgeht, daß Trivallliteratur ein Spiel ist, dann muß man auch sehen, daß es unterschiedliche Formen des Spiels gibt: solche, die verfestigen, und solche, die den Spielenden anleiten können, neue Denk- und Daseinsmöglichkeiten zu erkennen. Zu den letztgenannten gehören Texte, die wir »anspruchsvoll« nennen; sie verfestigen nicht, sondern brechen auf. Werke von Kleist, Kafka und Brecht sind jeweils intellektuelle und moralische Abenteuer in bisher unentdeckte Länder. Solche Dichtung ist nach einer vielzi- tierten Kafka-Stelle stets eine »Expedition nach der Wahrheit«, sie ist die Fort- setzung der Erkenntnis mit anderen Mitteln. Wer mit solchen Texten umgeht und sich mit ihnen auseinandersetzt, wird eher als der Leser von Groschenhef- ten lernen, das ganz Andere zu sehen, umzudenken und gegen den Strom zu schwimmen. Hierin liegt auch die Möglichkeit einer politischen Wirkung, allerdings über mehrere vermittelnde Stationen. Die Trivallliteratur dagegen bricht nicht in neue Länder auf, sondern bleibt ständig zu Hause. Sie sagt in öder Wiederholung immer dasselbe; darin besteht ihr Trivialität.

Anmerkungen

¹⁾ Klaus Ziermann: Romane vom Fließband. Die imperialistische Massenliteratur in West- deutschland. Berlin 1969.

²⁾ Helmut Kreuzer: Trivallliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Tri- vialromans seit der Aufklärung, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 41, 1967, S. 173–191.

³⁾ Ziermann, a. a. O., S. 20 f.

Hans Mieskes

Der Erziehungswissenschaft zweiter Lehrauftrag

Bemerkungen und Auskünfte zum Erscheinen
einer pädagogischen Anleitung*

1. Im nunmehr recht eindrucksvollen »Personal- und Vorlesungsverzeichnis« unserer Universität für das WS 1974/75 sucht man vergeblich nach dem Studienplan für Erziehungswissenschaft (EZW). Lediglich die Studiengänge der einzelnen Lehrämter werden ausgewiesen. So auffällig und peinlich dieser Mangel auch wirken mag, er darf Nachsicht beanspruchen, offenbart er doch die historisch so überaus komplizierte Lage unserer Wissenschaft. Längst von ihren alten Ufern losgerissen, ringt sie hart um einen neuen Standort. So drückt der beklagte Mangel letztlich das erschütterte Selbstverständnis aus. Von außen hat die EZW offenbar noch nicht viel zu erwarten. Ihre Einschätzung wankt und schwankt anhaltend; ihr Konkurrenz»kampf« mit Soziologie und Psychologie ist nach wie vor ein denkbar ungleicher. Den Gründen, die das bewirkten und noch bewirken, ist hier nicht nachzugehen. Es wäre aber zumindest ungerecht, wollte man ausschließlich fachimmanent argumentieren. Was heute allgemein den Wissenschaftsbegriff zu erneuter Selbstprüfung



* Mieskes, Hans: SPIELMITTEL – recht verstanden, richtig gewählt und gut genutzt. Augsburger Druckhaus 1974.

zwingt, geht an der EZW ebenso wenig vorüber wie die Fortschritte in den Naturwissenschaften und die Wandlungen der Gesellschaft. Das hat zur Folge, daß jene Zeiten ein für allemal vorbei sind bzw. sein sollten, in denen ein Pädagoge lebenslang über Erziehung und Bildung dozierte, ohne einen einzigen dieser realen Lebensprozesse jemals analysiert zu haben oder daß ein Autor über die »Theorie der Schule« befand, obwohl er Schule nurmehr aus der eigenen Pennälerzeit her kannte; vollends eine »pädagogische Anthropologie« läßt sich mit philosophischen Mitteln allein nicht mehr bestellen, freilich auch nicht mit den Leihgaben aus den übrigen Humanwissenschaften, so eifrig diese auch gesammelt werden mögen und müssen. Hierauf zu verweisen heißt, sofort den Kern der Sache ins Auge zu fassen: die überaus hohe Empfindlichkeit der EZW gegenüber allen Vorgängen im individuellen und kollektiven menschlichen Dasein, von Veränderungen ganz zu schweigen, was auch immer man darunter versteht. Das hängt mit der Eigenheit von Erziehung und Bildung selbst zusammen, die nur andere Ausdrücke für Menschsein bzw. -werden abgeben. Die erwähnte Empfindlichkeit erweist sich als so groß, die aktive wie passive Reaktion der EZW oft so prompt, zuweilen auch beflissen und voreilig, daß man u. U. nur schwer trennen kann, was in der ausgelösten Diskussion jeweils Modenflexion, was Methodenreflexion zu nennen ist. Dabei gilt es wohl zu beachten, daß es auch historisierende Moden in modernisiertem Wortkleide gibt, wie Reflexionen über eine Sache zum Selbstzweck sich steigern können und dabei in die Gefahr geraten, auf die Sache selbst zu vergessen.

Hört man auf, über das Menschsein und -werden nur zu spekulieren, versucht man es in seiner reellen Wirklichkeit, seinem Wollen, Vollbringen und Versagen und unter den Bedingungen all dessen zu erfassen, steht auch die Wissenschaft von der Erziehung und Bildung vor anderen, nämlich konkret-verantwortlichen Aufgaben, und das in Forschung und Lehre. Die neue EZW ist dieser Aufgabe voll inne geworden. Das bedingt ihre innere Unruhe, auch die Schwierigkeit, einen verbindlichen und gleichzeitig zuverlässigen Kodex von »Lehren« festzuschreiben. Ein solcher Kodex könnte, dann vorschnell und dogmatisch verfochten, allzu leicht die freizügige Entwicklung der EZW als solcher behindern, deren Fortschritt wir kurz so kennzeichnen: fort vom bloßen (intuitiven) Verstehen, hin zum Erkennen; fort von der (bodenlosen) Spekulation, hin zur Wirklichkeit; fort von (vornehmlich moralisch-ästhetischen) Werten, hin zur Tatsachenforschung; fort vom Nur-Theoretisieren, hin zu praktikabler Lehre — letztlich zum »Fortschritt der Menschlichkeit« — wobei keinem gegensätzlichen Entweder — Oder das Wort geredet werden soll. Auf die Vielfalt und die Rangordnung der Akzente kommt es an, und letztere hat nach ihrer Ergiebigkeit für Forschung, Lehre und Praxis bemessen zu werden, d. h. nach ihrer Sachnähe. Die Vorbemerkung, wie wir die bisherigen Hinweise verstehen wollen, führt nun geradewegs in das Zentrum unserer

Absicht, das Erscheinen einer »pädagogischen Anleitung« zu erläutern und zu begründen. Zum einen entsprang die Anleitung der neuen Sicht- und Arbeitsweise der EZW, zum anderen stellt sie sich in den Dienst jener Aufgabe, die wir als den »zweiten Lehrauftrag« der EZW ansprechen.

Die Anleitung will im Sinne dieser Metapher zu ihrem Teile mitzuhelfen versuchen, daß Spiel und Spielmittel in breiterer Öffentlichkeit »recht verstanden, richtig gewählt und gut genutzt« werden; sie stellt im übrigen nur eine Art Nebenergebnis weiter gespannter Arbeiten dar. Zugrunde liegen empirische und systematische Bemühungen im Bereich der pädagogischen Situation, der pädagogischen Führung und natürlich — der Spielmittel selbst. Aus allen Bereichen ist zusammengetragen worden, was zum Verständnis und zur Praxis des Spiels und des Spielmittels für jedermann erforderlich erscheint. Im engeren Sinne selbst ein »Abfallprodukt« der Gießener Spielmittel-Grundlagenforschung, macht diese ihrerseits nur einen Teil einer viel umfassenderen Fragestellung aus: der Frage nach den Funktionsmodi all der vielen pädagogischen Hilfsmittel, die wir unter den Oberbegriff Pädotropika (Pt) subsumieren. Dieser Begriff entspricht der wissenschaftlichen Notwendigkeit zur Systematisierung, er ermöglicht es vor allem, in der Vielheit der bislang nicht zusammengeesehenen »Mittel« das pädagogisch Gemeinsame und auf dieser Grundlage auch das je Besondere des einzelnen zu erfassen. — Auf den Tatbestand der Pt. und ihre Wirkweise stießen wir bei der Analyse von pädagogischen Führungsabläufen; diese wiederum wurden bei der Betrachtung von pädagogischen Situationen in Familie, Freizeit, Schule usw. erkenn- und erfaßbar. Definieren wir daraufhin das Spielmittel i. S. eines Pädotropikums, stellen wir Theorie und Praxis über bzw. mit einem solchen Mittel von vorneherein in den Geltungsbereich aller hier angeführten Aspekte: Konkretes Spielen ist dann das Produkt des Zusammenwirkens von Mensch — Situation — Führung — Spielmittel. Diesem Spektrum gemäß verfährt auch unsere »Anleitung«; sie könnte und dürfte gar nicht anders verfahren. Sie ist weder als Monographie noch als Lehrbuch konzipiert, sondern — was uns ungleich schwerer gefallen ist — als eine Aufklärungsschrift zugunsten der Orientierungsbedürfnisse im Zusammenhang mit »Spielen und Spielmittel«, für Orientierungsbedürfnisse, wie sie allenthalben bestehen, freilich mit sehr unterschiedlichem Bewußtseinsgrad. Die Schrift reiht sich in den Rahmen der außeruniversitären Öffentlichkeitsarbeit mit ein, wie sie heute mit Recht von der Wissenschaft gefordert wird und wie sie unser Gießener Institut (nicht nur auf diesem Sektor) eifrig pflegt; die Schrift versteht sich insoweit als ein Medium eben des »zweiten Lehrauftrages« der EZW, wenn wir die inneruniversitäre Lehre und Ausbildung als den anderen, den ersten bezeichnen.

2. Zwei unmittelbare Anlässe bewogen uns, die Schrift zum jetzigen Zeitpunkt und überhaupt herauszubringen, dieselbe einer anderen Publikation sogar vor-

zuziehen: die geringe, viel zu geringe praktische Auswirkung der EZW und das fehlende Wissen in breitesten Bevölkerungskreisen gerade auf pädagogischem Sektor, speziell auch auf dem des Spielens und der Spielmittel.

Wir vertreten die Ansicht, daß es noch zum Auftrag des Wissenschaftlers gehört, die Brauchbarkeit seiner Erkenntnisse unter Beweis zu stellen, deren Effizienz zu dokumentieren, wie man zu sagen pflegt. Nur auf diese Art und Weise kann die sach- und fachgerechte Publizität der Wissenschaft garantiert, kann einer dilettantischen und falsch verstandenen »Popularisierung« vorgebeugt werden. Auf eine einfache methodische Formel gebracht: hat der empirisch forschende Pädagoge z. B. Strukturen der pädagogischen Situation ausgemacht oder die Formen etwa der indirekten Führung aufgedeckt, seine Ergebnisse fein säuberlich abstrahiert und zu lehrbaren wissenschaftlichen Aussagen formuliert, muß er noch einen zweiten Gang bewältigen: mit seinen Ergebnissen die Praxis aufsuchen und dort zeigen, daß und wofür, in welchem Falle sie geeignet, vielleicht unumgänglich sind. Er wird dartun müssen — um bei unseren Beispielen zu bleiben — welche Situationsstruktur sich als optimale für einen bestimmten Unterricht bzw. für eine Spielsituation erwiesen hat; wann die Mittel und Methoden der indirekten Führung anzuwenden sind, bei wem und wie. Erst wenn diese Erfahrung sich zu den theoretischen Formulierungen hinzugesellt, entsteht das, was man eine praktikable Wissenschaft nennt. Letzten Endes erfüllt der geforderte »zweite Gang« die Forderung nach wirklichkeitsechter Kontrolle.

Vertreter jener Wissenschaften, in denen das genannte zweigliedrige Arbeitsmodell selbstverständlich ist — z. B. die Medizin, die Agrarwissenschaften, die Physik usw. — werden den Nachdruck, mit dem wir hier davon reden, u. U. erstaunlich finden. Der Mediziner lehrt seit jeher nicht nur die Anatomie und Physiologie des Herzens, er besteht unnachgiebig darauf, daß der Student auch das Stetoskop handhaben und die vernommenen Geräusche richtig deuten kann. Der absolvierte Arzt weiß nicht nur sehr viel, er »kann« das Notwendigste auch ausführen. Erweiterung der Ausbildung am Krankenbett lautet bekanntlich eine der eingeführten Studienreformen.

Nicht so in der EZW. Deren Absolvent muß auch ein umfangreiches, vielschichtiges Wissen im Examen bezeugen, aber er nimmt fast keine praktische Erfahrung, kein »Können« mit. Ihm fällt infolgedessen die schwere, undankbare Aufgabe zu, die gehortete Theorie in die Praxis umzusetzen. Das gelingt im Einzelfall je nach Beweglichkeit, Kraft und Geduld des einzelnen, im großen und ganzen freilich bleibt vieles von dem abstrakt Gelernten »unfruchtbar«. Das ist der Grund, warum z. B. unsere Schulen pädagogisch nicht recht vom Flecke kommen, daß das Leben und Lernen in ihnen monoton schwerfällig, mit einem Wort: unbefriedigend ist, und zwar für alle Beteiligten. An der einseitig historisch-theoretischen Ausbildung krankt die gesamte Lehrerbil-

derung. Sie ist zwar nun akademisiert und »verwissenschaftlicht« worden, wiederholt aber die Mängel des traditionellen pädagogischen Universitätsstudiums. Die Lehranstalten für Kindergärtnerinnen, jetzt zu Fachschulen für Sozialpädagogik avanciert, schicken sich an, genau dieselbe Fehlentwicklung nachzumachen. Sorgen um die künftige Praxis in unseren Kindergärten sind am Platze. — Die Pädagogen lehren mit Vorliebe die Theorie der Erziehung und Bildung, die Theorie der Schule, des Unterrichts, die Theorie . . . , die Theorie . . . Es sollte die Pädagogik der Schulwirklichkeit, die Pädagogik der Erwachsenenbildung usw. betrieben werden, denn eine »Pädagogik« der einzelnen Handlungsbereiche enthält nicht nur die entsprechende theoretische Aussage darüber, vielmehr zwingt sie, den konkreten Tatbestand, die empirischen Fakten zu nennen, sie muß auch das jeweils erforderliche pädagogische Können mit einbeziehen.

Dem »zweiten Lehrauftrag« der EZW stehen, das wird aus dem Gesagten ersichtlich, zwei Wege offen, die beide beschritten werden müssen: die pädagogische Praxis, wo auch immer sie statthat, in den Griff zu nehmen, sodann das pädagogische Wissen und Können der Bevölkerung in geeigneter Weise zugänglich zu machen. Unsere »Anleitung« beschritt den ersten Weg und versuchte sich nunmehr auf dem zweiten, und sie hat es nicht leicht darauf.

Es dominierte nämlich bislang auf dem speziellen Sektor, dem unsere Aufklärungsschrift dienen möchte, die »Theorie des Spiels«. Weder weiß man, wie Kinder tatsächlich spielen, noch kennt man die Struktur der Spielsituation oder gar den Funktionsmodus der Spielmittel. Es versteht sich von selbst, daß unsere Schrift nicht alles leisten will noch kann, was versäumt worden ist. Aber sie bemüht sich um Anfänge, Anfänge freilich, die nicht jene »Theorie« umschreiben oder um einige Einfälle erweitern, vielmehr aus dem Ertrag empirischer Forschung und vielfältiger Erfahrung schöpft. Sie hofft, praktikables Wissen vermitteln zu können.

Der als zweiter genannte Anlaß war in Wirklichkeit derjenige, der zur Eile trieb. — Mit Recht und mit Erfolg hat man allen Schichten der Bevölkerung, natürlich auch den pädagogischen Fachkräften, die Bedeutung der frühkindlichen Entwicklung ins Bewußtsein gehoben. Eine eigene Freizeitpädagogik ist im Entstehen begriffen. Der Urlaub umspannt mehrere Wochen. In Heimen und Anstalten schenkt man einer sinnvollen Beschäftigung der Insassen, Heimbewohner oder Patienten erhöhte Beachtung. Selbst in den Altenheimen regt sich das pädagogische Interesse. Die diesjährige »Woche des Spielens« verbreitet in Stadt und Land u. a. den Slogan »... und übrigens, Erwachsene spielen auch«.

Es wird in der Tat mehr gespielt im Volk als je zuvor. Dem entspricht das große Angebot an Spielmitteln: 20 000 bis 30 000 Artikel führt ein einigerma-

ßen gut ausgestattetes Spielzeuggeschäft. Insgesamt soll es — im Weltmaßstab — über 300 000 Spielartikel geben. Die deutsche Spielzeugindustrie setzt pro Jahr Spielmittel für über eine Milliarde DM um. Die durchschnittliche Pro-Kopf-Ausgabe für Spielzeug steigt seit Jahren, ohne daß dadurch eine gleichmäßige Ausstattung der familiären Kinderzimmer oder auch nur der Kindergärten erreicht worden wäre. Kinder der ärmeren Schichten müssen sich mit zu wenig Spielzeug begnügen, das oft genug auch nur zufällig erworben worden ist. In den begüterten Kreisen häufen sich die Spielgaben, jedoch nicht nach einem die Gesamtentwicklung berücksichtigenden Plan. Ein solcher besteht auch für die Kindergärten nicht, und wo schon ein planender Geist Ordnung und Rangfolge in das Spielangebot zu bringen versucht, setzen ihm die bezüglichen Etats der kirchlichen und kommunalen Einrichtungen enge Grenzen. Kurzum, Rat und Beratung sind nach allen Richtungen hin erforderlich, in steigendem Maße auch erwünscht. Das Gießener Institut könnte eine eigene Beraterabteilung beschäftigen, wollte es alle schriftlichen und mündlichen Anfragen um Auskunft zufriedenstellend bearbeiten.

Eine Elternbefragung, die unser Institut 1970 durchgeführt hat (bearbeitet und ausgewertet von Hein Retter), erbrachte eine Fülle von Einblicken in die Spielverhältnisse unserer Familien. So gibt es z. B. immer noch geschlechtsspezifische Unterschiede im Spielmittelangebot. Die Mädchen erhalten mit fortbestehender Vorliebe solche Artikel, die sie auf ihre spätere Rolle als Mutter und Hausfrau fixieren. Allgemein sind die Jungen insofern leicht privilegiert, als ihnen eine größere Auswahl, prinzipiell das gesamte Sortiment, zugedacht wird. — Eltern der gehobenen Mittelschicht besitzen allgemein ein lebendigeres Problembewußtsein, sie achten mehr auf allgemeine Förderung ihrer Kinder auch durch das Spiel und Spielmittel, gewähren dem spielenden Kinde mehr Freiheit; demgegenüber halten »Eltern der Grundschrift« die »direkte Vorbereitung auf die Schule durch Lesen- und Rechenlernspiele . . . für relativ wichtiger« und trachten auch beim spielenden Kinde stärker darauf, daß es »etwas fertigbringt« oder »etwas lernt« (H. Retter). Worüber Eltern im Zusammenhang mit Spiel und Spielmittel überhaupt oder besser informiert sein möchten, haben sie uns auf unsere Anfragen hin mit einer stattlichen Liste beantwortet. Ein Leitfaden oder eine Anleitung hat es nicht leicht, allen und allem gerecht zu werden.

Jede Bemühung in dieser, aber nicht allein in dieser Richtung — auch z. B. im Rahmen der Erziehungs- und Bildungsberatung — bestätigt eine allgemeine Erfahrung, die wir bereits vor Jahrzehnten in Wort und Schrift beklagt haben: das Fehlen jeglicher pädagogischer Vorbildung — sagen wir besser: Vorbereitung — der Eheleute auf das Geschäft der Kindererziehung. Das diesbezügliche Unwissen ist groß und eines alten Kulturvolkes unwürdig. Das hätte sich zumindest seit dem Zeitpunkt ändern müssen, seit man sich in Deutschland nicht

mehr um die elementarsten Existenznotwendigkeiten sorgen muß. Eltern mit gehobener Schulbildung kaufen und lesen zwar Bücher pädagogischer Thematik, aber es fehlt ein pädagogisches Grundwissen. Wie hilflos gebärdete man sich doch gegenüber bestimmten Modeströmungen, wie unsicher reagiert man auf plötzlich und hektisch hochgespielte »pädagogische« Devisen. Denken wir nur an den Wirbel um die »antiautoritäre Erziehung«, das frühe Lesen- und Rechnenlernen oder an die frühkindliche Intelligenzförderung. Immer verbarg sich darin ein berechtigter Kern, aber die Gelassenheit fehlte, die Forderungen inmitten der gesamten Erziehung und Bildung zu proportionieren. Vor diesem Hintergrund treiben heute noch ein nicht ganz selbst- und harmloses Spiel mit dem desinformierten Konsumenten: die sogenannten Didaktischen Spiele, Lernspiele, Intelligenzspiele und was es sonst noch an voreiligen und unkritischen Typenbezeichnungen gibt. Die Verwirrung, die angerichtet worden ist, ist allgemein.

Verständlich, daß und warum angesichts solcher Verhältnisse eine »Anleitung« zur Orientierung auf dem Spielsektor nicht bloß etliche, isolierte, Regeln vermitteln darf und kann. Sie muß auch das Minimum dessen vermitteln, was zum Verständnis und zur richtigen Handhabung von Erziehung und Bildung unerläßlich ist, um dann die Aussagen über Spiel, Spielen und Spielmittel in dieses Grundwissen einlagern zu können. Sonst blieben solche Aussagen »zusammenhanglos«, weil ohne Bezugssystem.

3. Wir mußten, das alles überdenkend, für unsere »Anleitung« einen anderen Ansatz wählen als ihn die bisherigen »Leitfäden«, Kataloge usw. allzu selbstverständlich anzuwenden pflegen. Die übliche Grundtendenz dieser Schriften läuft darauf hinaus, zwischen Lebensalter, Spielzeugkategorie und Spielfunktion eine möglichst eindeutige Konkordanz herbeizuführen. Ihre Empfehlungen gipfeln denn auch stets in einer Tabelle, in der der Ratsuchende jenen Punkt aufzusuchen vermag, der ihm verrät, welches Spielzeug sich just für sein Kind gerade eignet. Dieses Verfahren weckt ernste Bedenken. Hier die wichtigsten:

- a) Differenzen zwischen kalendarischem Alter (LA) und Entwicklungsalter (EA) sind auf sämtlichen Lebensstufen vorhanden und immerhin so beträchtlich, daß allenfalls das EA zugrunde gelegt werden dürfte. Dieses läßt sich indes mit absoluten Altersangaben für das einzelne Kind individuell nicht bestimmen. Die tabellarischen Durchschnittswerte der üblichen Ratgeber versagen, weil die jeweilige Auswahl von Spielmitteln entwicklungsgerecht erfolgen muß.
- b) Die einzelnen Gruppen (Kategorien) von Spielmitteln mit gleichem oder ähnlichem Anforderungsniveau (= Schwierigkeitsstufe) unterscheiden sich u. U. beträchtlich durch die Breite ihres Funktionsfächers und können

infolgedessen — von ganz grober Zuordnung wiederum abgesehen — nicht mit bestimmten Altersstufen identifiziert werden. Ein schlichter Reifen z. B. ist — von einem bestimmten EA ab — geradezu altersunabhängig im Gebrauch. Die Grenzen zwischen: noch nicht geeignet — geeignet — nicht mehr geeignet sind so fließend, von so vielen Bedingungen abhängig, daß sie nicht tabellarisch markiert werden können.

- c) Spielfunktionen absolut, für sich allein, bewerten und in ein Schema pressen zu wollen, gelingt schon gar nicht, weil ihnen diese Absolutheit gar nicht zukommt. Unsere Grundlagenforschung lehrte u. a., daß ein und dasselbe Spielmittel in zwei unterschiedlichen (u. U. gegensätzlichen) Situationen sehr Unterschiedliches bewirkt, d. h. das eine Mal seine volle Wirkung entfaltet, das andere Mal nicht. Auswahl und Gebrauch von Spielmitteln sind daher immer auch situativ zu taxieren. Wir erblicken aber keine Möglichkeit, die Vielfalt (und Wandelbarkeit) der Situationen in unseren Familienhäusern und pädagogischen Einrichtungen in einer Tabelle einzufangen. Das aber müßte bewerkstelligen, wer die Spielfunktion eines oder mehrerer Mittel für den Einzelfall zensieren wollte. Über eine weitmaschige Typisierung kommt man nicht hinaus. Fehleinschätzung der eigenen Situation führt aber unweigerlich zu Fehlsätzen betr. Spiel- und Spielmittelwahl.

Bequem lassen sich solche Tabellen freilich benutzen; aber sie sind — abermals von nur sehr ungefähren Bestimmungsmöglichkeiten abgesehen — eine Fiktion. Letztlich wollen sie dem Konsumenten seine höchst persönliche Verantwortung wenn nicht abnehmen, so doch auf ein verschwindendes Ausmaß einschränken. Wie wohl deutlich geworden ist, kann man das gar nicht, es sei denn um den Preis, daß das einzelne Elternpaar die Spielindividualität seiner Kinder einem statistischen Durchschnittsmaß opfern will. Wir setzen hinzu: Man soll und darf ihm die eigene verantwortliche Entscheidung auch gar nicht schmälern oder abnehmen. Man erzöge es selbst zur Verantwortungslosigkeit. Genau das Entgegengesetzte scheint deshalb geboten: Unser Ehepaar mit so viel Wissen auszustatten, daß es zur eigenen Entscheidung im eigenen Falle befähigt wird. Anders und allgemeiner gesagt: Sorgen wir dafür, daß das pädagogische Grund- und Spezialwissen Eingang in die Bevölkerung findet, dann kann es jedermann auf seine persönliche Situation anwenden und erst dann auch mit fremden Ratschlägen, z. B. für den Spielsektor, vernünftig umgehen. Anders sehen wir auf die Dauer keinen wirklichen Fortschritt.

Hier und so setzt unsere »Anleitung« an bzw. ein. Ihr Hauptprinzip: Spielmittel nach Bedarf, nicht nach dem Kalender! Im Gefolge heißt das nun auch: planmäßige Wahl, insoweit »richtig gewählt«, sodann »gut genutzt«. Der Konsument wird angehalten, seinen persönlichen Bedarf bzw. den seiner Schutzbefohlenen selber festzustellen und ihm entsprechend sich zu verhalten:

zu bestimmen, zu kaufen, anzuwenden. Dafür erhält er — in allgemeinverständlicher, dennoch systematisch angeordneter, wenngleich auf das Allernotwendigste beschränkter Weise — Informationen, mit deren Hilfe er, so dürfen wir hoffen, seine je eigene Situation soweit einzukreisen vermag, daß er bedarfsgerechte Entscheidungen zu fällen in der Lage sein wird. Er erfährt das grundsätzlich Nötige über die Bedeutung des Spiels überhaupt, über die Möglichkeit, ein Spielmittel auf seine pädagogische Funktionalität hin zu analysieren, ferner darüber, wann und wie ein Spielmittel erzieht und/oder bildet, lernt zwischen den allgemeinen Bedürfnissen, die das Kind, aber auch der Erwachsene, mittels Spiel befriedigt und dem jeweiligen Entwicklungsstand dieser Bedürfnisse zu unterscheiden, wird angeleitet, die Spielhaltung seiner Kinder sachgerecht zu beobachten, bekommt Erläuterungen über die konkrete Bedeutung einer pädagogischen Situation und über die darin zu praktizierende Führung — kurzum: Die »Anleitung« möchte ihre Benutzer aktivieren, relativ selbständig machen. Größere Treffsicherheit im Umgang mit Spiel und Spielmittel möchte sie auf dem Umwege angehobenen pädagogischen Bewußtseins erreichen. Ob das gelingen wird? Der Versuch mußte einmal gewagt werden. Illusionär darf er wohl nicht genannt werden, denn die neuere Geschichte kennt ähnliche Beispiele auf anderem Terrain, die Erstaunliches zuwege gebracht haben. Denken wir z. B. nur an folgendes: Es gehört heute zur selbstverständlichen Verantwortung jeder werdenden Mutter, über Kinderpflege das Erforderliche zu lernen. Oder: Wieviel mehr als ihre Vorgängerin weiß die heutige Generation über Hygiene, Ernährung (Vitamine, Kalorien) u. v. a. m. Warum sollte Gleiches nicht auch auf pädagogischen Gebieten erreichbar sein? Wir jedenfalls schätzen den Drang der Bevölkerung nach pädagogischer Mündigkeit höher ein als den Hang zu anhaltender Bequemlichkeit und Unwissenheit. Die vielen Bitten um Auskunft, die uns laufend vorgetragen werden, bestärken unsere Ansicht: Es werden »Fragen über Fragen gestellt«.

Eine Fülle praktischer Hinweise muß unsere »Anleitung« zusammentragen, damit der Leser mit gebührender Kritik Umsicht und Übersicht über das große Spielzeugangebot erringt und behält, damit er die von den Produzenten oft maßlos gehaltenen »Empfehlungen« bzw. »Anregungen« prüfen, mit dem Verkäufer gezielt verhandeln und auch in der Fach- und Laienpresse sich einigermaßen zurechtfinden kann.

Die »Anleitung« vergißt nicht die Kranken und Behinderten, für die zeitbegrenzt oder u. U. lebenslänglich das Spiel oft die einzige ihnen noch frei verfügbare Welt darstellt.

Unterweisungen hin, Belehrungen her — das Spiel bleibt seinem Ursinn erhalten: Freude, Spaß, Erholung, jeweils »Urlaub im kleinen« (M. Franke) zu sein.

Das Komische und die Philosophie^{*)}

»Die Philosophie« — schreibt Hegel an einer berüchtigten Stelle seiner Rechtsphilosophie¹⁾ — kommt »spät«. »Als der Gedanke ... erscheint sie ..., nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat ... Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug«: Diese Sätze charakterisieren präzise die Situation der Philosophie im Zusammenhang dieser Ringvorlesung. In diesem »Bildungsprozeß«, der sich jetzt fast »vollendet« und fast »fertig gemacht hat«, kommt der Philosoph — der hier überdies sozusagen den transzendentalen Büttnerredner zu machen hat — »spät«: Er kommt gewissermaßen bei einbrechender Semesterdämmerung.

Zugleich aber steht er nun hier mit der angenehmen Gewißheit, daß Se. Magnifizenz der Rektor und Jean Paul noch nach ihm das Wort haben werden²⁾: sozusagen als die geheimen richtigen Philosophen; und der philosophische Facharbeiter erscheint also trotz aller Späte noch früh genug, um sich befreit wissen zu dürfen von der Verpflichtung, hier Bilanz zu machen. Mein Fach oder jedenfalls ich selber: Wir sind ohnehin nicht ganz bilanzsicher; und so wende ich mich hier lieber einem spezielleren Problem zu. Dem Literaturwissenschaftler aber, der — indem er das schwere Amt des Beenders auf sich genommen hat — mir die Wahl dieses spezielleren Themas konzilient ermöglichte, statte ich meinen Dank für dieses dadurch ab, daß ich als Leitsatz der folgenden Überlegungen nichts Philosophisches, sondern etwas im engeren Sinne Literarisches zitiere: nämlich — wie sich das denn ja auch sowieso gehört — Goethe; der schreibt: »Ich liebe mir den heitern Mann am meisten unter meinen Gästen: Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten.«³⁾ Diesem Vierzeiler entnehme ich — mit Hilfe einer mißbilligenden Ausklammerung des elitenlobverdächtigen Problems der Besten und durch eine Radikalisierung — folgende These: Wer sich nicht selbst komisch vorkommen kann, ist schlicht unerträglich; das gilt für Menschen; das gilt außerdem für Philosophen; das gilt schließlich sogar für die Philosophie.

Die Philosophie verfügt über die Möglichkeit, sich selbst komisch zu finden; und sie ergreift diese Möglichkeit auch: Warum ist das so? Darüber möchte

^{*)} Vorletzter Vortrag der Studium-Generale-Ringvorlesung der Philosophischen Fakultät der Justus Liebig-Universität über die »Europäische Komödie« im Wintersemester 1966/67.

ich — unterm Titel »Das Komische und die Philosophie« — hier heute vor allem sprechen. Die Verwirklichung dieser Absicht bedeutet vielleicht — aber das muß ich eben riskieren — eine »Verwandlung« Ihrer »gespannten Erwartung in nichts«⁴⁾; denn natürlich erwarten Sie in dieser Ringvorlesung vom Philosophen vor allem einen Blick auf die Philosophie der Komödie und die Philosophie des Komischen; ich aber beabsichtige — zunächst wenigstens und genau betrachtet schlechthin — einen Blick auf das Komische der Philosophie. Ich beanspruche für die Philosophie das Recht, die europäische Komödie nicht nur zu betrachten, sondern sie — zu bescheidenen Teilen — auch zu sein. Die Philosophie gehört selber in diese Komödie irgendwie mit hinein: ein wenig in die göttliche, ein wenig in die menschliche, ein wenig jedenfalls in die europäische Komödie. Um das andeutungsweise kenntlich zu machen, rede ich hier — in nunmehr noch kaum mehr als vierzig Minuten — über folgende drei Punkte: 1. Komik der Philosophie; 2. Philosophie der Komik; 3. Philosophie der Komik der Philosophie. Da ist also

1. die Komik der Philosophie. Sie ist eigentlich nichts, auf das man erst aufmerksam machen müßte. Sie versteht sich sozusagen fast von selbst. Die Philosophen und das, was sie treiben, komisch zu finden: Das ist etwas Gewohntes, und das hat auch Tradition.

So soll schon — wie Platon im Theaitet⁵⁾ berichtet (ich zitiere nach der Übersetzung von Schleiermacher) — es soll »den Thales (also den Stammvater der Philosophie) . . ., als er, um die Sterne zu beschauen, den Blick nach oben gerichtet in den Brunnen fiel, eine artige und witzige thrakische Magd . . . verspottet haben, daß er, was am Himmel wäre, wohl strebte zu erfahren, was aber vor ihm läge und zu seinen Füßen, ihm unbekannt bliebe, — mit diesem Spotte nun reicht man noch immer aus gegen alle, welche in der Philosophie leben . . . Daher auch . . . ein solcher (nämlich in der Philosophie Lebender), wenn er mit jemand . . . Geschäfte zu treiben hat, . . . so erregt er Gelächter . . ., indem er aus Unerfahrenheit in Gruben und in allerlei Verlegenheit hineinfällt« durch »seine gewaltige Ungeschicktheit«: soweit Platon bzw. Sokrates im Theaitet.

Hans Blumenberg hat in seinem Aufsatz »Contemplator caeli«⁶⁾ unter anderem Aspekt eine kleine Wirkungsgeschichte dieser Anekdote gegeben. Er konstatierte, daß sie — anders als etwa bei Tertullian oder Bacon — bei Platon im Grund wohl doch zum Lob der Philosophie erzählt ist. Man wird ihm zustimmen müssen, und zwar aus vielen Gründen, unter anderem auch aus folgenden: Berichtet wird ja — anders als bei Diogenes Laertios, der dieselbe Geschichte langweiliger, aber dafür dann auch zweimal erzählt — bei Platon von einer »thrakischen« Magd; und die Thrakier galten — wenn ich recht unterrichtet bin — bei den Hellenen nicht als besonders helle; überdies muß man —

beim Stichwort: »Geschäfte . . . treiben« — hier wohl auch noch bedenken, daß Thales ein gerissener Ölmühlenbesitzer war, oder im Begriff war, es zu werden, der seine philosophisch-astronomischen Kenntnisse für Konjunkturprognosen einsetzte und dadurch reich wurde⁷⁾). Man könnte sich durchaus vorstellen, daß Thales selber es gewesen ist, der diese Geschichte in die Welt gesetzt hat, um gezielt ein bestimmtes Philosophen-Image zu erzeugen: jenes mild negativ gefärbte Ansehen der Weltfremdheit, welches den Philosophen anhaftet und ihnen erlaubt, unter dem Schein der Harmlosigkeit nicht nur Harmloses, sondern auch allerlei Unharmloses zu treiben, das in seiner Tragweite immer erst dann sichtbar zu werden pflegt, wenn wieder einmal eine im Zusammenhang der Philosophie großgewordene Wissenschaft oder eine theologische oder politische Aktion oder Wissenschaft statt solcher Aktionen eben diesem Zusammenhang — meist unter sekundärem Protest — entläuft. Zugleich aber scheint es mir kaum zweifelhaft — wie denn nun wohl also auch sonst hätte Platon diese Geschichte gerade dem Sokrates in den Mund gelegt? —, daß bei ihr eine gewisse Freude mit im Spiel ist daran, das philosophische Gewerbe auf den Arm zu nehmen.

Diese Freude hat Schule gemacht: Der Philosoph kann fortan — von Aristophanes (Sokrates als Figur im Stück »Die Wolken«) über Molière (z. B. Pancrace, docteur aristotelicien, und Marphurius, docteur pyrrhonien in »Le Mariage forcé«) bis zu Max Kommerell (der Chinese in den »Kasperlespielen für große Leute«: Der ja über den Mindestwortschatz der Philosophie durchaus verfügt: »Weiß schon alles«; »Das dürfte das Richtige sein«; »oder auch im Gegenteil«) — der Philosoph kann Komödienfigur werden und Gegenstand des Witzes. Wo die Nachfahren der thrakischen Magd den common sense und wo die Nachfolger des Thales Lehrstühle vertreten: Da perenniert das Lachen über die Philosophie etwa im Professorenwitz und speziell im Philosophieprofessorenwitz. Ich gebe als nicht untypisches Beispiel eine Geschichte, die sich, wie mein hier nicht zu verratender philosophischer Gewährsmann⁸⁾ versichert, überdies wirklich zugetragen haben soll, und zwar wenige Kilometer von hier entfernt: in Marburg. Dort lehrte Paul Natorp, der im Kolleg — wie erzählt wird — kein Wort ohne Manuskript sprechen konnte. Er beginnt: Meine Damen und Herren; er sucht in seiner Jackentasche; er sagt: Ich habe mein Manuskript vergessen; ich hole es eben; bitte warten Sie. Selbstverständlich setzt er voraus, daß man wartet. Natorp enteilt, erreicht seine Wohnung, erreicht sein Arbeitszimmer, erreicht seinen Schreibtisch: Da liegt das Manuskript. Er ergreift es, steckt es in die Jacke, wendet sich, eilt zur Haustür; in diesem Augenblick erscheint Frau Natorp: Paul, gehst Du ins Kolleg? Ja. Warum hast Du dann Deine Hausjoppe an? Ach ja: Natorp wechselt die Jacke; eilt ins Kolleg; erreicht es noch vor Stundenschluß; beginnt: Meine Damen und Herren! — Das Ende der Geschichte ist nicht überliefert. Das ist aber eine

durchaus typische Geschichte — ganz platonisch und traditionsgesättigt — über den zerstreuten Philosophen, der so bei der Sache ist, daß er bei nichts anderem mehr ist. Und hübsch an dieser Geschichte ist, daß man sie (wie mir scheint) außerdem auch noch entgegengesetzt hören kann: als die von einem Philosophen, der so sehr zu Hause war, daß er die Sache dort liegenließ.

Bei solchen und vielen anderen Geschichten scheint es mir nun das Entscheidende zu sein, daß die Philosophen selber es sind, die derart Komisches an sich und ihrem Gewerbe entdecken und es berichten und dies gern und mit Vergnügen tun. Die Geschichte von der thrakischen Magd z. B.: Wäre sie überhaupt überliefert, wenn nicht Philosophen sie überliefert hätten? Die Philosophen und auch die Philosophie selber: Sie laufen — und vielleicht ist das gerade ein modern sichtbarer werdendes Phänomen — sie laufen über auf die Seite derer, die über die Philosophie lachen. »Die Philosophie, das ist: sich über die Philosophie lustig machen«⁹; diesen Satz Pascals — dessen Kontext ich hier Gottseidank nicht zu interpretieren habe — beherzigt Kierkegaard, der mindestens in dieser Beziehung dann der große Lehrmeister unserer Zeit geworden ist. Dieser »Magister der Ironie« (wie er sich nannte) — aber was hat Ironie mit dem Komischen zu tun?: eine schwierige Frage — also Kierkegaard schreibt 1841: »Es ist die gewöhnlichste Form der Ironie, daß man etwas ernst sagt, was doch nicht ernst gemeint ist. Die andere Form, daß man etwas zum Scherz, scherzend sagt, das ernst gemeint ist, kommt seltener vor . . . Am häufigsten kommt sie vor in Verbindung mit einer gewissen Verzweiflung und findet sich daher oft bei Humoristen«¹¹; Kierkegaard verweist hier auf Heine; folglich meint er sich selbst. Die großen Fragen und Antworten sind philosophisch offenbar nur noch als Scherz zu riskieren, und Philosophie ist nur mehr als komisches Phänomen gerechtfertigt. Darum auch suchen die Philosophen allenthalben das Komische in der Philosophie. Sie lieben z. B. (trotz seiner erhabenen Langweiligkeit und der erhabenen Langweiligkeit auch seiner Arbeit über den Witz) Kuno Fischer, der — als er in seinem berühmten Streit mit Trendelenburg über Kant soeben die letzte Replik veröffentlicht hatte — dann die Nachricht vom Tode Trendelenburgs erhielt und daraufhin fassungslos sagte: Das habe ich nicht gewollt. Die Philosophen interessiert zunehmend das Komische an den Philosophen und ihren Theoremen: das Kuriose, das Skurrile, das Kauzige. Wie einst zu den Göttern und den Müttern, zieht es sie heute zu den Magistern und Geheimräten. Und es spricht nicht gegen, es spricht vielmehr für die Philosophie, wenn es nunmehr möglich wird, daß in ihren Diskussionen einer dem anderen vorwurfsvoll zu ruft: Herr Kollege, Ihre Bemerkungen gleiten schon wieder ins Sachliche ab.

Es gibt die Geschichte der Philosophie. Zugleich aber gibt es — meist ungeschrieben — noch zahllose Neben- und Untergeschichten der Philosophie. Ungeschrieben ist z. B. immer noch die Geschichte der Vorstellungen über die

Philosophie seitens jener, die sich selber emphatisch als Nichtphilosophen verstanden haben oder verstehen. Und ungeschrieben ist — trotz Diogenes Laertios und Wilhelm Weischedel¹¹⁾ — eben auch noch dieses: eine Geschichte des Bedürfnisses, die Philosophie komisch zu finden; eine Geschichte näherhin des Zwanges und Willens der Philosophie, sich selber komisch zu finden. Sie ist überfällig. Die Komik der Philosophie: Längst hätte sie zum Thema werden müssen der Geschichte der Philosophie; und entsprechend: Längst hätte sie zum Thema werden müssen einer bestimmten Wissenschaftstheorie, zum Thema nämlich der Philosophie der Wissenschaft Philosophie. Und — ich zitiere Wittgenstein und seinen Tractatus (weil man heute Wittgenstein und seinen Tractatus zitieren muß) — »und wenn ich mich hierin nicht irre«¹²⁾, so wäre dann eine Philosophie der Komik also eine Art Hilfswissenschaft der Philosophie der Philosophie. Nur deswegen sei jetzt hier kurz gesprochen

2. von der Philosophie der Komik. Ich zitiere zunächst die Frageformel Bergsons, der 1900 drei Aufsätze über das — wie er betont — »durch Komik hervorgerufene Lachen« unter dem Titel »Le Rire« zusammenfaßte: »Was ist« — fragt er da¹³⁾ — »das Wesen des Lachens? Was liegt allem Lächerlichen zugrunde? Was haben ein Clowngesicht, ein Wortspiel, eine Verwechslungsszene in einem Schwank und eine Szene eines feineren Lustspiels gemeinsam? Wie destillieren wir die Substanz heraus, die so verschiedenen Dingen das gleiche, bisweilen aufdringlich starke, bisweilen ganz diskrete Aroma verleiht? Die größten Denker von Aristoteles an haben sich an der Lösung dieses winzigen Problems versucht, das einem, wenn man es fassen will, unter der Hand zerrinnt, verschwindet, gar nicht dagewesen ist und sich doch wieder aufwirft; eine unerhörte Herausforderung an den philosophischen Scharfsinn«: soweit Bergson.

Die philosophischen Antworten auf diese Herausforderung sind in der Tat vielfältig. Und selbst, wenn sich unterstellen läßt (so etwas unterstellt besonders gern jemand, der für Aristoteles und Cicero nicht zuständig ist), daß erst in der mittelspätneuzeitlichen Philosophie die Frage nach dem »durch Komik hervorgerufenen Lachen« aus der speziellen Poetik durch ihre Liaison mit psychologischen Fragen und durch ihre Mutation zur Ästhetik in die allgemeine Philosophie zurückgewechselt ist: Selbst dann präsentiert sich eine schwer überblickbare Mannigfaltigkeit von Antworten. Komisch ist — meint etwa Kant — und zum Lachen zwingt die »plötzliche Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts«¹⁴⁾. Komisch ist — meint Schelling — und zum Lachen zwingt »die Umkehrung jedes möglichen Verhältnisses, das auf Gegensatz beruht«¹⁵⁾. Komisch ist — meint Hegel — und zum Lachen zwingt »die Subjektivität, die ihr Handeln durch sich selber in Widerspruch bringt und auflöst, dabei aber ebenso ruhig und ihrer selbst gewiß bleibt«¹⁶⁾: also ein Zunichte-werden, bei dem in Wirklichkeit nichts zunichte wird. Komisch ist — meint

Friedrich Theodor Vischer — und zum Lachen zwingt der Gegensatz zum Erhabenen¹⁷). Komisch ist — meint Rosenkranz — und zum Lachen zwingt »die Aufheiterung des Häßlichen ins Schöne«¹⁸). Komisch ist — meint Bergson — und zum Lachen zwingt ein als Mechanismus sich gebendes Lebendiges¹⁹). Komisch ist — meint Freud speziell im Blick auf den Witz — und zum Lachen zwingt eine momentane Verdrängungsersparung²⁰). Komisch ist — meint Plessner — und zum Lachen zwingt eine unabweisbare, nicht unmittelbar bedrohliche, aber unbeantwortete Situation²¹). Und so fort.

Nun, ein Philosoph, der mit der Vielzahl dieser ja entschieden gewichtigen Thesen ins Handgemenge zu kommen droht: Der erschrickt, macht sich dünn und flieht schließlich in das, was dem Philosophen ja immer noch offensteht: in die eigene und quasi systematische Überlegung. Aber selbst, wenn er dabei von einer seiner Lieblingsmeinungen abläßt — der von der Überflüssigkeit jeder Bestimmung, die keine Datierung anzielt —: Selbst dann ist gerade eine solche Überlegung ein mühseliges Geschäft und ein trauriges überdies: All jene heiteren Geschichten nämlich, die ich bei der Vorbereitung habe zu mir nehmen dürfen, darf ich jetzt nicht von mir geben, weil es sonst zu lang dauern würde. Ich bin hier jedenfalls darauf angewiesen, das Phänomen des Komischen philosophisch sozusagen im Handstreich zu erobern. Ich glaube aber, etwas zu treffen und wenigstens einige der vorliegenden Theorien aufzunehmen, wenn ich sage: Komisch ist und zum Lachen zwingt, was im offiziell Geltenden das Nichtige und im offiziell Nichtigen das Geltende sichtbar werden läßt. Das ist nun zwar vielleicht keine zureichend bestimmende Formel; überdies ist es nur die Neuformulierung einer These, die in einem Aufsatz sich findet, der 1940 erschienen ist; er handelt »Über das Lachen«; sein Verfasser ist Joachim Ritter; und der schreibt dort: Das Lachen habe die »eigentümliche Funktion, die ... Zugehörigkeit des anderen zu der es ausgrenzenden Lebenswirklichkeit sichtbar zu machen«²²), nämlich »diese geheime Zugehörigkeit des Nichtigen zum Dasein«²³), »gleichgültig, ob dies nun in dem ... Sinn einer Kritik an der ... Welt selbst und ihrer Ordnung gemeint ist, oder ob es der vitalen Freude am Reichtum des Lebens und am Recht des Unsinn und Unverständs entspringt«²⁴); jedenfalls: Das Komische — schreibt er — »ruft das Wesen herbei, das die verständige und anständige Ordnung nur als das Unverständige und Unanständige duldet, und setzt diese Ordnung selbst matt«²⁵). Ich möchte also hier im Anschluß an diesen Aufsatz, auch, wenn ich dabei vielleicht unvermerkt seine These etwas umdeuten sollte, und auch, wenn so — Plessner zum Trotz — die sozial-geschichtliche Sphäre als Bezugssystem wieder priorisiert wird, und schließlich auch, wenn sie am Ende doch nicht stimmt, die genannte Formel als Grundbestimmung empfehlen: Komisch ist und zum Lachen zwingt, was im offiziell Geltenden das Nichtige und im offiziell Nichtigen das Geltende sichtbar werden läßt.

Auch dieser These muß gewiß — wie Jean Paul (über den ich hier ja sonst nichts verraten darf) dies gegenüber anderen Thesen fordert — ihre »Kraft durch ausschließende Merkmale zugesichert werden«²⁶⁾; und so nenne ich denn hier auch — offenlassend, ob es sich da wirklich um ausschließende Merkmale oder gar um einander ausschließende Merkmale handelt — noch einige weitere Bestimmungen; zuvörderst das, was man die Schwermut der Komik nennen könnte: die Untilgbarkeit nämlich des Bewußtseins, daß es überhaupt Verhältnisse gibt, die auf dem Unterschied zwischen Geltendem und Nichtigem beruhen, und daß stillschweigend Aufklärung verboten sein kann darüber, daß das jeweils Geltende nicht unbedingt das Geltende und das jeweils Nichtige nicht unbedingt das Nichtige sein muß. Dieses Aufklärungsverbot läßt sich oftmals umgehen nur durch Formulierungen, bei denen unentschieden bleibt, ob man es umgeht oder nicht: durch Anspielungen. Der Formulierende wird dann dabei zwar nicht ohne Angst anders sein, vielleicht aber mit Angst immer woanders sein können als dort, wo man ihn gerade vermutet. Wenn daher — nota bene — die Philosophie selber komisch agieren wollte, dann müßte — dies sei mein Beitrag zur Sprachkritik — in ihr jeder Satz unzulässig werden, der keine Anspielung ist. Anspielungen evozieren Komik. Indem man über sie lacht, zeigt sich an, daß jenes Aufklärungsverbot, von dem ich sprach, momentan durchbrochen ist: Wider Erwarten eben wird sichtbar, daß das Geltende nicht unbedingt das Geltende, wird sichtbar, daß das Nichtige nicht unbedingt das Nichtige ist; es zeigt sich im scheinbar unproblematisch Geltenden das Nichtige, es zeigt sich im scheinbar unproblematisch Nichtigen das Geltende: Die offiziellen Verhältnisse werden momentan über den Haufen geworfen. Das erspart — und mit dieser Ansicht bin ich nun wohl ganz auf den Spuren Freuds — das erspart vorübergehend den Aufwand, der zur Stabilisierung dieser offiziellen Verhältnisse nötig ist; es erspart freilich zugleich auch den Aufwand, der zur realen Kollision mit diesen Verhältnissen nötig wäre: Indem man sie komisch nimmt, genießt man den Vorteil, in jener momentanen Erleichterungslage den Status der Ohnmacht zu haben; so antwortet man auf die plötzlich sichtbar werdende Veränderlichkeit der Verhältnisse nicht mit Ändern, also nicht mit einer Aktion, sondern nur mit einer Aktion statt der Aktion: mit Lachen. Komisch ist also etwas oder muß es sein, mit dem man — grausamer- und angenehmerweise — nicht fertig wird; schon gar nicht durch eine Theorie. »Zum Lachen« — sagt Plessner²⁷⁾ — »ist es ja nur, weil wir nicht damit fertig werden. Eine Theorie, die fertiger werden will als wir, hätte das Phänomen . . . erstickt«. Wohl deswegen hat Hegel — der doch sonst für alles eine Theorie hat — trotz der vorhin zitierten Stelle für das Komische keine ausgeführte Theorie. Auch dieses also hat schon Hegel — aber wie könnte es anders sein? — scharf gesehen. Und ich sehe es ihm nach.

3. Eine Philosophie der Komik der Philosophie: Das ist — wenn die Anfangsanalysen dieser Überlegung auf der richtigen Spur waren — ein Stück Philosophie der Philosophie. Sie müßte wohl klarmachen und vielleicht auch rechtfertigen, daß und wie — womöglich in wachsendem Maße — das Element des Komischen zur Philosophie notwendig gehört.

Hilfreich könnte dabei die Beobachtung der Tatsache sein, daß das neuzeitlich verstärkte Interesse an der Philosophie der Komik zusammengeht mit dem neuzeitlich vielleicht erst entstehenden und jedenfalls verstärkten Interesse an der Philosophie der Philosophie. Und diese Tatsache wäre dann möglicherweise so zu deuten: daß nämlich die Philosophie der Komik die Philosophen wachsend interessiert als eine Art von abgelegenen Übungsgelände für die Philosophie der Philosophie. Es könnte nämlich sein, daß die Philosophie ihren Sinn fürs Komische und ihre Komik — sei es wie einen Makel, sei es wie eine neue Waffe — als Geheimnis bewahren und die Theorie ihrer Komik wie manch andere Theorie ihrer selbst sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit entwickeln möchte. Wäre das so, dann stünde sie vor einer Schwierigkeit; Theorie nämlich: Das ist Öffentlichmachen; wie aber kann man Öffentlichmachen unter Ausschluß der Öffentlichkeit machen? Eine Lösung dieser Schwierigkeit hat Kierkegaard versucht durch seine Technik der Pseudonyme: Der Philosoph läßt die Theorie seiner Sache vorgeblich von einem anderen als die Theorie von dessen Sache machen; aber dieses Unternehmen funktioniert natürlich nur so lange, wie man ihm nicht völlig auf die Schliche gekommen ist; und so ist denn auch das letzte Buch, welches derlei diskutabel noch versucht hat, 1911 erschienen: Kierkegaard durchaus kongenial und mit dem Untertitel »dialektische Legenden«²⁸⁾). Daneben aber — und zwangsläufig wachsend beschritten — gibt es nur noch den anderen Weg: daß die Philosophie die Theorie ihrer selbst nicht mehr durch andere, sondern über etwas anderes macht, und daß sie die Philosophie der Komik der Philosophie wesentlich als Philosophie der Komik von unphilosophisch-komischen Sujets betreibt; sie verhält sich dann dabei ganz in der Art also wie jemand, von dem man sagen kann: Er beschäftigte sich nachdrücklichst unentwegt mit Steinen, Sternen, Tieren, Leuten, Büchern, Theorien und so fort mit allerlei Sachen — also insgeheim und ganz offenkundig ausschließlich immer nur mit sich selbst. These ist also: Die Philosophie der Komik wird vermutlich wachsend nötig und interessant und praktiziert als Inkognitoform der Philosophie der Komik der Philosophie.

Indes: Eben schon vor aller Philosophie ihrer eigenen Komik hatte die Philosophie ihre komischen Situationen. Ich denke da nicht nur an die zu Anfang erzählten Geschichten und an ähnliche, die sich einschlägig noch erzählen ließen; ich denke auch nicht nur an die in der Geschichte der Philosophie mindestens teilweise erheiternden Wechselfälle in bezug auf das, was in ihr galt und

nicht galt; ich denke vielmehr vor allem daran, daß die Philosophie lange schon auf Verhältnisse hat blicken müssen, in denen das Geltende problematisch war und das Nichtige mehr als nur nicht nichts: Derlei Verhältnisse sind nicht so, daß es auf die Dauer bei ihnen bleiben könnte; und es macht dann niemand eine gute und es macht jemand bestenfalls eine komische Figur, der da aufs Bleiben setzt. Darum hat es schon Sinn, wenn jetzt die ewigen Wahrheiten definiert werden nur noch als jene Sätze, die die Umbruchkorrektur überdauern, und wenn die Philosophie die Wirklichkeit nicht mehr nur interpretiert; allerdings: Auch verändert hat sie die Wirklichkeit nicht, sondern meistens nur irgendetwas getan statt ihrer Veränderung; in der Regel hat es bei ihr kaum zum Revisionisten gelangt, allenfalls zum Revisor. Und stets hatte sie — grausamer- und angenehmerweise — den Status der Ohnmacht, wo und weil andere — die die Philosophie selber nicht sympathisch fand und denen sie in ihrem Zusammenhange Raum gab — ändern wollten; geschichtlich gesehen: wo und weil diese anderen um des Heiles willen glaubten; wo und weil diese anderen um des exakten Wissens und kalkulierbaren Wohles willen experimentierten; wo und weil schließlich diese anderen um des Rechtes und der Würde willen revoltierten. So ist da also: das Gebet; das Experiment; die Barrikade. Und inmitten von all diesem befindet sich die Philosophie und gibt nur Antworten statt einer Antwort: Macht sie sich nicht lächerlich? Was soll sie tun, die nicht so glücklich ist wie jene ihr benachbarte und befreundete Wissenschaft, der es gelungen scheint, wenigstens die Barrikade durch den Fragebogen zu ersetzen? Jedenfalls dies eine kann sie tun: Eingedenk ihrer Ohnmacht entwickelt sie den Sinn für das Komische und für ihre eigene komische Gestalt. Sie trainiert ihre Aufmerksamkeit dafür, wie die Wirklichkeit ihre Verhältnisse lockert und — vielleicht nur momentan, aber vielleicht symptomatisch — über den Haufen wirft; und sie übt zugleich mit Sorgfalt, wie sie ihre eigenen Antworten auf diese Verhältnisse locker machen und über den Haufen werfen kann.

Ohne Zweifel habe ich bereits jetzt jenes Soll an abstrakten Aussagen erfüllt, das jedermann von einem Philosophen zu erwarten das Recht hat. Das Konkrete der Philosophie ist ohnehin nur esoterisch. Dessenungeachtet bleibt sie — und das gilt trotz allem (trotz ihrer Komik) immer noch mit Recht — die Wissenschaft der großen Fragen nicht nur — sondern auch die Wissenschaft der großen Antworten. Aber wehe ihr, wenn sie diese Antworten gibt; und doppelt wehe ihr, wenn sie diese Antworten nicht gibt. Neidvoll blickt die Philosophie auf die Wissenschaften der kleinen Fragen und Antworten. Hier gibt es die geheimen Wunschträume; denn wie wonnevoll wäre das: einmal in einem Philosophenleben zum Beispiel Anlaß und Kraft zu haben zu einer einzigen, zu einer winzigen Konjektur. Neidvoll jedenfalls blickt die Philosophie auf den Empiriker. Argwöhnisch aber blickt der Empiriker zurück auf die Philosophie und macht ihr Vorwürfe: nicht nur — das ist ja das komisch-Verzweiflungs-

volle — nicht nur dann, wenn sie die Empirie überschreitet, sondern gerade auch dann, wenn sie die Empirie nicht überschreitet. Und so steht die Philosophie jeden guten Tag erneut vor der bangen Frage, auf welche Weise sie es diesmal falsch machen will. Am besten noch fährt sie, wenn sie ihr Selbstdementi immer gleich mitbringt: wenn sie beständig das in ihr Geltende zum Nichtigen und das in ihr Nichtige zum Geltenden ummünzt. Darum macht sie zwar — auch hier — geltend, daß die Philosophie komisch, und so setzt sie damit zwar — auch hier — als Nichtiges, daß die Philosophie ernst sei; aber gleichzeitig wird sie — auch hier — das Nichtige in jenem Geltenden und — auch hier — das Geltende in diesem Nichtigen sichtbar werden lassen: also ex definitione komisch, also ex conclusionem ernst sein. Beides zugleich zu sein: Das ist für sie unvermeidlich; das bedeutet aber auch — zumindest im Reich der Wissenschaft — ein mühseliges Leben. In einem minder berühmten passus des für die Frage der Komik berühmten § 54 seiner »Kritik der Urteilskraft« schreibt Kant: »Voltaire sagte, der Himmel habe uns zum Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Er hätte« — fährt Kant da fort — »er hätte noch das Lachen dazu rechnen können.«²⁹⁾ Hoffnung erleichtert als eine Art von Abschlagszahlung auf das kommende Heile; Schlaf erleichtert als eine Art von Abschlagszahlung auf den kommenden Tod. Wer aber nicht hoffen und nicht schlafen kann: Der muß eben lachen. Diesseits vom Prinzip Hoffnung und diesseits vom Prinzip Schlaf weiß sich, wie die europäische Komödie, so auch die europäische Philosophie dem Prinzip Lachen durchaus verpflichtet.

Anmerkungen

¹⁾ G. W. F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821), Theorie-Werksausgabe VII, 28.

²⁾ Den abschließenden Vortrag hielt Clemens Heselhaus, Rektor der Amtsperiode 1966/67, über Jean Paul.

³⁾ J. W. v. Goethe, Hamburger Ausgabe I, 318.

⁴⁾ Vgl. Anm. 14.

⁵⁾ Platon, Theaitet 174 A.

⁶⁾ In: D. Gerhardt/W. Weintraub/H. Winkel (Hsg.): Orbis Scriptus, Festschrift für D. Tschizewskij, München 1966, 113–124.

⁷⁾ Aristoteles, Politik 1259 a, 6 ff.

⁸⁾ H. G. Gadamer, Gesprächsweise.

⁹⁾ B. Pascal, Pensées 4 (Brunschvicg).

¹⁰⁾ S. Kierkegaard, Über den Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates (1841), Gesammelte Werke (Hirsch) XXXI, 252.

¹¹⁾ W. Weischedel, Die philosophische Hintertreppe, München 1966, ³1973.

¹²⁾ L. Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus (1921), Vorwort.

¹³⁾ H. Bergson, Le Rire (1900), dt. Meisenheim/Glan 1948, 7.

¹⁴⁾ I. Kant, Kritik der Urteilskraft (1790), Werke (Cassirer) V, 409.

¹⁵⁾ F. W. J. Schelling, Philosophie der Kunst (1802 ff.), Sämtliche Werke (K. F. A. Schelling) V, 712.

¹⁶⁾ G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik (1808 ff.), Theorie-Werksausgabe XV, 552.

- ¹⁷⁾ F. Th. Vischer, *Über das Erhabene und Komische* (1837), Frankfurt 1967, 158 ff.
- ¹⁸⁾ K. Rosenkranz, *Ästhetik des Hässlichen*, Königsberg 1853, 53.
- ¹⁹⁾ H. Bergson, a. a. O. (Anm. 13) 21.
- ²⁰⁾ S. Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* (1905), *Gesammelte Werke* VI, 133 ff.
- ²¹⁾ H. Plessner, *Lachen und Weinen* (1941), in: Ds., *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt 1970, 75.
- ²²⁾ J. Ritter, *Über das Lachen* (1940), in: Ds., *Subjektivität*, Frankfurt 1974, 79.
- ²³⁾ A. a. O. 76.
- ²⁴⁾ A. a. O. 80.
- ²⁵⁾ A. a. O. 88.
- ²⁶⁾ Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik* (1804), *Werke* (Hanser) V, 104. Vgl. oben Anm. 2.
- ²⁷⁾ H. Plessner, a. a. O. (Anm. 21) 99.
- ²⁸⁾ V. E. Frh. v. Gebtsattel, *Moral in Gegensätzen. Dialektische Legenden*, München 1911.
- ²⁹⁾ I. Kant, a. a. O. (Anm. 14) 411.

Ottmar Kerber

Gerhard Marcks

Zur Übernahme seines Pferdes in Bronze durch die Universität

Der Auftrag für das große Pferd traf Gerhard Marcks nicht unvorbereitet, als sich die Stadt Aachen — bekannt durch ihre Pferdezucht — im Zusammenhang mit dem internationalen Reitturnier an ihn wandte¹⁾. In Aachen wußte man, daß Marcks unter den in Frage kommenden Bildhauern über die entsprechende Erfahrung und über einen beträchtlichen Bestand an Tier-Skulpturen verfügte²⁾. Der Auftrag stellte ihn — vom Gegenstand her gesehen — nicht vor eine neue Aufgabe. Neu war für ihn das monumentale Format, wie es das Denkmal verlangte.

War es in seinen früheren Jahren der »Berliner Zoo«, der ihm zu einer Schule der Beobachtung wurde, so erfuhr er bald, daß auch das Tier — soll es zu einem bleibenden Gegenstand künstlerischer Gestaltung werden — in der Natur, in seinem Lebensraum beobachtet werden muß. Seine Pferde-Skulpturen in kleinem Format setzen das Studium des Tieres auf der Weide, im »freien Raum«, wie es Rilke formuliert hat, voraus: Grasende Stute, böse alte Stute, Hengst auf der Weide, liegendes Pferd, stehendes Pferd, schonend. Der kleine Band der Insel-Bücherei Nr. 595 mit dem Geleitwort des Künstlers und dem Text von Günter Busch gibt eine gute Auswahl. Marcks, dem die menschliche Gestalt und das Bildnis hohe Anliegen sind, antwortet auf die Frage, wie die künstlerische Gestaltung zur Wahl des Tieres als Gegenstand kommt: »Doch wohl aus dem Grund der Gründe, aus Liebe.«

Seine Aufmerksamkeit gilt zunächst der ihn auf dem Land umgebenden Welt der Tiere: Krähender Hahn, Hahnentritt und die köstliche, meisterhafte Bronze »Hahn im Regen« (1952), zu der uns der sitzende Kranich« (1942) mit seinen langen Läufen und dem prächtigen Gefieder führt. Auch Hund, Katze und Esel werden einbezogen. Zur Liebe zum Tier kommt bei Marks ein tiefer Humor. Sein südländischer »Eselreiter« von 1957 (Höhe 35,5 cm) wird unter seiner Hand zu einem Sancho Pansa.

Dabei geht es Marcks nicht um das Zufällige, sondern um Gültiges, Wesentliches, ein Weg, der ihn zur Bewältigung einer Tierfabel wie die der »Bremer Stadtmusikanten« als Symbol, als »Wappen einer Stadt« führt³⁾. Wie erreicht es Gerhard Marcks, daß sich diese Tierfiguren zu einer künstlerischen Einheit verbinden? Die Gestaltungsweise, die er hier ausgebildet hat, ermöglicht es ihm zehn Jahre später, das monumentale Pferd vor dem Theater in Aachen und vor den Neubauten des Philosophikums unserer Universität zu schaffen.



Abb. 1: Gerhard Marcks, Der fröhliche Hengst, 1962, Bronze, 3,55 m hoch.

Foto: Ann Münchow

Diese Entfaltung im Bereich der Tier-Skulpturen kleinen Formats und das aus ihnen gewonnene »Denkmal« geben uns einen wertvollen Einblick in die Struktur seiner Gestaltungsweise. Das äußerlich bescheidene Quartett der »Musikanten« ist ein wichtiges Vorspiel.

Aufschlußreich sind die Umstände, die zur Übernahme dieser Gruppe und zu ihrer Aufstellung am Rathaus in Bremen führten. Sie entstand 1951/52, und Marcks überließ sie der Stadt zunächst für ein Jahr als Leihgabe. Die Erwartungen der Bürgerschaft gingen in der Angelegenheit weit auseinander. Die Vorstellungen von den »Musikanten« der Stadt waren im allgemeinen dramatischer und repräsentativer. Aber Symbole leben nicht vom äußeren Aufwand. Die Stärke der zwei Meter hohen Gruppe auf abgeschrägtem Sockel — Esel, Hund, Katze und Hahn — liegt im Verzicht auf jedes Pathos, das rasch verfliegt. Auch die Fabeln von Lafontaine leben nicht von Anekdoten; Marcks hat Fabeln von Aesop illustriert. Das berühmteste Stadtwappen dieser Art ist der Löwe neben dem Dom in Braunschweig, ein Hoheitssymbol Heinrich des Löwen und Bronzeguß von 1166⁴). Das Vergleichbare liegt in der Reduktion der Formen, die heute naturgemäß einen anderen künstlerischen Charakter haben als im 12. Jahrhundert. Mit naturalistischer Formensprache, die der Kunst unserer Zeit ohnehin fern liegt, wäre hier wenig auszurichten. Der Beschauer würde sich rasch an ihr müde sehen. Jedem der vier Tiere seine Eigenart zu lassen und dennoch der Gruppe einen überzeugenden Aufbau zu geben, wirksame Kontraste einzubauen, das war die Aufgabe. Esel und Hund garantieren durch ihre Angleichung ein klares, tragfähiges Gefüge. Als unterschiedliche Temperamente setzen sie sich unverkennbar voneinander ab. Der Esel bleibt das geduldige Lasttier. Kopf und Schwanz charakterisieren den quicklebendigen Hund, Eigenschaften, die ihn mit der Katze und dem bekrönenden Hahn verbinden. Sein Knurren und der Bogen des Schwanzes sorgen für Unruhe und Elastizität. An dem Kater ist selbst das linke Vorderbein in Bewegung. Die Kuppe seines Rückens deutet auf Angriffslust. Die Angleichung der drei Vierbeiner — bei aller Variation in Form und Wesen — kommt dem Hahn, als Krone des Quartetts, zugute. Man glaubt, sein lautes Krähen zu hören. Er macht die Musik, ein zierlicher, eleganter, seines Triumphes bewußter Hahn. Der Kopf des Katers ist nur angedeutet. Um so feingliedriger ist der Hahn, auf den alles an dem Kater — gebogener Rücken, dicker Schwanz — vorbereitet. Der Hahn ist so beweglich und angespannt, daß er sich jederzeit erheben könnte.

Die Vereinfachung der Formen ist das Erbe des Kubismus. Marcks war Mitglied des Bauhauses und seit der Zeit in Weimar durch eine enge Freundschaft mit dem Maler Lyonel Feininger verbunden, auch später, als Feininger nach den USA ging. Die Gruppe der »Stadtmusikanten« entspricht dem strengen, noblen Charakter der Hanse-Stadt Bremen. Sie hat sich rasch in ihr eingebür-

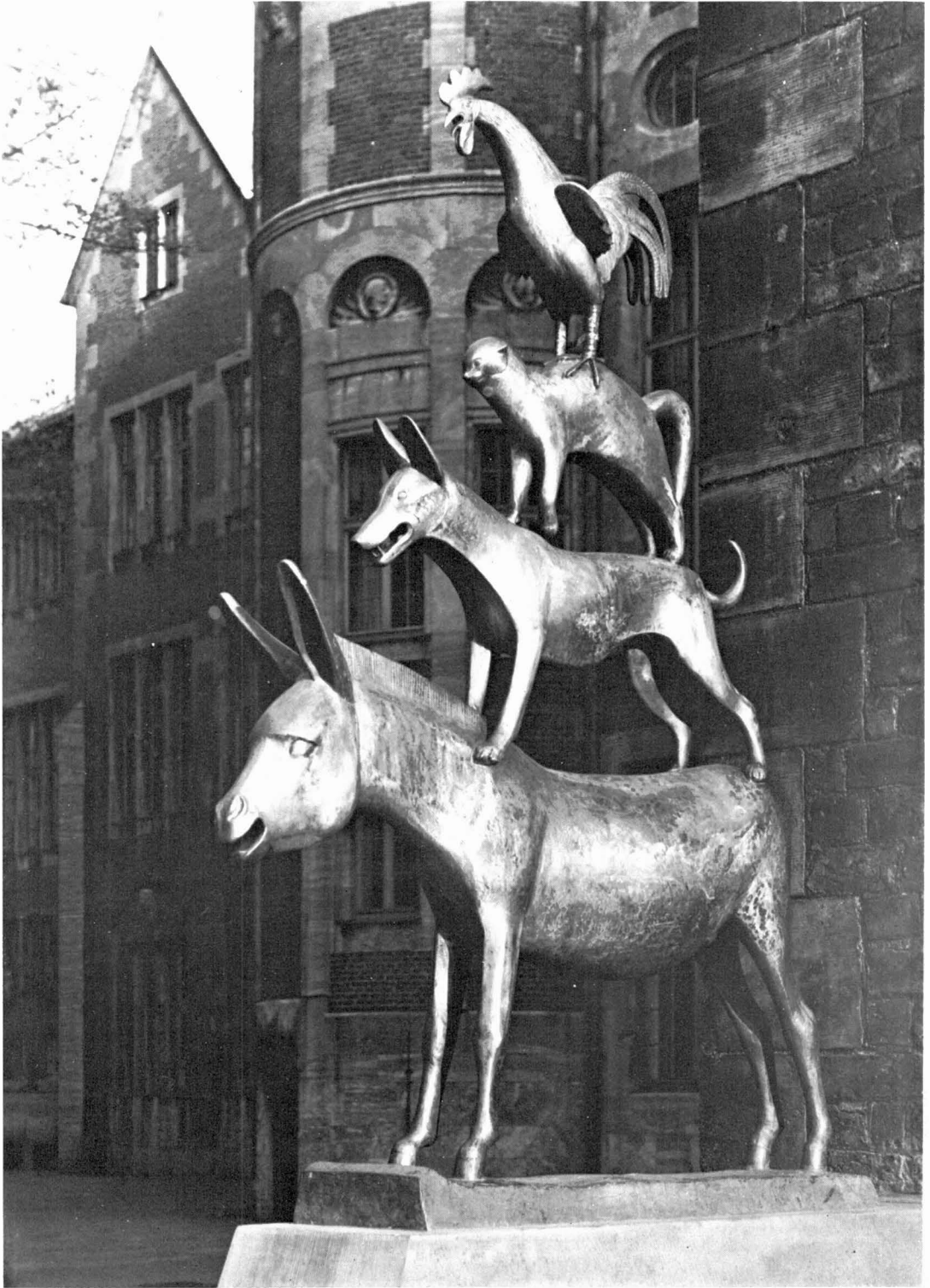


Abb. 2: Gerhard Marcks, Die Bremer Stadtmusikanten, 1951, Bronze, 2 m hoch.

Foto: Stickelmann

gert, 1955 wurde sie durch Spenden Bremer Bürger für die Stadt erworben. Marcks ist sich bewußt, in welch' stolzer Reihe von Denkmälern seine Stadtmusikanten stehen und was sie für die Geschichte einer Stadt bedeuten. 1404 wurde die Bildsäule des Roland mit ihrem hohen Symbolwert errichtet⁵). Sie weist zurück auf Karl d. Gr., den Gründer des Bistums der Stadt und auf ihre Freiheitsprivilegien. 1512 erhielt Roland den Schild mit dem Adler und dem stolzen Spruch: »Wir hebben eyne frye stad.« Neben dem Roland entstanden um 1400 die Figuren des Kaisers und der sieben Kurfürsten am Alten Rathaus. Auf hohem Sockel steht neben dem Dom das Reiter-Denkmal für Bismarck (1909) von Adolf von Hildebrand. — Ausgehend von Wilhelm Hauffs »Phantasien aus dem Bremer Ratskeller« entstanden 1927 die Fresken von Max Slevogt⁶), der es sich in diesem Zusammenhang nicht entgehen ließ, auch den »Stadtmusikanten« in einem Wandgemälde und mit einer Briefzeichnung zu huldigen⁷). Auf der Zeichnung (M. J. Imiela, Max Slevogt 1968, S. 206) sehen wir ihn umspielt von den vier Tieren. So weit diese Zeichnung und die Gruppe der Skulpturen von Marcks stilgeschichtlich voneinander entfernt sind, vielleicht sollten wir sie gerade deshalb miteinander vergleichen. Die beiden Hähne — bei Marcks und bei Slevogt — sind sich gar nicht so unähnlich.

Annähernd zur gleichen Zeit wie die »Bremer Stadtmusikanten« hat Gerhard Marcks in kleinem Format die Bronzen »Stehendes Pferd, schonend« und »Schweres Pferd, scharrend« geschaffen⁸). Sie zeigen sehr anschaulich, mit welchem Einfühlungsvermögen er sich um die Verhaltensweisen, um das Zuständliche des Tieres bemüht. Dabei ist er weit davon entfernt, sich mit äußeren Merkmalen zu begnügen. Er setzt seine Gestaltungsmittel so sparsam wie möglich ein, aber er korrigiert solange, bis das Erreichte seiner Konzeption entspricht. Das gilt in der gleichen Weise für seine Statuen und nicht zuletzt für seine Bildnisse. Obwohl es sich bei der kleinen Bronze »Stehendes Pferd, schonend« um einen Zustand der Ruhe handelt, kann sie als eine Vorform zu dem »Freudigen Hengst« in Aachen und in Gießen angesprochen werden. Schon die Modelle in Gips (Höhe 48 cm) und Bronze (Höhe 46 cm) zu dem großen Pferd gaben es in gestreckter Haltung. An der endgültigen Fassung von 1962 wurde der bewegte Ausdruck des hoch erhobenen Kopfes und der stilisierten, kurzen Haare der Mähne noch verstärkt. Die Arbeit ging rasch voran. Die Bronze wurde in Berlin durch den bekannten und bewährten Gießer Hermann Noack gegossen und war im Spätherbst an ihrem Bestimmungsort. Das Pferd ist auf der Standplatte 2,60 m lang und — ohne Sockel — 3,55 m hoch.

Zur Konzeption dieses Pferdes gehören die Vorarbeiten in der Kleinplastik. Ihre Kenntnis erklärt uns, wie dem Künstler dieses Werk innerhalb von zwei Jahren in seiner Vollendung gelingen konnte. Marcks ging über die älteren Fassungen seiner Statuetten einen Schritt hinaus, ohne sich zu wiederholen. Er

hatte sich in diese Aufgabe so eingelebt, daß er seine Erfahrungen nur auszuschöpfen brauchte. Aber das erforderte bei dem Übergang ins Monumentale, verbunden mit einem neuen Gehalt, der den Beschauer stets von neuem zu fesseln vermag, eine hohe Konzentration. Ein Denkmal muß ausstrahlen, es muß geeignet sein, der Umgebung ein erhebendes Gepräge zu geben und uns zu bereichern.

Wie kam es zu dem Übergang von den späten Reiter-Denkmalern der Landesherren zur Vorherrschaft des Pferdes? Wir können uns das gut veranschaulichen durch einen Rückblick auf die analoge Entfaltung im Bereich der Malerei. Franz Marc, der sich im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts nahezu verzweifelt um die seinem künstlerischen Erleben gemäße Gestaltungsweise bemühte, fand sie durch Anregungen, die er seiner Begegnung und seiner Freundschaft mit August Macke verdankte. Macke, der früh die Wandlungen in der französischen Malerei kennengelernt hatte, vermittelte ihm ein neues Verhältnis zur Form und zur Farbe, zur naturfernen Farbe. Auf diesem Wege kam es 1912 zu dem Besuch von Marc, Macke und Klee bei da Delaunay in Paris, dem Vertreter eines farbigen Kubismus.

Wie später bei Gerhard Marcks waren es für Franz Marc seine Tierstudien, die ihn zu Kompositionen wie den »Roten Pferden« (1911) und dem »Turm der blauen Pferde« in seinen verschiedenen Fassungen führten⁹). »Die Botschaften an den Prinzen Jussuff«, Postkarten an Else Lasker-Schüler, entstanden zwar erst 1913, aber sie sind als Studien in Farbe ein geeignetes Material¹⁰). Es ist nicht nur die spielende Phantasie des Malers, die ihm diese Skizzen eingegeben hat. Es ist kein Zufall, wenn wir vor dem »Freudigen Hengst« auf hohem Postament uns an den blauen »Traumfelsen« von Franz Marc erinnern, auf dem die gelbe Gazelle ruht. Diese auf einer Karte festgehaltene Vision wurde so berühmt wie der »Turm der blauen Pferde«, den es ja auch als Variante unter den Botschaften an den Prinzen Jussuff gibt. Auch die Pferde von Gerhard Marcks setzen — wie seine »Stadtmusikanten« — den Kubismus voraus. Nicht nur Blätter wie Marcs »Traumfelsen«, auch die »Tränke am Rubinberg« sind Wunder der Farbe in kubistischer Gestaltungsweise. Aber sie sind auch unentbehrbare Aussagen über ein sich wandelndes Verhältnis zur Welt des Tieres, wie es aus Versen Rilkes in der achten Duineser Elegie zu uns spricht: »Das freie Tier hat seinen Untergang stets hinter sich und vor sich Gott, und wenn es geht, so gehts in Ewigkeit, so wie die Brunnen gehen.«

Es ist nicht zu verwundern, wenn so oft von dem hohen poetischen Gehalt der Zeichnungen und Malerei Franz Marcs gesprochen wird. Das gilt auch heute noch. Vor seinen Zeichnungen und Aquarellen haben wir oft das Empfinden, daß in ihnen ursprüngliche Quellen des Lebens fließen. Nicht nur die ruhende Gazelle auf dem Felsen gemahnt uns an schlafende Tiere der Höhlenmalerei von Altamira, und wir fragen, worauf das beruht. Sie sind herausgenommen

aus unseren Vorstellungen von landschaftlicher Szenerie, die naturferne Farbe und ihre kubistische Struktur lösen sie von ihrer stofflichen Gebundenheit. Franz Marc, der in seinen Anfängen selbst die Not vermeintlicher Ausweglosigkeit erlebt hat, öffnete durch seine Kunst Malerei und Plastik mannigfache Wege. Auch Picasso ist ihm gefolgt mit seinem Gegenspiel von Stier und Pferd und mit seinen umfassenden Bildfolgen aus der Stierkampf-Arena. Auch die vorgeschichtlichen Höhlen- und Felsmalereien sind nicht nur Bilder des Friedens wie das Blatt von Marc mit den vier blauen Pferden — mit den spielenden Fohlen im Hintergrund — auf hellem Weg neben dunklen Baumstämmen. Zwei schwarze, sich kreuzende Bahnen schließen den friedlichen Raum der Pferde gegen den Beschauer ab (Fr. Marc, *Botschaften* . . . , Piper Verlag 1954).

Auch der »Freudige Hengst« von Gerhard Marcks will in diesem Zusammenhang gesehen und gewürdigt werden. Wir würden ihm Unrecht tun, wollten wir seinen Beitrag isolieren. Kein Künstler steht außerhalb des entwicklungsgeschichtlichen Geschehens. Ein zuverlässiges Urteil gewinnen wir erst aus dem Überblick. Auch der italienische Bildhauer Marino Marini, 1901 in Pistoia geboren und seit 1940 in Mailand tätig, gehört hierher¹¹). Mensch und Tier, vor allem Reiter in vielfältiger, spannungsgeladener Form — auch in farbigiger Behandlung — sind Gegenstand seiner Gestaltung. Er wird in Verbindung mit dem Surrealismus gebracht, während Giacomo Manzù, 1908 in Bergamo geboren, angeregt durch Rodin und Maillol, in Bildnis, Statue und Relief die Tradition der Kunst seines Landes weiterführt.

Gerhard Marcks war zwar nicht Schüler des bedeutenden Tier-Bildhauers August Gaul (1869–1921), aber er verdankt ihm wesentliche Anregungen¹²). Seine Ausbildung erfuhr er in den Jahren 1907–12 in Berlin bei Richard Scheibe, dessen Mitarbeiter er 1914 bei der Ausführung eines Frieses in Terrakotta für das Haus von Walter Gropius auf der Werkbund-Ausstellung in Köln war. So ergab sich die Beziehung zu Gropius, der ihn 1919 an das Bauhaus in Weimar berief. Künstlern wie Feininger und Schlemmer blieb er auch nach seiner Lösung vom Bauhaus, das nach Dessau übersiedelte, verbunden. Die unmittelbare Berührung mit der Kunst des Südens brachte ihm die Verleihung des Preises »Villa Romana« in Florenz, zumal sie ihn auch nach Griechenland führte. Bei aller persönlichen Prägung seiner Formauffassung, sein Bekenntnis zur Plastik der Antike hat sich im Laufe der Jahrzehnte noch vertieft. Wie reich an Entscheidungen diese Zeit für Marcks war, entnehmen wir einer signierten und datierten Zeichnung »Ausschauende« (18. IX. 28), die nicht nur Vorstudie einer Skulptur war¹⁹), deren figürliches Motiv sich über »Shenandoah«, Statue in Muschelkalk (1933), bis hin zu dem »Totenmal« bei Maria im Kapitol als abgewandeltes Vorbild ausgewirkt hat. Unter seinen Aktfiguren ist vor allem die 1934 entstandene »Gärtnerin« in Bronze zu er-

wähnen¹⁴). Der Durchbruch zur großen Form war vollzogen. Im gleichen Jahr konnte er mit einem Stipendium der »Villa Massimo« nach Rom gehen, trotz des »Ausstellungsverbots« und der Einreihung seiner Werke unter die »entartete Kunst«. — Es kommen schwere Jahre, 1943 werden in Berlin das Haus, in dem er wohnt, und seine Arbeiten zerstört.

Die Beziehungen unserer Universität zu Gerhard Marcks reichen in das Jahr 1957 zurück. Ich besuchte ihn damals im Auftrag des Rektors, in Köln-Müngersdorf, um mit ihm wegen der Justus-Liebig-Plaketten zu sprechen. Marcks hat nicht geruht, bis er mit der dritten und vierten Fassung gültige Wiedergaben von Justus Liebig erreicht hatte. Gekrönt hat er diese Bemühungen mit der Plakette für die Kette der Ehren-Senatoren¹⁵). Im Juni 1964, im Jahr der Feier des 75. Geburtstages von Gerhard Marcks erschien in den Gießener Hochschulblättern ein Beitrag über das Schaffen des Künstlers mit einem Selbstbildnis auf der Titelseite und mit Abbildungen einer Auswahl seiner Werke. Ich darf hier ergänzend darauf verweisen. Seit 1947 war Marcks an der Landeskunstschule in Hamburg tätig. Auf die Dauer nahm ihn der Lehrbetrieb zu sehr in Anspruch und ließ ihm für sein eigenes Schaffen kaum mehr Zeit. Um so willkommener war ihm das Angebot von Köln, wo er 1949 die »Trauernde« des Totenmals beendete und das von Riphan erbaute Haus bezog, das ihm die Stadt auf Lebenszeit zur Verfügung stellte. Es kamen überaus fruchtbare Jahre, Marcks hatte die Möglichkeiten zur freien Entfaltung, wie er sie sich wünschte und nutzte. 1949/50 entsteht eine Reihe von Tierskulpturen: die vortreffliche Bronze der sich »niedertuenden Kuh«, spanischer Stier, böser Hund und Schäferhund, das schonende und das scharrende Pferd. Die Modelle hatte Marcks nunmehr in unmittelbarer Umgebung seines Hauses in Köln-Müngersdorf. Es war die Zeit der Vorbereitung auf die »Bremer Stadtmusikanten«. Die Vollendung des Hamburger »Totenmal« bezeugt, daß seine Beziehungen zum Norden keineswegs gelöst waren.

Es waren nicht nur die Tierskulpturen, die ihn in diesen Jahren beschäftigen. 1949 entstand »Freyä«, eine seiner besten weiblichen Aktfiguren¹⁶). Wollen wir uns davon überzeugen, wie solche Werke heranreifen, dann brauchen wir nur einen Blick zu werfen auf den Akt eines sitzenden Mädchens, eine makellose Zeichnung von 1947. — 1952 zeichnet Marcks nochmals Theodor Heuß im Profil, weil er mit dem älteren Bildnis nicht zufrieden ist¹⁷). Jetzt steht er vor der Aufgabe der Universität in Köln, ein Denkmal für Albertus Magnus zu schaffen, der 1248–54 in Köln tätig war und 1280 in St. Andreas beigesetzt wurde. Ohne seine Unabhängigkeit preiszugeben, orientiert sich Marcks an den Statuen der Dichter und Philosophen der Antike. Schon vom Sockel her wird die Gestalt breit geöffnet, überall sind Bewegungsmotive eingeschaltet. Die Bewegung geht von den Füßen in Sandalen über die hohen Beine und Arme bis zum Kopf. Der um die Gestalt gelegte Mantel behindert nicht die



Abb. 3: Gerhard Marcks, Orpheus, 1959.

Foto: M. Jeiter

Aktion des gelehrten Asketen. Der leicht durchgebogene Foliant liefert über den Knien die verbindende, horizontal gelagerte Bahn. Die rechte Hand auf dem Knie mit den Fingern an den Blättern gibt in der Kontur einen wirksamen Bewegungsreiz. Das vorgestellte linke Bein und der aufgestützte Unterarm treten aus dem Gewand heraus und bilden mit der Wendung des Kopfes die sprechende, lehrende Gebärde, eine durchdachte und erprobte, redende Gestalt des Philosophen. Um die 1955 entstandene Skulptur in diesem Sinne voll zur Geltung zu bringen, müssen wir sie in strenger Vorderansicht nehmen. Sehen wir uns daneben das kleine Modell im Wallraf-Richartz-Museum an, dann erfahren wir auch hier, wie der Künstler um die Vollendung seines Werks gerungen hat.

Zu Italien, Griechenland und Spanien kam für Gerhard Marcks 1955 die Fahrt nach Südafrika. Zur Ausstellung kam eine reiche Ausbeute an Zeichnungen, Holzschnitten und Skulpturen. »Eveline« (Bildnis einer Herero-Frau, en face und Profil, Rieth, S. 21), Statue der Frau (Bronze, 1956, H. 114 cm), hockender Eingeborener (Zeichnung u. Bronze, H. 27,7 cm), Gruppe der Perlhühner in Bronze, Giraffe in Zeichnung u. Bronze (H. 130 cm), Zeichnungen und Holzschnitte mit Tieren und Landschaften in großer Anzahl¹⁸). Gerhard Marcks hat selbst ein Geleitwort für den Katalog geschrieben (Galerie Hoffmann, Hamburg). Er war einer Einladung der Südafrikanischen Kunstvereinigung gefolgt. Das Auswärtige Amt der Bundesrepublik ermöglichte die Ausstellung, die 1955/56 in Swakopmund, Windhoek, Bloemfontein, Worcester, Stellenbosch, Kapstadt und in Port Elisabeth zu sehen war.

Gerhard Marcks ist nicht nur Ehren-Senator unserer Universität, er ist auch Träger der Friedensklasse des »Pour le Mérite«. 1956 schuf er das Gedächtnismal der Grafen Stauffenberg in Lautlingen mit dem »Auferstandenen«. 1959 entstanden das Bronzeportal der Marktkirche in Hannover und der den Raum beherrschende Kruzifixus der Marienkirche in Lübeck¹⁹). Wie bei den Gedenkstätten für die Toten hat sich Marcks auch bei Aufträgen für den Kirchenbau – sei es der Außenbau oder der Innenraum – uneingeschränkt eingesetzt. Bei einem Werk wie dem Triumphkreuz der Marienkirche in Lübeck, das dem sakralen Raum einen besonderen Charakter geben soll, war er sich seiner hohen Aufgabe bewußt und hat sie vorbildlich gelöst.

Ein Thema der griechischen Mythologie wie das des »Orpheus« lag ihm als Künstler und Mensch sehr nahe. Jahre bevor er sich mit der Vorarbeit für die Bronzestatue befaßte, entstanden Holzschnitte wie der mit »Orpheus in der Unterwelt« (1947). Das Modell in Gips stand lange in der Werkstatt²⁰), in der ersten Hälfte des Jahres 1959 wurde die für das Theater in Lünen bestimmte Statue in Berlin gegossen²¹). Schon in einem Gespräch mit Gerhard Marcks vor dem Modell wurde die Übernahme eines zweiten Gusses durch die Gießener Universität erwogen. Wir waren auf beiden Seiten der Meinung, daß diese

jugendliche Gestalt mit Violine, Bogen und mit dem Lorbeerkranz um die Stirne nirgends besser am Platz sein könnte, als vor oder in dem Festraum einer Universität. Die stille Konzentration, die veredelnde Schönheit und der geistige Ausdruck des »Orpheus« sprechen unmittelbar zu uns. Er vertritt nicht nur den Bereich der Musik, er ist ein gültiges, bleibendes Symbol des Musischen schlechthin.

Stärker als das Modell erinnert die Bronze des »Orpheus« an die jugendliche Aktfigur »Ver Sacrum«, die Marcks seinem im Krieg gefallenen Sohn gewidmet hat. Auch er trägt als Zeichen der Weihe den Lorbeerkranz. Diese beinahe knabenhafte Gestalt ist ein unvergessenes Werk, sie ist ein Denkmal der geopfertten Jugend. Marcks hat sie mit äußerster Konzentration und Anteilnahme geschaffen. Hier war das Herz beteiligt. Dennoch dürfen wir sagen, daß sie im »Orpheus«, obwohl er kein Akt, sondern eine Gewandfigur ist, statuarisch gereifter fortlebt. Es könnte naheliegen, bei dieser Bronze auf den »Wagenlenker« des Museums in Delphi als Vorbild zu verweisen²²). Natürlich kennt und bewundert Marcks diese spätarchaische Skulptur, der er wahrscheinlich Anregungen verdankt, aber in der künstlerischen Struktur sind der »Orpheus« und der »Wagenlenker« unvergleichbar. Das Faltensystem des Gewandes der Skulptur in Delphi hat — fern jeglicher Stofflichkeit — die Struktur der Säule eines archaischen griechischen Tempels, und an dem rechten Arm mit dem Zügel in der Hand schalten alle Oberflächenwerte des menschlichen Körpers aus. Gewiß hat Marcks ein anderes Verhältnis zur menschlichen Natur als Rodin oder auch als Maillol, aber in seiner Formensprache ist der aus dem Gewand herausgenommene Arm von der Schulter über die Gelenke bis in die Finger mit dem Bogen eine meisterhafte Umsetzung des Organischen in künstlerische Form. Dabei sind Vorder- und Seitenansicht in gleicher Weise zu berücksichtigen. Über »Ver Sacrum« geht das weit hinaus.

*

Mit der Aufstellung des Pferdes und seiner Publikation in den »Aachener Kunstblättern« ergab sich das Interesse der Gießener Veterinärmedizinischen Fakultät, vertreten durch Herrn Professor Dr. Horn, dessen Bemühungen besondere Anerkennung verdienen. Wenn wir damals nicht zum Ziele kamen, lag es an äußeren, widrigen Umständen.

Als Gerhard Marcks in diesem Jahr sein Angebot in besonders günstiger Form erneuerte, standen wir vor einer veränderten Sachlage. Die bauliche Situation hatte sich gewandelt. Die günstige Aufstellung des Pferdes vor dem Philosophikum und den raschen Erfolg bei dem Hessischen Finanz-Ministerium verdanken wir nicht zuletzt dem persönlichen Einsatz des Präsidenten der Justus Liebig-Universität, Herrn Professor Dr. Meimberg.

Anmerkungen

- ¹⁾ W. Braunfels, Gerhard Marcks: Das Aachener Pferd. Aachener Kunstblätter 1964, Heft 29, S. 299 ff.
- ²⁾ G. Busch. Tier-Skulpturen. Insel-Bücherei Nr. 595.
- ³⁾ Lutze, Bremen, 2. Aufl., München 1965, Abb. 64. — G. Busch, Tier-Skulpturen.
- ⁴⁾ E. Steingräber, Deutsche Plastik der Frühzeit, Königstein i. T. 1961, Abb. S. 60.
- ⁵⁾ E. Lutze, Bremen, Abb. 35 u. 40.
- ⁶⁾ Lutze, ibidem Abb. 51.
- ⁷⁾ M. J. Imiela, Max Slevogt, Karlsruhe 1968, S. 266, 338 u. 339.
- ⁸⁾ Busch, Tier-Skulpturen.
- ⁹⁾ Fr. Nemitz, Deutsche Malerei der Gegenwart, München 1948, Abb. S. 29.
- ¹⁰⁾ M. Marc u. G. Schmidt, Franz Marc, Botschaften an den Prinzen Jussuff, München 1954.
- ¹¹⁾ E. Langui, Marino Marini, Köln 1954.
- ¹²⁾ E. Waldmann, Die Kunst des Realismus u. des Impressionismus, Berlin 1927, Abb. S. 598–602.
- ¹³⁾ A. Rieth, Gerhard Marcks, Recklinghausen 1959, Abb. S. 7.
- ¹⁴⁾ Rieth, ibidem S. 37.
- ¹⁵⁾ Gießener Hochschulblätter, März 1960, Abb. u. Text S. 3 u. 4.
- ¹⁶⁾ C. G. Heise, Plastik im Freien, München 1953, Abb. S. 60.
- ¹⁷⁾ Gießener Hochschulblätter, Juni 1964, S. 14–16, Abb. 1–8. — Bildnisse von Gerhard Marcks in »Gießener Universitätsblätter«, Dezember 1968, S. 95 ff., Abb. 97 u. 101.
- ¹⁸⁾ Rieth, ibidem S. 21 u. folgende. — L. Reidemeister, Kat. d. Ausst. des Kölner Kunstvereins 1957, Nr. 15, 41, 38, 33.
- ¹⁹⁾ M. Hasse, Lübeck, München 1963, Abb. 18.
- ²⁰⁾ Gießener Hochschulblätter, Juli 1959, Abb. u. Text S. 1 u. 2.
- ²¹⁾ O. Kerber, Gießen und die Wetterau, München 1964, Abb. 104, Text S. 51.
- ²²⁾ E. Buschor, Die Plastik der Griechen, Berlin 1936, Text S. 69 und Abb. 73. — Fr. Gerke, Griechische Plastik, Zürich–Berlin 1938, Abb. 104 u. 105.

Am 31. Juli 1974 beging Margarete Bieber ihren 95. Geburtstag. Frau Bieber ist emeritierte Professorin für Klassische Archäologie und Ehrensensator der Justus Liebig-Universität. In Heft 1/1974 der GIEßENER UNIVERSITÄTS-BLÄTTER hat Rolf Winkes über ihr Leben und ihre Arbeit berichtet. In ihrem Antwortbrief schreibt Frau Bieber:

»Herzlichen Dank Ihnen und den anderen Mitgliedern der Gießener Universität und Hochschulgesellschaft für Ihre Glückwünsche zu meinem 95. Geburtstag. Ich freue mich, daß ich in dem lieben Gießen, in dem ich die beste Zeit meines Lebens verbracht habe, noch in so guter Erinnerung stehe.«

Bericht über eine zoologische Forschungs- expedition nach Borneo

Als mein Lehrer, Prof. Dr. Heinrich Sprankel (Zentrum für Neurologie, Abteilung für Neuro-pathologie am Klinikum der Justus Liebig-Universität) am 22. Dezember 1970 bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) einen Antrag auf Unterstützung einer Expeditionsreise nach Borneo stellte, waren wir der Auffassung, ein recht gründliches und flexibles Programm für die Feldforschung an dem nachtaktiven Halbaffen *Tarsius bancanus borneanus* aufgestellt zu haben. Bei den etwa sechsmonatigen Vorbereitungen hatte uns Frau Dr. Barbara Harrisson (Cornell University, Ithaca, New York) mit fachkundigem Rat zur Seite gestanden. Sie hatte nicht nur weit über eine Dekade auf der großen Insel gelebt, sondern selbst auch Forschungen an unserem Untersuchungsobjekt durchgeführt (Harrisson 1962 a, 1962 b). Ihr möchten wir an dieser Stelle herzlich danken. Prof. Sprankel hatte schon 1962 Koboldmakis dieser Spezies von Frau Dr. Harrisson aus Sarawak (Ost Malaysia, Borneo) erhalten, und die von ihm am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt durchgeführten und betreuten Studien bildeten neben den durch die Haltung dieser hochempfindlichen Halbaffen gewonnenen Erfahrungen die Ausgangsbasis für die geplante Feldforschung (Sprankel, 1965, 1971; Kiesel 1968; Sprankel & Lorenz, im Druck). Die aufwendige und schwierige Haltung der Tiere führte zur ersten und bisher einzigen Geburt eines *Tarsius bancanus* in Gefangenschaft. Vermutlich wird diese Tierart zur Zeit in keinem Zoo der Welt gehalten. Eine gemeinsame Untersuchung (Sprankel & Niemitz, in Vorbereitung) konnte wegen des Todes eines Tieres, welches über sechs Jahre in Gefangenschaft gelebt hatte, damals nicht mehr abgeschlossen werden. Auch nach dem Ausscheiden von Frau Dr. Harrisson aus den Diensten des Sawarak Museums in Kuching wurden die Beziehungen zu dieser Institution aufrecht erhalten, wodurch die Planung der Expedition auf Informationen aus erster Hand beruhte.

Doch zunächst sei eine kurze Vorbemerkung zum »Tarsiusproblem« erlaubt. Innerhalb der Primaten nimmt die Familie der *Tarsiidae* eine bedeutende Stellung ein. Trotz der schon über 100 Jahre intensiv betriebenen Forschung an *Tarsius* (z. B. Burmeister, 1846; Hubrecht, 1897 oder auch des Gießener Anatomen Kurz, 1904) besteht bis heute keine übereinstimmende Ansicht über den phylogenetischen Standort dieser Primatengruppe. Die sich allein auf anatomische Kriterien gründenden Studien haben bezüglich der Einordnung in das System überwiegend zu der Auffassung geführt, daß die Tarsier eine vermittelnde Stellung zwischen den Halbaffen (*Prosimiae*) und den höheren Affen (*Simiae*) einnehmen. Hill (1955) geht so weit, sie aus den Halbaffen herauszunehmen, die bei ihm aufgrund des anatomischen Baus des Nasenspiegels als *Strepsirhini* bezeichnet werden. Ihnen stehen die *Haplorhini* gegenüber, innerhalb derer die Tarsier als *Tarsiioidea* ebenbürtig neben den übrigen höheren Affen stehen. Die unterschiedlichen Auffassungen rühren von der bereits erwähnten Tatsache her, daß die systematische Erforschung ausschließlich auf morphologischen Untersuchungen basierte.

Zu einer endgültigen Klärung des phylogenetischen Standortes dieser Tiere mußten verhaltensbiologische und physiologische Forschungen hinzutreten. Die ethologischen Arbeiten am Max-Planck-Institut für Hirnforschung waren jedoch an den in Gefangenschaft gehaltenen Tieren recht begrenzt. Daher sollten die Feldstudien, so war zunächst geplant, Auskünfte über drei Problemkomplexe erbringen.

a) *Territorialverhalten und Orientierung*

Hier war die Reviergröße des ihr Territorium mit Harn und mit talgigen Sekreten verschiedener Hautdrüsen markierenden Paares von Tarsiern zu untersuchen. Es bestand die Frage,

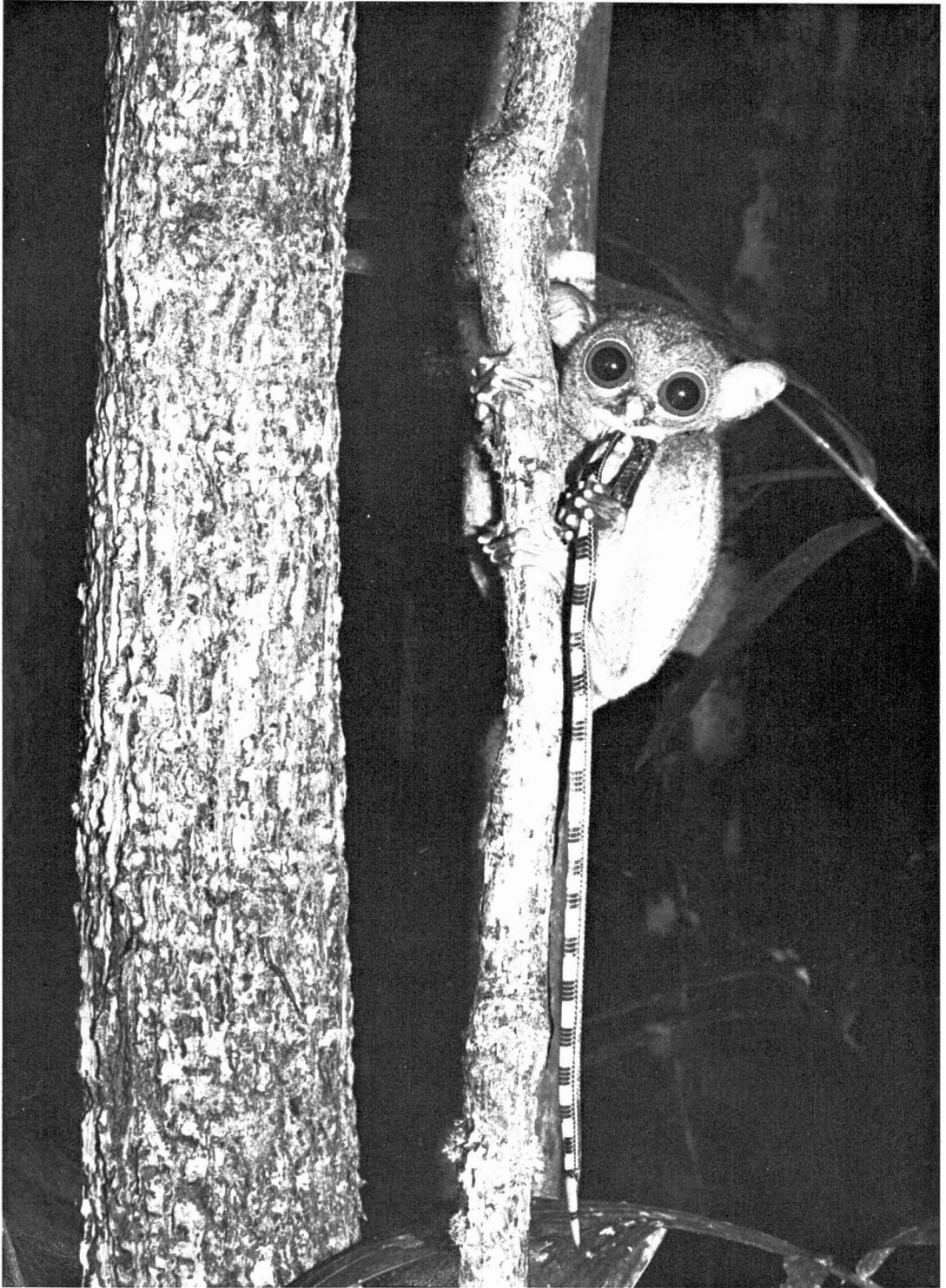


Abb. 1: *Tarsius bancanus* verzehrt eine Korallenschlange (*Maticora intestinalis*)

welche Markierungen territorialen und welche sozialen Bezug haben. Es bestand die Möglichkeit der Bildung von »Duftstraßen« und – vielleicht auch in Verbindung damit – einer optischen Orientierung nach Landmarken. Ferner schien der Geruchssinn im Ethogramm dieser Tiere eine größere Rolle zu spielen, als nach früheren morphologischen Untersuchungen zunächst erwartet worden war.

b) *Sozialverhalten und Fortpflanzung*

Im Speziellen sollten hierbei die Rollen der Geschlechtspartner sowie die Beziehung zwischen der Mutter und dem Jungen geklärt werden.

c) *Sinnesbiologie*

In diesem Zusammenhang war die Beteiligung der verschiedenen Sinnesorgane an den Auslösemechanismen beim Beuteerwerb von Interesse, sowie die Kontrolle der gefangenen Tiere auf Genießbarkeit. Morphologische Untersuchungen zum Tastsinn (Sprankel, 1965; Kiesel, 1968), zur cranio-cerebralen Topographie (Spatz, 1968) sowie zu verschiedenen vergleichend-morphologischen Problemen am Tarsusgehirn (Stephan, 1965, 1967, 1969) waren alle am Max-Planck-Institut für Hirnforschung vorgenommen worden. Ethologische Forschungen aber standen dazu noch gänzlich aus, ebenso wie zum olfaktorischen und auch zum akustischen Sinn.

Der nachstehende Beitrag ist in drei Teile gegliedert. Zuerst wird der Ablauf der Forschungsarbeit, welche im Oktober 1971 begann, anhand von Tagebuchaufzeichnungen und Ausschnitten aus Briefen geschildert. Diese persönliche Form des Erlebnisberichtes folgt dem Beispiel anderer in den Gießener Universitätsblättern wiedergegebener Schilderungen von Forschungsreisen. Sie erschien auch als besonders geeignet, weil solche Darstellungen dem unmittelbaren Erleben entspringen. Im Anschluß daran wird ein Abriß der bisherigen Ergebnisse der Studien gegeben, welche inzwischen veröffentlicht vorliegen, und abschließend sei ein Ausblick getan auf die noch zu erwartende Auswertungsarbeit.

I TAGEBUCHNOTIZEN UND BRIEFAUSSCHNITTE ZUM VERLAUF DER FELDKARTE

1971

(22. 10. 71) In Kuching, dem kleinen Hauptstädtchen von Sarawak, kam ich wohlbehalten an; ein hübscher, nicht gerade betriebsamer Ort. Farne in den Dachrinnen romantisieren vergangene Kolonialzeiten. Bin angenehm überrascht. Bisher ist alles gut verlaufen, jedoch hatte die Sachlage manchmal eher nach einem totalen Mißerfolg ausgesehen. Das von der Malaysischen Botschaft in Bad Godesberg ausgestellte Visum in meinem Paß wurde hier nicht anerkannt, und ich hätte wohl ohne die Hilfe der deutschen Botschaft in Kuala Lumpur und der Leitung des Sarawak Museums vermutlich kein neues bekommen. Vielleicht hätte man mich kurzerhand wieder ausgewiesen, so, wie es einem japanischen Lepidopterologen (Schmetterlingskundler) vor kurzem hier ergangen war Die Regenzeit beginnt gerade etwas verfrüht, was sich hoffentlich nicht allzu nachteilig auswirken wird. . . . Entgegen unseren Erwartungen werde ich mir wohl einen eigenen Wagen kaufen müssen. . . . Mein in Deutschland gelerntes Malayisch ist völlig unzureichend, doch sehe ich bereits, daß ich mich in etwa 14 Tagen werde verständlich machen können, was für die bevorstehende Arbeit im Dschungel unbedingt nötig sein wird.

Nach Auskunft des Fängers Gaun, welchen mir das Museum freundlicherweise zur Verfügung stellte, werde ich noch mindestens 15 Netze nachkaufen müssen (Die Tarsier wurden nachtsüber in sogenannten »Nylon-mist-nets« gefangen, wie sie auch zum Beringen bei Ornithologen Verwendung finden. Zehn Stück davon hatte ich mitgebracht.)

(28. 10. 71) Zunächst sollen die in der Museumssammlung vorliegenden Tarsier vermessen werden. Vielleicht lassen sich später anhand größerer Zahlen von Individuen statistisch morphologische Korrelate prüfen. Die Exemplare von der Universität Kuala Lumpur können zum Vergleich herangezogen werden. Morgen werden wir zum ersten Mal nach Semongok aufbrechen, dem etwa 25 km südlich der Hauptstadt gelegenen Untersuchungsgebiet. Doch der vormittägliche Sonnenschein trügt, denn nachmittags regnet es meist zwischen 2 und 6 Stunden. Insgesamt verspürt man das zwar nicht als unangenehm, doch wird es sich wohl bei der Durchführung der Arbeit als etwas hinderlich bemerkbar machen. Die Hitze, besonders aber die hohe Luftfeuchte, schafft Assoziationen zu einer Sauna, doch stellt man allmählich eine zunehmende Akklimatisierung fest.

(30. 10. 71) Gestern war ich zum ersten Mal im Dschungel. Es ist ein großartiges Erlebnis. Das Quietschen, Sägen, Singen und Pfeifen der unzähligen Insekten ist eine unablässige Begleitmusik. Die ungeheure Hitze vergißt man völlig über den vielen sonderbaren Dingen, die es im Halblicht zu sehen gibt. Tarsier zu fangen, wird nach den Berichten meines erfahrenen Fängers Gaun wohl auch keine sonderlichen Schwierigkeiten bereiten.

(2. 11. 71) Mit Gaun und seinem Schwager Anche vom Volke der Iban (oder: Sea Dayak) treffe ich erneut mit den Geräten in Semongok ein, welche zum Bau eines Lagers nötig sind. Auf einer verwucherten Lichtung von etwa 10 m Durchmesser ragen zwei morsche Pfähle aus dem Boden, Überbleibsel einer Unterkunft, welche 1965 für einen ähnlichen Zweck hier errichtet worden war. Mit Axt und Parang (Haumesser, welches zur Arbeit im Wald unabdingbar ist) schlagen wir die Lichtung frei und fällen in der Nähe etwa 10 jüngere Bäume und gleich viel über 12 m lange Bambushalme, die wir durch die dichte Vegetation zur Lichtung schleppen. Gaun hat über fingerstarke Lianen gehackt und klopft sie mit der Rückseite der Axt. Daraus fertigt er durch einfaches Aufspießen Leinen, welche beim Aufbau der Hütte zum Vertäuen von Verbindungen und Kreuzungen der Stämme und Äste dienen. Wir haben wegen der feuchten Hitze keinen trockenen Faden mehr am Leib und müssen wiederholt längere Pausen einschalten. Eine der mitgebrachten Teerplanen hat Löcher. Als es zu gießen beginnt, müssen wir die Arbeit unterbrechen und wieder in die Stadt zurückkehren.

(4. 11. 71) Unsere Hütte im Wald steht, ist recht geräumig und regendicht. Da wir einen Fußboden aus Bambushalmen gebaut haben, der über dem geneigten Untergrund frei trägt, kann das Regenwasser ohne zu stören unter dem Lager hindurchlaufen. Es ist 22.30 Uhr, und die beiden Männer schlafen schon lange in ihren Feldbetten. Vorhin haben wir die ersten Netze zum Fang der Tarsier aufgebaut. Ich schreibe im Dämmerlicht der Petroleumlampe und bekomme Besuch von fliegenden Ameisen, Ephemeriden und Schaben, von Gottesanbeterinnen und riesigen Nachtschmetterlingen.

(5. 11. 71) In den sechs bisher aufgestellten Netzen haben wir eine Smaragdaube, einen Eisvogel und zwei Drosseln gefangen. Tarsier? Null, doch mag dies auch am Regen liegen, der seit gut 7 Stunden herniederfällt. Das ganze Gelände ist — interessanterweise auch an den Hängen — gut knöcheltief überschwemmt, und ich würde mich nachts allein sofort verlaufen, besonders, weil die eigenen Trittsuren des Wassers wegen nicht sichtbar sind.

(6. 11. 71) Das erste Hirn einer Fledermaus (*Balionycteris maculata*) wird im Camp bei strömendem Regen mit Bouin (einer Fixierlösung) perfundiert, also auf dem Wege der Blutgefäße durchspült, was mir bei dem nur 11 g schweren Tierchen nicht ganz leicht fällt.

(10. 11. 71) Es regnet derart, daß ein europäischer Campingplatz im Nu leergefegt wäre. Wir haben nun eine Woche fast umsonst im Wald verbracht.

(11. 11. 71) Morgens ging uns der erste Tarsier ins Netz, ein junges Männchen, von dem ich hoffe, es noch näher kennenzulernen. Es wurde vermessen, beringt, gewogen und an der selben Stelle, an der es gefangen worden war, wieder frei gelassen.

(16. 11. 71) Zwar konnten inzwischen 7 Hirne präpariert werden, doch haben wir keinen weiteren Tarsier ins Netz bekommen. Morgen werden wir nach Matang, einem Gebiet knapp 20 km westlich von Kuching, umziehen. Gaun hofft mit mir, dort mehr Tarsier zu fangen. Trotz zweimal wöchentlichen Einölen schimmeln die ersten Lederartikel; ich mische also das Öl mit antimykotischem Hautpuder. Die Wäsche haben wir seit einer Woche nicht mehr trocknen können. Zwischen den Regengüssen scheint die Sonne zu wenig.

(22. 11. 71) In der Zwischenzeit haben wir keinen Tarsier zu Gesicht bekommen. Wir werden die Anzahl der Netze um weitere zwölf Stück erhöhen. Gaun ist überdies erkältet und kann unmöglich arbeiten. Als Erschwerung kam in der letzten Woche eine Fußverletzung hinzu; ich hatte abends im Lager in eine gerade zuvor zerbrochene Spiritusflasche getreten und mir einen tiefen Schnitt zugezogen. Der Blutverlust von etwa einem halben Liter war unge-

fährlich, doch platzte die Wunde an den folgenden Tagen immer wieder auf und schmerzte bei der Arbeit.

(3. 12. 71) Gestern haben wir in ziemlich undurchdringlichem Sekundärdschungel in Matang gleich drei Tarsier gefangen. Die Netze aus Gebieten mit relativ lockerer Vegetation werden mit zwei Ausnahmen in dasselbe Gebiet umgestellt. Zur genaueren Beschreibung des Biotops werde ich typische Pflanzen pflücken und — vielleicht mit Hilfe des Forstamtes in Kuching — bestimmen. Ein Weibchen von nur 105 g hatte ein Bäuchlein und deutliche Zitzen. Ein Männchen mit hochaktiv sezernierender epigastrischer Drüse (eine Hautdrüse, deren Sekret als Markierung an bestimmten Stellen des Reviers deponiert wird) konnte man mühelos aus 5 m Entfernung riechen.

Der Rundgang dauerte gestern abend von 22 Uhr bis Mitternacht. Gegen 1.30 Uhr waren die Protokolle geschrieben. Anschließend machte ich mich auf den Weg nach Kuching, um Ihnen gleich zu schreiben, ein Erleichterungsschreiben zum Advent nach einer Vollmondnacht im Dschungel sozusagen. Der Fährmann am Sarawak-Fluß, welcher Nachtdienst hatte, ließ sich durch Hupen aber leider nicht wecken . . .

(GIESSEN, den 8. 12. 71) Ihren heute erhaltenen Brief vom 3. 12. mit so erfreulichem Inhalt muß ich sofort beantworten. . . . Der Biotop stimmt. . . . Nachdem man die vollsaftigen Männer *doch* riechen kann, werden Sie ja bald das zugehörige Weibchen (plus eventuell Kind) aufstöbern können. . . . Guten Erfolg weiterhin.

(7. 12. 71) Heute abend habe ich vielleicht eine wichtige Entdeckung gemacht. Anche und ich befanden uns auf unserem Routinegang durch den Sekundärwald zu den Fangnetzen und verliefen uns etwas in der finsternen Nacht. . . . Als wir so durch das Dickicht kletterten, roch ich — wie manchmal zuvor auch schon — Tarsier. Nach einigem Schnuppern an jungen Bäumen fand ich schließlich den Markierbaum. So habe ich also zum ersten Mal einen wichtigen Punkt in einem Tarsierrevier. . . . Anche schwört, daß wir den Baum morgen wiederfinden.

(12. 12. 71) Mit Tarsiern sieht es schlecht aus, vielleicht wegen des schlechten Wetters. Doch *muß* sich die Lage in Zukunft bessern.

(13. 12. 71) Wir registrieren den ersten Wiederfang eines Tarsiers: »Jack« (Protokollnummer 15), unweit des ersten Fangplatzes.

(15. 12. 71) Meine Frau trifft hier ein.

(21. 12. 71) Zwei weitere Iban (Panel und Bugi) helfen mit in Matang. Heute finde ich drei Markierbäume. Eines dieser Duftdepots ist als speckiger Fleck

auf der Rinde des Baumes zu erkennen. Wir fangen »Jack« bei Netz Nummer 14 wieder, was einem Abstand von über 100 m vom vorigen Fangplatz entspricht.

(23. 12. 71) Das Wetter ist schön geworden. Morgens und abends fangen wir je einen Tarsier. Wegen der bisher durchschnittlich katastrophal niedrigen Fangquoten entschieße ich mich, mit meiner Frau ohne Helfer während der Weihnachtsfeiertage weiterzuarbeiten.

(24. 12. 71) Über Nacht hat es wieder zu regnen begonnen. Der Bach nahe dem Camp dürfte jetzt mit knapp 3 m Wassertiefe über achtmal so tief sein wie bei normaler Wasserführung. Das gesamte Gelände ist stärker überschwemmt als jemals zuvor. Heute arbeiten meine Frau und ich erfolglos bis kurz vor Mitternacht, da die Fangnetze voller Blätter und kleinerer Äste sind. Als wir schließlich bei unserem Camp eintreffen, fehlt uns etwas die Moral, um jene gehütete Flasche Australischen Burgunder mit Genuß zu leeren.

(24. 12. 71, *Heiligabend*) Wir unterbrechen mittags die Arbeit und stellen bei einer Fahrt in die Stadt fest, daß erst heute Heiligabend ist. (Später finden wir den Grund hierfür in einer Fehleintragung im »Wetterbuch«, die sich in unserem Lagerjournal fortgesetzt hatte.) Alle Tage hier im Wald gleichen einander. Wir ersetzen die Flasche durch eine neue und holen nach der abendlichen Arbeit den Heiligabend im Lager zum richtigen Termin nach.

(28. 12. 71) Heute kommt unser »Entsatz«. Besprechung mit Gaun, in welche Gebiete die Netze verlegt werden. Im Camp herrscht gute Stimmung. Ich habe vor, die Arbeit im Lager ein paar Tage lang nur morgens und abends zu besichtigen. Gaun könnte zwar durchaus ein paar Tage allein zurechtkommen, doch gibt es Dinge einzukaufen, und insbesondere möchte ich bei eventuell anfallenden Fangprotokollen die Messungen an den Tarsiern selbst vornehmen.

(31. 12. 71) Panel, der gestern in der Stadt zwei Zähne gezogen bekommen hatte, sieht schlecht aus, läßt sich aber nicht heimschicken. Wegen eines Mißverständnisses bei der Bezahlung eines Sondergeldes zeigt Gaun Unlust, weiter im Lager zu arbeiten. Ich teile mit den Leuten, die so tapfer ausharren, noch ein aus der Stadt mitgebrachtes Bier und verspreche Bugi, der sich meinen Hut wünscht, ihm diesen im neuen Jahr zu schenken.

1972

(1. 1. 72, *Neujahr*) Als ich im Lager eintreffe, haben die Leute das Camp verlassen. Unser gemeinsam benutztes Geschirr steht noch herum, schwarz von

Ameisen bedeckt. (Der Grund für ihr Verschwinden war, wie sich später herausstellte, daß sie vergessen hatten, auf der Einkaufsliste mir Reis anzugeben, so daß sie plötzlich feststellten, ohne ihre wichtigste Nahrung zu sein.) Meine Frau und ich finden nicht alle Netze, da ich die neuen Positionen zum Teil nur nachts gesehen habe. Aber der Zustand einiger in den Netzen hängender toter Vögel und die vielen ebenfalls darin hängengebliebenen Blätter zeigen an, daß die Leute zumindest am Abend zuvor einen erfolglosen Rundgang nur vorgetäuscht haben. Tote Tarsier finden wir glücklicherweise nicht.

(2. 1. 72) Es wird Mittag, bis wir die letzten Netze (bis auf eines, das weiterhin im Primärdschungel verschollen blieb) gefunden, gesäubert und auch von weiteren Tieren befreit haben. Da wir die ärgste Überschwemmung im Walde erleben, manchmal bei der Arbeit knietief im Wasser stehen und überdies zwei Tage Arbeit von drei Leuten nachholen müssen, haben wir nur knapp 5 Stunden geschlafen. In einem der letzten Netze finden wir ein hochträchtiges, stark geschwächtes Tarsius-Weibchen. Es ist »Jacqueline«, die wir bereits kennen. Das schwache Tier trinkt und frißt uns aus der Hand und erholt sich im Verlauf der nächsten drei Stunden, so daß wir sie wieder springen lassen können. Aus den Positionen der betreffenden Fangnetze ergeben sich die ersten Gedanken zur Territoriumsgröße.

(3. 1. 72) Ich breche das Lager in Matang ab, da inzwischen auch allerhand Schreiarbeit angefallen ist.

(4. 1. 72) Panel taucht bei mir zu Hause in Kuching auf und fragt harmlos, ob er wieder arbeiten könne. Er zeigt absolutes Unverständnis für die Gefährdung der Arbeit durch sein Verhalten. Für eine Neueinstellung stelle ich entsprechende Bedingungen.

(10. 1. 72) Da es sich nach bisherigen Erfahrungen als illusorisch erwiesen hatte, völlig freilebende Tarsier nachts im Dschungel mit dem Infrarot-Nachtsichtgerät zu beobachten, habe ich in den letzten Tagen einen hausgroßen Käfig im Wald geplant. Die Ausmaße sollen etwa 10 x 10 m betragen bei gut 4 m Höhe. Die Vegetation im Käfig soll weitgehend unangetastet bleiben. Hier will ich die beiden Tarsier »Jack« und »Jacqueline«, die aus demselben Gebiet stammen, in ihrem angestammten Territorium halbwild halten und beobachten. Die Maschenweite des Drahtzaunes soll für Insekten und kleine Vögel weitgehend durchlässig sein, für Tarsier jedoch eine Schranke bilden. Durch Personalaufwand, Autokauf und die Kosten des Käfigs ist der geplante Etat weit überzogen . . . Gaun ist mürrisch und scheint, wenn ich nicht dabei bin, die inzwischen angeheuerten vier weiteren Leute weitgehend allein arbeiten zu lassen.

(12. 1. 72) Unmittelbar neben dem entstehenden Käfig finde ich einen Markierbaum, wodurch die Auswahl des Ortes im Habitat als geeignet bestätigt wird . . . Auf der Fahrt zu Einkäufen in die Stadt begegnen meine Frau und ich in Dschungelgrün gekleideten Leuten mit Repetierkarabiner und Maschinenpistolen, die uns anhalten und erklären, daß eine totale Ausgangssperre bestünde. (Wir hatten im Radio ständig von Ausgangssperren und von Guerillatätigkeit gehört, doch hatte sich dies nie auf Gebiete in unmittelbarer Nähe Kuchings bezogen.) Wir sollten auf schnellstem Wege in die Stadt fahren und nicht zurückkommen. Ich bin froh, inzwischen genügend malayisch sprechen und verstehen zu können, um den Soldaten zu erklären, daß meine Helfer im Walde arbeiteten, dort in Gefahr seien und wir zumindest noch das Lager evakuieren müßten. Wir lassen uns den Weg zum nächsten kommandierenden Offizier zeigen. Im Gespräch mit ihm läßt das Stichwort »Sarawak-Museum« jegliches Mißtrauen schwinden. Zwar müssen wir den fast fertigen Käfig zurücklassen, doch bin ich erleichtert, als wir alle heil in der Stadt ankommen. Ich werde es nochmal in Semongok versuchen, bis wir wieder hierher zurückkommen können.

(14. 1. 72) Meine Frau und ich fangen in Semongok zwei Tarsier. Einer von ihnen wäre eine halbe Stunde später wegen des zu einer Überschwemmung ansteigenden Wassers im Netz hängend sicher ertrunken.

(21. 1. 72) Da inzwischen zwei Soldaten in Matang von Terroristen angeschossen worden sein sollen, besteht keine Hoffnung, daß die Ausgangssperre demnächst dort wieder aufgehoben wird. Damit wird die Geburt von »Jacquelines« Jungem mit Sicherheit nicht beobachtet werden können . . . In den letzten 5 Tagen haben wir in Semongok drei Tarsier gefangen. Der vormals fortwährend verlegen-mürrische Panel beginnt aufzutauen. Während ihm die Arbeit erst jetzt allmählich Spaß zu machen beginnt, zeigt Gaun immer mehr Tendenzen, tagsüber mit dem Motorrad fortzufahren. . . . Ein geeigneter Platz für den Bau eines neuen Käfigs ist inzwischen gefunden.

(25. 1. 72) Heute war Gaun den ganzen Tag über fortgeblieben. Ich wollte mit ihm darüber reden und dachte an einen Austausch gegen einen anderen Helfer des Museums. Aber er kam mit der Nachricht zurück, Panels Frau hätte in Sibuyauh einen Sohn bekommen. Der in den letzten Tagen immer besser gelaunte Panel gab darüber hinaus noch kund, daß er ihn nach mir benennen wolle. Und so spendierte ich einen Arak, gab Panel frei, seinen Sprößling erst einmal in Augenschein zu nehmen und vertagte das Gespräch mit Gaun zugunsten eines etwas fröhlichen Abends.

(29. 1. 72) Gaun ist morgens verschwunden; seine sämtlichen Sachen fehlen. Panel bringt — obwohl es gegen drei Uhr morgens aufgehört hatte zu regnen

— einen völlig durchnäßten, halbtoten Tarsier zum Lager. Hat Gaun gestern nur vorgegeben, die Netze zu checken? (Später erzählte mir Panel, daß Gaun ihn so ziemlich alle Arbeit habe allein machen lassen, sobald ich im Dschungel oder beim Einkaufen war, eine Schilderung, die sich mit jener von einem anderen Helfer Sebab gegebenen Darstellung deckte. Dieser beschwerte sich sogar, schlecht behandelt worden zu sein, weil Gaun sich als relativ alter Mann absolut sicher war, daß Sebab sich aus Achtung vor dem Alter nie über etwas beschweren würde. Nach getrennter Aussage beider soll Gaun sich als erfahrener Fänger unersetzlich gefühlt und geäußert haben, daß er daher unternehmen könne, was er wolle.)

(11. 2. 72) Nach sehr erfolgreicher Fangperiode schreibe ich heute wieder einen Brief nach Gießen: »... Heute Morgen habe ich bei Netzposition 52 ein altes Männchen gefangen, das von Michael Fogden beringt worden war. (Dieser Ornithologe der Universität Oxford hatte mit seinen Vogelringen auch zufällig gefangene Tarsier beringt. Aus seinen wenigen Daten machte er eine von ihm als »vorläufig« bezeichnete Publikation, deren auf geringem Material beruhenden Gedanken zur Feldbiologie der Tarsier sich in einigen Fällen als richtig erwiesen. Fogden, 1973). Das Tier wurde von ihm erstmals am 13. 5. 65 gefangen, trug den Ring also bereits sechs Jahre und 9 Monate und war beim Erstfang bereits deutlich adult... Nach vorläufigen Rekonstruktionen steht jetzt schon fest, daß dieser Tarsier 080-07623 mit Sicherheit nicht weiter als 100 m von einem der damaligen drei Fangplätze entfernt jetzt wiedergefangen wurde. (Durch Vermessungsarbeiten ließ sich später feststellen, daß es maximal 30 m gewesen waren, eine ganz erstaunliche Ortstreue nach fast 7 Jahren!) Sollten wir mit den Fängen weiterhin so erfolgreich sein, wie in den letzten 10 Tagen, so werden wir vielleicht 1. auf die Ausfallrate durch Krankheit und Freßfeinde und 2. auf das durchschnittliche Alter der Tarsier bei natürlichem Tod schließen können.

(12. 2. 72) Damit meine Leute einmal aus dem Walde kommen, nehme ich sie im Auto mit und gehe mit ihnen auf dem Marktplatz essen. Ein paar Deutsche haben sich hierher nach Borneo »verirrt« und wollen uns in den Wald begleiten, sozusagen als Vorgeschmack, denn sie haben ehrgeizigere Reisepläne. Die in Saigon auf dem schwarzen Markt erhandelte Dschungelausrüstung ist zwar ideal, löst aber bei meinen Leuten — wie sich bald herausstellt — Skepsis aus. Trotz der Warnungen vor dschungelgrün gekleideten Terroristen im Radio verschwende ich keinen Gedanken daran, daß meine Helfer Bekannte von mir und insbesondere Europäer nur wegen grüner Dschungelstiefel als kommunistische Terroristen einstufen könnten. Als Panel sich plötzlich über schlechte Bezahlung beschwert — ausgerechnet heute nach einem wirklich vergnüglichen gemeinsamen Schmaus —, will mir nicht dämmern, daß er nur einen

Vorwand sucht, um entlassen zu werden. Unsere Gäste bleiben über Nacht bei uns im Lager.

(13. 2. 72) Ich erwache von einem Hüsteln und sehe, wie sich meine beiden Helfer anschicken, mit Sack und Pack davonzuschleichen. Da ich enttäuscht und wütend bin, schimpfe ich noch hinter ihnen her, daß sie verschwinden und sich ja nicht wieder blicken lassen sollen. Beim Frühstück erfahre ich, daß sie sich abends zuvor vorsichtig bei meiner Frau erkundigt hatten, ob dies wegen der grünen Stiefel Kommunisten seien, schienen aber nach kurzer Erklärung sofort beruhigt. Unsere Landsleute helfen uns, das Camp zu demontieren. Die Netze lasse ich nach dem Rundgang stehen.

(15. 2. 72) Herr Paul Chai, ein ausgezeichnete Botaniker des Forstamtes in Kuching, der schätzt, etwa $\frac{3}{4}$ der ca. 3000 bornesischen Baumarten aus dem Kopf bestimmen zu können, besichtigt das Lager und die Arbeitsstellen. Unser gutes Einvernehmen wird in einer späteren Phase den Fortgang der Arbeiten retten. Der Käfigbau geht mit zwei jungen, unerfahrenen Männern weiter, die trotz sehr viel Fleiß ständige Anleitung und Beaufsichtigung brauchen. Ich muß sie leider wieder heimschicken, zumal sich einer von ihnen als kurzfristig herausstellt, und ich nicht zulassen kann, daß er eventuell beim Balancieren auf den Bambushalmen in 4 m Höhe von dort herabfällt.

(18. 2. 72) ... ist es mir nun möglich, präzise Aussagen über den derzeitigen Stand der Untersuchungen an *Tarsius bancanus* und über einen notwendig gewordenen ergänzenden Antrag bei der DFG zu machen. Ich werde neue Helfer einstellen müssen für den zweiten Käfigbau in Semongok ...

(22. 2. 72) Die morgendlichen und abendlichen Rundgänge beginnen an uns zu zehren. Als wir heute um 7 Uhr früh von den Netzen kamen, holten wir drei neue Helfer am Bazar ab: Joshua, Sebab und Robin (die von jetzt ab mit dem Projekt eng verbunden sein werden). Bei 100% Luftfeuchtigkeit und gut 30° Celsius hieß es dann Baumstämme schleppen. Nachdem abends die Leute fort sind — noch haben wir ja das Lager nicht wieder aufgebaut — gehen wir heute abend nach dem Essen wieder in den Wald. Jeden Abend haben wir Schlaf in den Augen, der sich nach Asche anfühlt.

(26. 2. 72) Nach langer Zeit wieder zwei Fänge.

(28. 2. 72) Prof. Sprankel stellt den Zusatzantrag bei der DFG. In der Zwischenzeit haben wir das Camp wieder aufgebaut. Sebab und Joshua (beide Bidayuh) sind hervorragende Burschen, fröhlich und bei der Arbeit sehr gründlich. Sie flicken Netze ohne Anleitung richtig und überlegen sogar, was man heute bei schönem Wetter vielleicht schon mal machen könnte, so daß es morgen, wenn es regnen sollte, schon fertig ist. So baut Joshua zum Beispiel in den

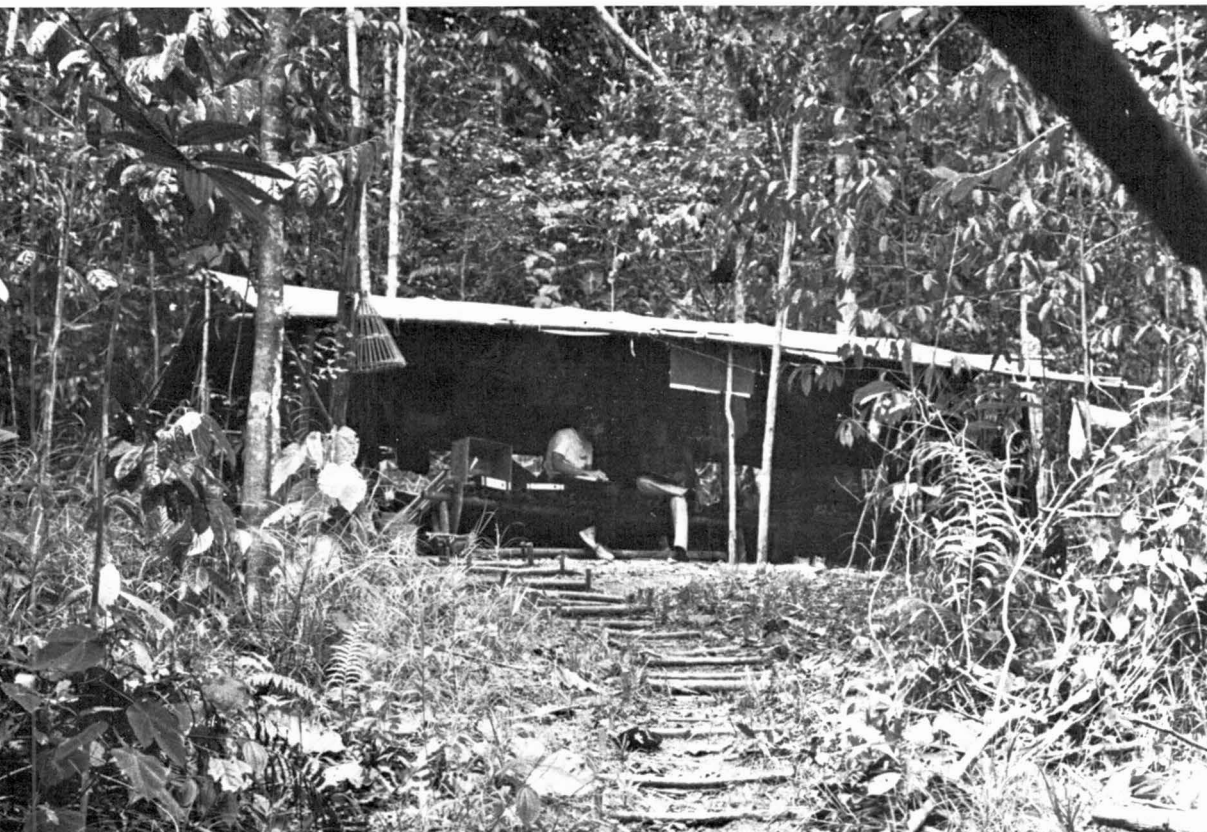


Abb. 2: Das Camp in Semongok

schlüpfrigen Untergrund hinunter zum Bach eine Treppe. Ich bringe ihnen den Umgang mit Kompaß und Metermaß sowie das Anfertigen von Karten im Dschungel bei. Sie lernen die Positionen der bisher bekannten Markierbäume auswendig und wir beginnen damit, sie von nun an jeden Morgen und jeden Abend abzugehen und zu überprüfen. Wir legen dabei eine Skala der Duftintensität von 0 (kein Duft) bis 6 (sehr starker Duft) fest und überprüfen gegenseitig, ob wir mit der Einschätzung des Duftes (beispielsweise Stärke 4) in der Beurteilung übereingestimmt hätten. Fragen nach Tradition oder Periodizitäten der Markieraktivitäten werden in das Programm der Auswertungen mit aufgenommen, sowie auch die Frage, ob bestimmte Territoriumsgrößen und deren Grenzen mit ihrer Hilfe erkannt werden können. Ich lehre sie, Tarsier zu messen und die Protokolle selbst zu führen, bis sie fehlerfrei sind, um unvorhergesehenen Pannen vorzubeugen.

(2. 3. 72) Um eventuell nur kurzweilig sich im Untersuchungsgebiet befindende Tarsius-Individuen als Durchzügler zu erkennen, »verdünnen« wir die Netze im eigentlichen Untersuchungsgebiet und beginnen, einen großen Ring

in etwa 1 km Abstand um das Zentrum unseres Fangareals mit Netzen zu versehen. Die Hoffnung, ein vormals trächtiges Weibchen in Semongok für die Beobachtung einer Geburt wiederzufangen, schwindet allmählich. Aber sonst nimmt die Arbeit einen bedeutenden Aufschwung. Blutegel, Mücken, Dornen und andere Widernisse der Natur sind weitgehend vergessen. Zwar hat besonders Joshua Angst vor Schlangen, doch bleiben ihm diese wegen ihrer Färbung und weil sie sich still verhalten gottlob meistens verborgen.

(5. 3. 72) Auf der Fahrt ins Camp werde ich von Militär aufgehalten. Nach langem Verhandeln in Malayisch mit wenigen englischen Brocken kann ich Major Gaffah, der gut englisch spricht, in seinem Feldquartier aufsuchen. Er gibt mir schließlich einen Sonderpaß für die Ausgangssperre. Wieder ist das Wort »Sarawak-Museum« der Schlüssel für einiges Vertrauen, obwohl hier mit großem Aufgebot gearbeitet wird und ich mir bis Semongok mehrere Kontrollen gefallen lassen muß. Mehrfach wird auf meinen Wagen angelegt, doch schießt niemand. Ich erhalte sogar Sonderpässe für Sebab und Joshua. Am Lager angekommen, empfängt mich Stille. Sämtliches Gerät ist fertig zum Abtransport verpackt, nur die beiden Männer fehlen und das Radio, von dem ich richtig annehme, daß sie es vorsichtshalber mitgenommen haben. Sogar die Gummistiefel waren geputzt... An der Straße stieß ich auf Sebab und eine Bekannte von der unfern gelegenen Landwirtschaftsstation, die mit dem Motorrad gekommen waren. Als sie die Böschung erklommen hatten, ertönte ein Befehl, und wir sahen uns von etwa 20 auf uns anlegenden Soldaten umringt und wurden verhaftet. Schließlich bekamen wir nach Einsicht in die Sonderpässe und Bürgschaft für die Frau die Erlaubnis, das Gerät abzutransportieren, und nach einer weiteren längeren Verhandlung gestattete man uns sogar, die Netze einzuholen. In den Netzen sterbende Tarsier hätten mit Sicherheit das Ende der Feldstudien bedeutet.

(16. 3. 72) Die Zwangspause habe ich benutzt, meine Frau bis Singapur zu ihrer Abreise zu begleiten und an der dortigen Universität und dem Nationalmuseum die Bälge von Tarsiern zu begutachten und zu vermessen. Ob genügend Material für eine erste statistische Untersuchung morphologischer Daten zusammengetragen werden kann, läßt sich noch nicht absehen. Wegen der vielen Hindernisse bei der Feldarbeit muß ich jedoch auch dies versuchen.

(22. 3. 72) Zur Untersuchung des Futterspektrums und Feststellung der Endoparasiten nehme ich Kotproben, die sofort fixiert werden. Die Vermessung und Kartierung der Netzpositionen in Semongok ist fast abgeschlossen. Zur Biotopbestimmung werden nun an jeder Netzposition 60 Baumabstände und 60 Baumdurchmesser registriert. Bisher sind über 5000 solcher Daten zusammengetragen worden.

(3. 4. 72) Hier in Semongok setzt sich die — freilich spannende — Routinearbeit fort, aber die Daten purzeln nicht. Vor allem die Nachtarbeit im Dschungel nimmt allmählich immer mehr Raum im Gesamtarbeitsplan ein, da sie sich erst jetzt allmählich zu lohnen beginnt. Mit Sicherheit kann ich sagen, daß bei einer Ablehnung des Zusatzantrages durch die DFG die Arbeit höchstens halbfertig beendet werden muß. . . . Das größte Problem ist jedoch das Loch im Budget. Es muß in den nächsten drei bis spätestens vier Wochen gestopft sein, weil ich sonst die Leute nicht mehr bezahlen kann. . . . Bedanke mich anbei für alle Mühen und Kämpfe an der Heimatfront.

(10. 4. 72) »Robert«, unser wichtigstes Tarsius-Männchen, welches ich im Käfig beobachten wollte, ist gestorben. Es hatte sich so dicht über dem Boden im Netz verfangen, daß es das Netz praktisch nicht verformte und konnte sich, als die Netze überprüft wurden, im Laub verstecken, ein folgenschwerer aber nicht zu ändernder Unfall.

(GIESSEN, den 21. 4. 72) Ein Teil Ihrer Sorgen in Ihrem Brief vom 3. 4. 72 ist nun schon längst überholt. Die entsprechenden Unterlagen lege ich bei. . . . Behandeln Sie Territorialbiologie und Soziologie vorrangig, da diese in Gefangenschaft nicht nachvollziehbar sind.

(21. 4. 72) Wir haben jetzt eine geraume Zeit keinen Tarsier gefangen, geschweige denn beobachtet. Für Anfang April war ein Entscheid der DFG angekündigt worden, in 7 Wochen müßte ich von hier fortfahren, also die Arbeit in spätestens 5 Wochen beenden. Da wir inzwischen mit über 50 Netzen gleichzeitig fangen, und nicht mit 15 Stück, wie Gaun anfangs vorgeschlagen hatte, bleiben uns allerdings noch Hoffnungen. Einige der Fragestellungen sind jedoch nur statistisch zu lösen, und ob dafür das Material ausreichen wird, ist höchst ungewiß.

(27. 4. 72) Bei Position 45 haben wir »Django«, ein neues adultes Männchen gefangen.

(30. 4. 72) Die Daten flossen in den vergangenen 3^{1/2} Wochen fast so spärlich wie im November und Dezember vergangenen Jahres. Ab morgen beginnt eine neuerliche Arbeitsphase in Matang, wo inzwischen die Ausgangssperre aufgehoben wurde. Mittlerweile sind etwa 3500 Geruchsdaten zum Markierverhalten zusammengetragen worden. In drei Wochen, einen Monat vor der geplanten Abreise, werde ich den Abbruch der Arbeiten vorbereiten. . . . Die Netze sind inzwischen durch die bei den Fängen entstehenden Löcher soweit beschädigt, daß sie bald unbenutzbar werden.

(31. 4. 72) In den Dörfern wird das Erntefest gehalten, die sogenannte *gawai padi* (Reisfest). So beginnen wir in Matang erst morgen, denn auf das wichtigste Fest der Dayak müssen wir Rücksicht nehmen.

(7. 5. 72) In den vergangenen vier Tagen haben wir in Matang drei neue Fänge in einem Revier, welches noch im November von einem anderen Paar okkupiert worden war. Die Markiertätigkeit ist dort erheblich angestiegen: in der Zwischenzeit ist ein benachbarter Waldstrich gerodet worden. Durch Zuwanderung und Verdichtung der Territorien wird offensichtlich die Markiertätigkeit erhöht. Inzwischen haben wir über 60 Markierplätze unter ständiger Überwachung. Kommenden Donnerstag werden mit Hilfe eines beruflichen Kletterers und Bestimmers sämtliche Markierbäume bestimmt.

... Zirkadiane Beobachtung kann ich bis zum Ende der Untersuchung vermutlich durchführen. Ich werde im 3-Stunden-Rhythmus mit Tonband arbeiten.

(8. 5. 72) Ich arbeite jetzt mit 2 Camps, also in Semongok und Matang gleichzeitig und pendele immer hin und her. Das geht nur bei zuverlässigen Leuten, kostet mehr Geld und macht mehr Arbeit, ist aber einfach nötig.

(26. 5. 72) Eine Zusammenstellung der bisherigen Fänge habe ich jetzt vervollständigt. Durch ständiges Umstellen der Netze versuchen wir, einem Lern- und Gewöhnungsvorgang entgegenzuwirken... Die finanzielle Lage wird prekär.

(KUALA LUMPUR, 5. 6. 72) ... Ich bestätige den Eingang Ihres Telegramms. Anbei übersende ich Ihnen einen Scheck der Deutsch-Asiatischen Bank... (und ein Telegramm:)

Erbetener Betrag unterwegs Gruss Noelle (Beide Nachrichten von Botschaftsrat Dr. W. Nölle, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Kuala Lumpur.)

(GIESSEN, 15. 6. 72) Mein Zusatzantrag für Ihre weitere Feldarbeit ist praktisch genehmigt. Gewiß, die Zahlen in Ihrem Bericht erscheinen absolut gesehen niedrig, sind aber letztlich doch ein Charakteristikum des Untersuchungsobjektes. Ansonsten glaube ich Ihren Zahlen entnehmen zu können, daß Sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Fakten zu sammeln, auch wenn man noch nicht weiß, ob sie sich später einordnen lassen.

(17. 6. 72) Die Röntgenaufnahmen der Bälge und ausgestopften Tarsier aus der Sammlung des Sarawak Museums zur Darstellung der darin verbliebenen Knochen sind durch freundliche Erlaubnis des General Hospitals Kuching, ihre Geräte zu benutzen, fertiggestellt worden... Wir haben »Jack« in Matang wiedergefangen, in einem anderen Gebiet. Leider hat sich das Tier verletzt, so daß ich zwei Zehen amputieren mußte und wir ihn in Pflege nehmen. Prophylaktisch wurde Ampicillin intramuskulär und Terramycin äußerlich als Salbe appliziert.

(GIESSEN, 17. 6. 72) Verlängerungsantrag positiv entschieden. Fotokopie folgt. Gruss Inge.

(21. 6. 72) Seit dem 13. Juni haben wir ein Tarsius-Junges (»Moses«) in Pflege, welches neben der Pflege um »Jack«, den dazugehörigen Protokollen und dem Betreiben von beiden Camps allerhand Arbeit macht. Ich habe das Jungtier im Krankenhaus bereits geröntgt, und im Studio von Radio Sarawak konnte ich seine Stimme in verschiedenen protokollierten Situationen aufnehmen.

(22. 6. 72) In Matang haben wir gestern ein erwachsenes, laktierendes Weibchen gefangen (»Brigitte«), welches durch den Fang im Netz stark geschwächt war. Sie hat heute morgen in 20 Minuten über 50 Mehlwürmer gefressen. Eine Adoption von »Moses« hat inzwischen geklappt. Beide werden jetzt unablässig beobachtet. Ferner haben wir inzwischen 107 Markierbäume kartiert... Die finanzielle Lage wird wieder schwierig. Hätte die Museumsleitung nicht die Verantwortung übernommen, schriftlich und mit Stempel zu garantieren, daß ich finanziell gedeckt sei, hätte ich heute nach Deutschland abreisen müssen. Eine schriftliche Bestätigung der weiteren Finanzierung durch die DFG ist immer noch nicht eingetroffen, geschweige denn eine entsprechende Geldüberweisung.

(24. 6. 72) Bitte schnellstens Mehlwürmer schicken Carsten

(8. 7. 72) Die Arbeit läßt keine Zeit für längere Tagebucheinträge. Wenn endlich Geld käme, wäre ich weit zufriedener. Die Fänge und Beobachtungen gehen gut voran, doch sind 12 bis 13 Stunden reine Arbeitszeit bei der Hitze und vor allem der Ungewißheit kein Vergnügen.

»Please note we are not prepared to honour further cheques until your account is placed with funds. Yours faithfully, Clifford, Manager, The Chartered Bank, Kuching.«

(25. 7. 72) Besten Dank für alle Mühen im fernen Lande: Die Überweisung ist hier eingetroffen... Die Beobachtungen an dem Jungtier »Moses« und seiner Stiefmutter »Brigitte« dürften recht ergiebig ausfallen. Die parasitologischen Untersuchungen sind, soweit sie sich hier bearbeiten lassen, abgeschlossen und ergaben verschiedene Ascariden, Cestoden, Trichiuren und Filarien. Tonbandaufnahmen der Lautäußerungen einiger adulter Tarsier sind inzwischen angefertigt worden. Das Futterspektrum der bornesischen Tarsier im Freiland können wir als geklärt bezeichnen. Zum Modus des Beutefanges bestehen jetzt für verschiedene Beutetiere präzise Protokolle... Entschuldigen Sie die Kürze der Darstellung, aber morgen früh um 4 Uhr beginnen unsere nächsten Beobachtungen zur zirkadianen Aktivitätsrhythmik... Die hekto-

graphierten Beobachtungsformulare habe ich bereits ins Lager transportiert, zusammen mit Vitaminpräparaten, Kaffee und viel Milch. Tagsüber arbeiten wir mit halbstündigem, nachts mit einem zehnminütigen Zeitraster . . . Mein Arzt stellte gestern eine Gastritis fest, die aus akuter Überarbeitung resultiere.

(7. 8. 72) Ich rechne inzwischen sicher mit einem Erfolg der Feldarbeit und hoffe, genügend interessantes und aufschlußreiches Material mitbringen zu können . . . Am 6. September werde ich in Frankfurt eintreffen.

Im Anschluß an die Rückkehr nach Gießen wurde eine Zwischenauswertung vorgenommen, deren Hauptziel nicht so sehr die Analyse der bisher gewonnenen Erkenntnisse war wie die Feststellung, in welchen Bereichen der bisherigen Arbeit noch Material für signifikante Aussagen fehlte. Ferner mußte die Menge des noch fehlenden Materials zu den einzelnen Aspekten herausgefunden werden. Hierbei waren insbesondere Kenntnisse in der Statistik nötig. Daneben wurde ein Bericht über die bisherige Feldforschungsarbeit für das Organ des Sarawak Museums, das Sarawak Museum Journal, geschrieben (Niemitz, 1972).

Ein zweiter Aufenthalt in Ost-Malaysia begann im Januar 1973 und wurde im Mai desselben Jahres beendet. Für diese zweite Phase der Feldarbeit seien nur die wichtigsten Punkte aus den Berichten herausgegriffen.

1973

(13. 1. 1973) Die blauen Plastikstreifen an den Nachbarbäumchen der Markierstellen haben gehalten. Der Großkäfig in Semongok ist leicht beschädigt, aber in besserem Zustand, als ich es zu hoffen gewagt hatte. Sebab hat mittlerweile in der Sägemühle in Padungan Arbeit gefunden, was für meine Arbeit bedauerlich ist. Da aber alle anderen ehemaligen Helfer, die nicht am Museum beschäftigt waren, immer noch arbeitslos sind, werden wir am 18. 1. die Arbeit zunächst mit Joshua und Midol wieder aufnehmen. Da Hari Raya Haji, ein wichtiges islamisches Fest, begangen wird, geht die Organisation des Wiederanfangs etwas zäh vonstatten . . . Alle hier gelagerten Gerätschaften mit Ausnahme der besonders trocken gelagerten Fotoausrüstung haben Schimmel angesetzt. Ich beziehe ein Haus der Landwirtschaftlichen Forschungsstation in Semongok zusammen mit meinen Helfern.

(20. 1. 73) Als ersten Tarsier haben wir heute »Susi« in Netz Nummer 98 gefangen, in welches sie vor einem Jahr schon einmal gesprungen war. Da sie damals noch ein Jungtier war und jetzt trächtig ist, wird sich unschwer errechnen lassen, wann Tarsier geschlechtsreif werden. Ihre Fingerabdrücke

sind genommen, und ich bin jetzt schon gespannt, was die Untersuchung der Papillarleistenmuster ergeben wird.

Es gab heute Fledermäuse zu essen, da über 20 solcher Tiere in den Netzen gefangen wurden. Das würzige Fleisch tröstet mich momentan über die großen Löcher in den Netzen hinweg, welche die Fledermäuse verursacht hatten.

(25. 1. 73) Noch kein weiterer Fang. Midol und Joshua finden Fußspuren entlang der Netze. Da wir trotz nicht allzu schlechten Wetters fast keine Vögel fangen, liegt nahe, daß außer uns noch jemand die Netze prüft und Vögel stiehlt, um sie zu braten. Mit Paul Chai vom Forstamt treffe ich diesbezüglich Abmachungen.

(1. 2. 73) Heute nur eine kurze Nachricht. Joshua scheint großes Glück gehabt zu haben. Er liegt nach einem elektrischen Schlag im Krankenhaus. Heute morgen nämlich wollte er ein Parang mit Wasser säubern. Als er an den Wasserhahn faßte, schrie er auf, konnte aber nicht loslassen, so daß ich ihn erst befreien mußte. Die Leute vom Public Works Department stellten fest, daß von der Hauptstromleitung in komplizierter Weise die Wasserleitung unter 240 Volt Spannung gesetzt worden war.

(7. 2. 73) Heute sprang uns wieder »Susi« ins Netz, was zwar insgesamt erst den vierten Fang darstellt, und ich mir ausrechne, daß wir in Zukunft durchschnittlich doppelt so viele Tarsier pro Woche fangen müssen wie bisher.

(13. 2. 73) Wir beginnen mit der ersten diesjährigen Beobachtungsphase im Großkäfig. Zunächst sind wir — mich eingerechnet — 6 Leute und beobachten vorerst 42 Stunden non-stop. Joshua, wieder genesen, ist auch dabei. Im Käfig befinden sich »Daniel« und »Susi«, doch konzentrieren wir uns bei der Größe des Käfigs nur auf ein Individuum, also selbstverständlich auf das gravide Weibchen.

(28. 2. 73) Die Beobachtungen an »Susi« gehen zwar gut voran, aber Daniel ist durch ein kleines Loch entwichen; ein junges Männchen, das ich versuchsweise hinzusetzte, wurde ferner von »Susi« ohne viel Federlesens und bevor ich eingreifen konnte umgebracht und ein weiterer Tarsier starb, wie die Sektion ergab, an einer Appendicitis. Vermutlich durch den Streß, welcher durch die Anwesenheit verschiedener Männchen ausgelöst wurde, erlitt »Susi« einen Abort. Die Aussichten auf Erfolg dieser zweiten Arbeitsperiode haben sich dadurch sehr verschlechtert.

(2. 3. 73) Sicher ist, daß Plumploris (*Nycticebus cougang*), zumindest wenn sie sehr hungrig sind, Tarsier zu erbeuten versuchen und auch Erfolg damit haben können.

(18. 3. 73) Das Museum hat im Hochland von Eingeborenen zwei große Bestattungspfähle gekauft. Zu ihrer feierlichen Aufrichtung im Museumspark wäre nach altem Brauch eigentlich das Opfer eines Menschenkopfes nötig. Das Gerücht breitet sich aus, das Museum würde einen Kopffjäger dingen, so daß sogar ein beruhigendes Dementi des Chief Ministers im Radio notwendig wird. Als Joshua eines Nachmittags ein paar Schulkinder an der Straße verängstigt haben soll, sind die durch die Gespräche ihrer Eltern sensibilisierten Kinder außer sich und laufen scheinbar um ihr Leben nach Hause. Daraufhin rotten sich die Väter, mit Parangs und Gewehren bewaffnet und von Hunden begleitet, zusammen. Sie beginnen mit der Jagd auf meine Helfer. Zufällig komme ich gerade in diesen Minuten auf dem Weg zum Forstamt am Ort des Geschehens vorbei und kann schließlich die Dörfler beruhigen, worauf diese unverrichteter Dinge nach Hause gehen. Abends weigern sich meine inzwischen zurückkehrten, aber verängstigten Leute, zu den Netzen zu gehen und schicken mich zu unserem fernen Nachbarn B. A., dieser habe eine Nachricht überbracht, und ich solle sie von ihm selbst hören. Jener erzählt mir, der Fahrer von der Landwirtschaftsstation habe in der Dämmerung bewaffnete Leute doch noch in das Untersuchungsgebiet gehen sehen. Da der Dschungel gemeinhin für die Einheimischen nachts tabu ist, weiß ich, was die Stunde geschlagen hat.

Als ich B. A. erkläre, ein kleiner Mann mit außergewöhnlichen, grün-braunen Augen und emaille-eingelegten Herzchen in den Zähnen, mit Gewehr und Hund sei offensichtlich entschlossen gewesen, Joshua, Robin und die anderen Helfer zu erschießen und habe sogar auf mich angelegt, lacht er nur: »Ach das ist Philipp, der Melanau. Ich hätte nicht gedacht, daß er so dumm sein könnte. Sein Sohn und Robin spielen oft Fußball zusammen. Paß auf, die reißen schmutzige Witze, wenn wir die Sache morgen klären.«

(10. 3. 73) Zwei Tage sind wir von Dorf zu Dorf gezogen, und ich habe meine Leute einzeln der Bevölkerung vorgestellt, damit jeder sie in Zukunft kennt. Ich unterstreiche besonders Joshuas Harmlosigkeit. Die »Propagandaaktion« schien gute Wirkung zu zeitigen.

(16. 3. 73) Seit über drei Wochen haben wir trotz nicht allzu schlechten Wetters keinen Tarsier mehr gefangen. Die Netze sind in schlechtem Zustand.

(19. 3. 73) Heute war ich wirklich etwas ratlos. Ich erfuhr in einer glaubhaften Schilderung, die sich kontrollieren ließ, von Midol, daß Joshua Tarsier, welche sich in den Netzen verfangen hatten, einfach herausgeschnitten und springen gelassen hatte. Die anderen Helfer hatten nicht gewagt, ihren Dorfnachbarn zu verraten. Ich bin sehr enttäuscht und werfe Joshua ohne viel Aufhebens sofort hinaus.

(30. 3. 73) Heute und morgen werde ich mehr als 40 alte Netzpositionen neu besetzen. Die Käfigbeobachtungen gehen weiter.

(1. 4. – 4. 4. 73) Am ersten April kommt es zu einer etwas erregten Szene, als über 10 fremde Iban in mein Arbeitsgebiet eindringen und anfangen, Bäume zu fällen. Bevor es zu einem näheren Wortwechsel kommt, ziehen die Leute ihre Buschmesser und umringen mich. Das Museum wird in die Sache hineingezogen. Bei der Klärung des Vorfalls nimmt mein Museumshelfer eine unrühmliche Rolle ein. Da mir, aufgrund dessen Aussagen, die Museumsleitung droht, mich des Landes zu verweisen, wozu sie die Möglichkeit hätte, nehme ich Beweismaterial auf Tonbändern zu einem alten Freund und hole mir Rat ein. Dieser lautet: »... Debattieren Sie nicht. Sie haben gute Argumente, die Sie klugerweise nicht präsentieren sollten. Sie haben noch drei Wochen wissenschaftlicher Arbeit vor sich und gute Hoffnungen auf einen erfolgreichen Abschluß. Sagen Sie, alles beruhe auf sprachlichen Schwierigkeiten. Lügen Sie, erklären Sie alle für Ehrenleute. Ich kann über die ganze Geschichte nur lachen. So etwas passiert einem hier laufend. Lachen Sie darüber und seien Sie freundlich zu den Knaben. Was wollen Sie eigentlich bei soviel Glück. Sie leben schließlich noch. Wissen Sie, letzte Woche wurden ein paar Leute stranguliert nach einem Hahnenkampf...«

(GIESSEN, 4. 4. 73) Nach einem Telefonat von Kuching nach Gießen: Weitemachen Material Seefracht Sprankel.

(18. 4. 73) Die Priorität habe ich auf die Beobachtungen gesetzt. Durch einigen Erfolg in letzter Zeit und insbesondere während der Ostertage werde ich vermutlich immerhin trotz aller Schwierigkeiten etwa $\frac{2}{3}$ der während des zweiten Aufenthalts erwünschten Anzahl von Tarsierfängen verzeichnen können. Bisher sind über 2500 Seiten von Beobachtungsprotokollen per Paketpost nach Deutschland abgegangen. Gefilmt wird jetzt jede Nacht, in der das Wetter es erlaubt. Die Tonbandaufnahmen wurden weiter vervollständigt.

(25. 4. 73) Robin und der Museumshelfer fangen mit 15 Netzen in der Nähe des Flughafens von Kuching. Dort bin ich sie los, und sie können keine Dummheiten machen. Das Wetter ist schlecht; Ostersonntag überschwemmte der Bach bei Netz Nummer 39 das Gelände derartig, daß ich während der Arbeit bis zur Hüfte im fließenden Wasser stand.

(28. 4. 73) Ein Fang ist noch geglückt. Die Leute sind ausbezahlt. Ankunft Frankfurt 07 SN-723 1235 Uhr Carsten.

II BISHERIGE ERGEBNISSE

Unmittelbar im Anschluß an die Rückkehr nach Gießen begannen die Auswertungsarbeiten am Zentrum für Neurologie, Abteilung für Neuropathologie (Herrn Prof. Dr. Dr. Hager sei an dieser Stelle mein herzlicher Dank für die Gastfreundschaft gesagt), da sich das 1. Zoologische Institut außerstande gesehen hatte, einen Arbeitsplatz oder Raum zur Haltung von Tarsiern zur Verfügung zu stellen. Der Einsatz eines Computers schien bei den Auswertungsarbeiten in Anbetracht der Verschiedenartigkeit der einzelnen Daten nicht nur sinnvoll, sondern unumgänglich. Da sich während der Vorbereitung für die später elektronisch durchgeführten Berechnungen Zwangspausen ergaben, konnten noch die Messungen an Tarsiern aus den Sammlungen des British Museum for Natural History London, des Naturhistorischen Museums Bern, des Rijksmuseum van de Natuurlijke Historie in Leiden und des Rosenheim Museums Stuttgart gesammelt werden.

Außerdem wurde in den Monaten Juli bis Oktober die Mutter-Kind-Beziehung und verschiedene Aspekte der Jugendentwicklung von *Tarsius* vor allem unter ethologischen Gesichtspunkten am Beispiel von »Moses« und »Brigitte« sowie einem weiteren Jungtier ausgewertet und dargestellt (Niemitz, 1974 a). Hierbei konnte der wesentliche Faktor des Individualgeruchs untersucht und festgestellt werden, daß das Sekret des *Zirkumoralorgans* (Sprankel, 1971), einem Talgdrüsenkomplex im Lippenbereich, eine wichtige olfaktorische Rolle bei der Bindung zwischen Mutter und Jungem einnimmt. Die Valenz der verschiedenen Sinne und die zeitliche Reihenfolge des Erreichens ihrer endgültigen Bedeutung im Leben und während des Heranwachsens von *Tarsius* konnten dargestellt werden. Die Rolle der Lautäußerungen in der Mutter-Kind-Beziehung wurde untersucht und auch die Einstellung der Aktivitätsverteilung im Tagesrhythmus. Neben dem während der Beobachtungszeit stattfindenden allgemeinen Wachstum konnte die Entwicklung des Trink- und später des Freßverhaltens studiert werden. Die Ausbildung und Aufeinanderfolge des Erscheinens der einzelnen Fortbewegungsweisen wurden beschrieben und auch in dem bisher möglichen Umfang phylogenetisch gedeutet. In diesem Zusammenhang war auch die Schilderung und Interpretation des Putzverhaltens von Interesse. Zwei weitere Publikationen, welche ebenfalls 1973 fertiggestellt wurden, konnten noch im gleichen Jahr erscheinen (Niemitz, 1973 a; 1973 b). Die eine Arbeit befaßt sich mit der Populationsdichte der Tarsier in Sarawak, mit dem Territorialanspruch eines Paares und, in größerem Rahmen gesehen, mit der bisher bekannten Verbreitung von *Tarsius* in jenem Land. Auf dieser Grundlage und auf der Erkenntnis, das *Tarsius bancanus* ökologisch und ethologisch zu spezialisiert ist, um in einer sich durch zivilisatorische Einflüsse ändernden Umwelt zu überleben, wurden hier verschiedene sich auf die Häufigkeit und den Schutz dieser Tiere auswirkenden Faktoren erörtert. Die Koboldmakis

stehen, obwohl sie in ihrem Lebensraum nicht als selten zu bezeichnen sind, zurecht auf der vom World Wildlife Fund herausgegebenen sogenannten Roten Liste der in ihrer Existenz bedrohten Arten.

Die andere Veröffentlichung ist eine Kurzmeldung, welche sich mit dem eigentümlichen Verhalten der Tarsier befaßt, Schlangen zu fangen und zu verzehren. Koboldmakis sind nämlich mit etwas über 100 g nur etwa halbmal so schwer wie eine Laborratte. Dieses Verhalten ist im Rahmen der noch immer diskutierten »Schlangenfurcht der Primaten« zu sehen.

Etwa zu jener Zeit, als die meisten morphologischen Daten, fertig auf Lochkarten übertragen und korrigiert, den Beginn der ersten Rechnungen ermöglichen, war das Manuskript einer weiteren, zusammen mit Herrn Prof. Sprankel durchgeführten Studie fertiggestellt (Niemitz & Sprankel, 1974). Die perinatale Verknöcherung der Gliedmaßen von *Tarsius*, welche aus Röntgenaufnahmen ersichtlich ist, konnte erst jetzt umfassender interpretiert werden, da nun einige ethologische Korrelate oder doch zumindest Vergleichsmöglichkeiten durch die Beobachtungsergebnisse zur Jugendentwicklung vorlagen. Hier nahmen wir Stellung zur Hypothese von Portmann, welcher die Säugetiere anhand bestimmter Zustandskriterien bei der Geburt, in Anlehnung an die Verhältnisse bei Vögeln in »Nestflüchter« und »Nesthocker« einteilte. Seine Hypothese, der Mensch sei ein »sekundärer Nesthocker«, erlangte besondere Bedeutung bei der Erklärung der Kulturfähigkeit und des Kulturationsprozesses des Menschen. Uns erscheint die Anwendung seines Schemas auf die Primaten, wie in dem Artikel begründet wird, als problematisch und nur begrenzt praktikabel.

Die biometrischen Berechnungen, die wir Mitte Januar dieses Jahres in Angriff genommen hatten, wurden Anfang Juli abgeschlossen, doch konnten die auf den Ergebniszahlen beruhenden Analysen und Interpretationen bereits kürzlich in einer umfangreicheren Publikation gedruckt werden (Niemitz, 1974 b). Mit statistischen Berechnungen überprüften wir hier die Beschreibungen der Arten und Unterarten der Gattung auf die Signifikanz ihrer Existenz. Während sich die drei Arten als distinkte Morphospezies erwiesen, konnten nur sechs der zwölf Unterarten aufrechterhalten werden. Im Vergleich der drei verschiedenen stark an springende Fortbewegungsweise adaptierten Spezies zeigte sich, daß die am stärksten an den Sprung angepaßte Art bezüglich der Proportionen des Sprungbeines einem relativ schärferen Selektionsdruck unterliegt. Der Spezialisationsgrad der Funktion dieses Organs ist also, wie zumindest am Beispiel von *Tarsius* demonstriert werden konnte, an der Schärfe der Proportionen seiner Anteile ablesbar.

Bei der Untersuchung funktionsmorphologischer Aspekte an *Tarsius bancanus* wurde die Schärfe auch der nicht linearen Korrelate verschiedener Körpermaße verglichen. Hier seien nur drei Beispiele angeführt: Die Längen des funktions-

verknüpften Ober- und des Unterarmes ergaben ein sehr scharfes, lineares Korrelat mit minimalen Streuungen; nicht linear, aber ebenfalls äußerst streng korreliert waren die gleichermaßen funktionsabhängigen Variablen Unterschenkel und Hinterfuß, während dagegen die Streuungen um das nicht lineare Korrelat von den funktionell nicht voneinander abhängigen Variablen Unterarm und Fußwurzel erheblich größer ausfallen. Man könnte folgern, daß die Schärfe der Proportionen auch ein Maß darstellt für die funktionelle Abhängigkeit der betreffenden Organe.

Anhand der funktionsmorphologischen Berechnungen, der bisherigen Kenntnisse zur Ethologie und Ökologie der drei Spezies und nach Aufstellung morphologischer Reihen mit geographischem Bezug wurde eine Theorie der Ausbreitung und Evolution der rezenten Arten aufgestellt. Mit einer recht einfachen biometrischen Methode, nämlich einer lediglich tetravariaten Analyse, konnte ferner bei *Tarsius bancanus borneanus* eine soziologische Kategorie erwachsener Männchen erkannt werden, welche sexuell inaktiv sein müssen. Hierbei führten wir eine unseres Wissens neue Art der Darstellung von vier Dimensionen in einem Diagramm ein.

Abschließend sei auf eine biomechanische Untersuchung hingewiesen, die ebenfalls seit Januar gemeinsam mit Prof. Dr. H. Preuschoft (Ruhruniversität Bochum) bearbeitet wird, wobei einer der beiden in Sarawak aufgenommenen Filme die Grundlage für die Errechnung der bei der springenden Fortbewegung der Tarsier auftretenden Kräfte bietet. Dies ist von biologischem Interesse, weil ein Sprung von 4 m Weite, den ein erwachsener Tarsier nahezu aus dem Sitzen heraus durchführen kann, die Zurücklegung der etwa 45-fachen Rumpflänge bedeutet, eine nicht nur innerhalb der Primaten einmalige Leistung.

III AUSBLICK

Die abschließenden Auswertungen des vorliegenden Materials dürften noch mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen. Das hat seinen einleuchtenden Grund in der Tatsache, daß wir während der Feldarbeit, wie oben geschildert wurde, Daten zu den verschiedensten Aspekten der Biologie der Tarsier gesammelt haben. Dies wurde auch mit besonders großem Aufwand betrieben, da die Hauptziele der Feldarbeit lange Zeit gefährdet schienen, nämlich Erkenntnisse in der Sozial- und Territorialbiologie zu gewinnen. Im Rahmen der Soziologie werden die Ergebnisse der Untersuchungen vielleicht tatsächlich — mit Ausnahme der Mutter-Kind-Beziehung — hinter dem gesteckten Ziel zurückbleiben, was vornehmlich als Folge der militärischen Eingriffe zu werten ist. Es besteht die Möglichkeit, daß sich bei den sexuell inaktiven Männchen territoriale Korrelate ergeben, die auf bestimmte soziale Strukturen schließen

lassen. Genaue Angaben aber werden wir zur Beschaffenheit des Habitats machen können, zu Biotopansprüchen der Tarsier und zum Lebensraum, so zum Beispiel zur Höhe über dem Waldboden, in der die Koboldmakis sich im Verlauf der Nacht aufhalten. Die ökologischen Aspekte werden weiterhin ergänzt durch die genaue Analyse des Futterspektrums, durch die Feststellung der Endo- und Ektoparasiten der sarawakischen Tarsier und deren Beschreibung, sowie durch die Liste der vorkommenden Freßfeinde. Auch muß die Feindvermeidung in die Betrachtung der ökologischen Nische mit einbezogen werden. Ferner sollten exaktere Angaben zur Territorialbiologie und Markiertätigkeit im Freiland zu erwarten sein. Hierzu werden die oben erwähnten »Geruchsdaten« und die Kartierung der Markierplätze einer rechnerischen Auswertung unterzogen.

Weiterhin werden wir Angaben zur lokomotorischen Aktivitätsrhythmik im Tages- beziehungsweise im Nachtverlauf machen können. Die Orientierung beim Beutefang wird sich klären lassen, sowie auch die Beteiligung der verschiedenen Sinne bei der Kommunikation. Bei den diesbezüglichen Auswertungen wird dem haptischen und dem akustischen Kanal besondere Bedeutung zugemessen. Einige Sonographien, also graphische Darstellungen von auf Tonband aufgezeichneten Lauten der Tarsier, wurden bereits erstellt. Die Rolle dieser Kommunikationskanäle im agonistischen Verhalten wird ebenfalls Gegenstand der Betrachtungen sein. Im Rahmen der olfaktorischen Kommunikation wurde bereits auf die Rolle des Harns und der Sekrete der epigastrischen Drüse und des Zirkumoralorgans hingewiesen. Vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Felduntersuchung sollen Vergleiche zu Gefangenschaftsbeobachtungen und histologische Untersuchungen die Bedeutung des Sekretes des Zirkumoralorgans weiter präzisieren (Sprankel & Niemitz, in Vorbereitung).

Eine ethologische und histologische Studie zur Thermoregulation (Niemitz & Klauer, in Vorbereitung) hat die Funktion adipöser Braunfettstrukturen bei der Aufrechterhaltung der Körpertemperatur der Koboldmakis zum Thema. Sie ist soweit fortgeschritten, daß sie eventuell noch dieses Jahr abgeschlossen werden kann. Abschließend sei hier noch auf die bevorstehende Analyse der Papillarleistenmuster an den Händen und Füßen der Tarsier hingewiesen. Vielleicht kann hier geklärt werden, ob sich für *Tarsius bancanus* solche Analysen für populationsgenetische Untersuchungen eignen würden.

Literatur:

Burmeister, H.: Beiträge zur näheren Kenntnis der Gattung Tarsius. Verlag Georg Reimer, Berlin (1846). — Fogden, M. P. L.: A preliminary Study of the Western Tarsier, *Tarsius bancanus* Horsfield. In: Martin, R. D., Doyle, G. A. & Walker, A. C. (Hrsgb.): Prosimian Biology, London, Duckworth (1974). — Harrison, B.: Getting to know about Tarsius.

Malayan Nature J.: 17, Nr. 4, 218–231 (1962 a). — dies.: Trying to breed Tarsius, Malayan Nature J., 16, 197–204 (1962 b). — Hill, W. C. O.: Primates, Vol. 2: Haplorhini, Tarsioidae. (University Press, Edinburgh, 1955). — Hubrecht, A. A. W.: Die Keimblase von Tarsius, ein Hilfsmittel zur schärferen Definition gewisser Säugetiere. Festschrift für Karl Gegenbaur, 147–178 (Engelmann, Leipzig, 1896). — Kiesel, U.: Vergleichend-morphologische und histologische Untersuchungen am Integument des Schwanzes von Tarsius syrichta (L., 1758) und Tarsius bancanus (Horsfield, 1821). Folia primat. 9, 182–215 (1968). — Kurz, W.: Der Uterus von Tarsius spectrum nach dem Wurf. Arb. anat. Inst. Wiesbaden, 1. Abtlg. 73, 619–654 (1904). — Niemitz, C.: Field Research on Tarsius bancanus at Sarawak Museum. Borneo Res. Bull. 5.2, 61–63 (1973 a). — ders.: Tarsius bancanus (Horsfield's Tarsier) Preying on Snakes. Lab. Primates Newsl. 12.4, 18–19 (1973 b). — ders.: A Contribution to the Postnatal Behavioral Development of Tarsius bancanus, Horsfield, 1821, Studied in two Cases. Folia Primat. 21, 250–276 (1974 a). — ders.: Zur Biometrie der Gattung Tarsius, Storr 1780. Dissertation, 193 S. (Gießen, 1974). — ders.: The Vocalisation of Tarsius bancanus (Arbeitstitel), in Vorbereitung. — ders.: Das Papillarleistenmuster von Tarsius bancanus (Arbeitstitel), in Vorbereitung. — Niemitz, C. & Klauer, G.: Histologische Untersuchungen zur Thermoregulation von Tarsius bancanus (Horsfield, 1821) am interscapulären adipösen Gewebe. (Arbeitstitel), in Bearbeitung. — Niemitz, C. & Sprankel, H.: Frühe postnatale Ossifikation bei Tarsius bancanus (Horsfield, 1821) und ihr Bezug zur Nesthocker-Nestflüchter-Hypothese. Z. Morph. Tiere, 79, 155–163 (1974). — Preuschoft, H. & Niemitz, C.: Biomechanik des Sprunges von Tarsius (Arbeitstitel), in Bearbeitung. — Spatz, W. B.: Die Bedeutung der Augen für die sagittale Gestaltung des Schädels von Tarsius (Prosimiae, Tarsiiformes). Folia primat. 9, 22–40 (1968). — Sprankel, H.: Untersuchungen an Tarsius. I. Morphologie des Schwanzes nebst ethologischen Bemerkungen. Folia primat. 3, 153–188 (1965). — ders.: Zur vergleichenden Histologie von Hautdrüsenorganen im Lippenbereich bei Tarsius bancanus borneanus Horsfield 1821 und Tarsius syrichta carbonarius Linnaeus 1758. Proc. 3rd. int. Congr. Primat. 1, 189–197 (1971). — Sprankel, H. & Lorenz, R.: Untersuchungen an Tarsius II. (Arbeitstitel), in Bearbeitung. — Sprankel, H. & Niemitz, C.: Zur Ontogenese des Zirkumoralorgans und seiner Bedeutung bei Tarsius bancanus (Tarsiidae, Prosimii). (Arbeitstitel), in Vorbereitung. — Stephan, H.: Der Bulbus olfactorius accessorius bei Insektivoren und Primaten. Acta anat. 62, 215–253 (1965). — ders.: Zur Entwicklungshöhe der Primaten nach Merkmalen des Gehirns. In: Starck, D., Schneider, R. & Kuhn, H.-J.: Neue Ergebnisse der Primatologie. (Fischer, Stuttgart, 1967).

Grundlagenforschung zur Geschichte der Gesellschaft in Alteuropa

Das Bevölkerungsgeschehen im Raum Gießen vom 16. zum 18. Jahrhundert als Fallstudie

Zwar hört man im deutschen Wissenschaftsbetrieb seit einiger Zeit zwei Postulate so häufig, daß sie schon zum Gemeinplatz geworden sind: einerseits die Forderung nach einer — angesichts der zunehmenden Spezialisierung notwendigen — interdisziplinären Zusammenarbeit und andererseits — speziell im Hinblick auf die Geschichtsforschung — der Ruf nach einer stärkeren Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte neben der lange Jahrzehnte fast ausschließlich betriebenen Geistes- und diplomatisch-politischen Staatengeschichte. Untersucht man dann allerdings jene Brennpunkte näher, in denen sich die konkreten Resultate solcher Forderungen am ehesten feststellen lassen müßten, zum einen also die einschlägigen nationalen, bzw. internationalen wissenschaftlichen Kongresse und zum andern die entsprechenden führenden Publikationsorgane, so scheint es jedoch bisher — am internationalen Maßstab gemessen — weitgehend bei den Forderungen geblieben zu sein. So konnte etwa die am 30. Deutschen Historikertag in Braunschweig Anfang Oktober 1974 in vielen Sektionen häufige Zitierung der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Komponente noch nicht immer richtig überzeugen, vor allem dann nicht, wenn man sie gegen den Hintergrund der Vorträge am nur zwei Monate zuvor in Kopenhagen stattgefundenen 6. Internationalen Kongreß für Wirtschaftsgeschichte stellt. Dort lag die Führung sowohl bei den Vorträgen wie in den Diskussionen eindeutig bei den Franzosen, Engländern, Skandinaviern, Russen, Amerikanern; (west-)deutsche Einlagen waren selten. Dieselbe Feststellung läßt sich in bezug auf die Autorenschaft international führender Zeitschriften wie etwa *The Journal of Interdisciplinary History* oder die französischen *Annales — Économies — Sociétés — Civilisations* machen. Beide Organe werden hierzulande in jüngster Zeit zwar häufig zitiert und rezipiert. Artikel aus deutscher Hand finden sich darin bislang jedoch sehr spärlich.

Diese Tatsache wäre es nicht wert, an dieser Stelle wiederholt zu werden, wenn wir daraus nicht seit längerem die Konsequenzen gezogen und dezidiert versucht hätten:

a. von der international führenden Forschung zu lernen und uns dort durch längere Aufenthalte in die Methoden und Forschungsrichtungen einzuarbeiten; an internationalen Kongressen und Tagungen mitzuarbeiten und dabei gezielt Verbindungen anzuknüpfen; Publikationen auch im außerdeutschen Sprachraum zu veröffentlichen —

b. das anfangs oft sehr mühsame und ernüchternde interdisziplinäre Gespräch zu suchen; andersartige, z. B. naturwissenschaftlich ausgerichtete Grundhaltungen, Methoden und Fragestellungen zu akzeptieren; überfachliche Probleme in engstem Teamwork zu lösen und die Resultate in Ko-Autorschaft zusammenzufassen und zu publizieren —

c. in der Geschichtswissenschaft den Methodenpluralismus zu akzeptieren; für uns selber aber in einem Versuchsstadium die Sozialgeschichte, spezieller die historische Demographie sowie quantitative und serielle Quellen und Methoden ins Zentrum der Forschung zu rücken und von dieser Plattform aus zu versuchen, zu einer *Histoire totale* zu gelangen. Aus diesem Statement geht deutlich hervor — und dies sei mit allem Nachdruck unterstrichen —, daß wir keineswegs die andern und früher z. T. selbst intensiv gepflegten historischen Forschungsrichtungen wie etwa die Diplomatie- oder Verfassungsgeschichte ablehnen und neuere Zweige unseres Faches wie Bevölkerungs- oder Medizingeschichte und neuere Methoden wie die erwähnten quantitativ-seriellen als die allein die Wahrheit aufdeckenden betrachten würden. Selbstverständlich wurde die Entwicklung einer bestimmten Population im alten Europa nicht allein durch biologische und deshalb in erster Linie von der Medizingeschichte aufzudeckende Faktoren wie etwa die natürliche Fruchtbarkeit bestimmt. Daß Elemente der politischen Geschichte (z. B. Peuplierungspolitik, Kriege), der Wirtschaftsgeschichte (z. B. eine Periode schlechter Ernten mit abflauerender Konjunktur), der Verfassungsgeschichte (z. B. Belastung der Höfe, Heiratsrestriktionen für bestimmte Schichten, Verbote der Hofaufteilung und damit Unmöglichkeit der Schaffung neuer Vollstellen), der Sozialgeschichte (z. B. von der Gesellschaft gesetzte Normen für das Heiratsalter, den Brautschatz oder die Ledigenquote zur Vorbeugung einer Pauperisierung) usw. usw. ebenso schwer ins Gewicht fielen und entsprechend berücksichtigt werden müssen, leuchtet ohne weiteres ein; ebenso, daß zu deren Erhellung zahlreiche qualitative Quellen beitragen oder diese erst und ausschließlich ermöglichen.

Wie sich im folgenden zeigt, wo ein solcher am Historischen Seminar der Universität Gießen noch laufender und auf einen Arbeitskreis ausgedehnter Versuch vorgestellt werden soll, sind diese drei Postulate oder Voraussetzungen: stärkere Anknüpfung an die internationale Forschung, interdisziplinäres Teamwork und Methodenpluralismus eng miteinander verknüpft. Als zeitlich wie räumlich begrenzte Fallstudie und zugleich Ausgangspunkt für die angestrebte *Histoire totale* wählten wir die Entwicklung der Bevölkerung im Raum Gießen. Bevölkerungsgeschichtliche Studien waren zwar in Deutschland vor einigen Jahrzehnten ein beliebtes Thema, doch führten die Auswüchse des Dritten Reiches zur Diskriminierung, ja Tabuisierung all dessen, was mit »Bevölkerungsgeschichte« zu tun hatte. Entsprechend spärlich sind seriöse Arbei-

ten deutscher Wissenschaftler auf diesem Gebiet seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Im Ausland jedoch konnte die historisch-demographische Forschung ohne Zäsur weiterbetrieben, inzwischen neues Quellenmaterial erschlossen und mit neueren, moderneren Methoden bearbeitet werden. Insbesondere in Frankreich und England wurden kurz nach dem Zweiten Weltkrieg neue Lehrstühle und Institute errichtet, in Paris das Institut National d'Études Démographiques mit einer historischen Sektion; in Cambridge die Group for the History of Population and Social Structure. Beidenorts machte man etwa gleichzeitig in den späten 1940er Jahren die »Entdeckung« der Kirchenbücher als historisch-demographische Quelle par excellence. Da diese wesentlich weiter zurückreichen als die klassischen Quellen für die älteren bevölkerungsgeschichtlichen Studien: die Volkszählungen und die Listen der Statistischen Ämter mit Angaben über Geburten, Heiraten und Todesfälle, wurde es dort nun möglich, das Bevölkerungsgeschehen über mehrere Jahrhunderte zurück zu verfolgen und exakt zu messen, d. h. soweit zurück, wie die Kirchenbücher reichten.

Da die Größe einer Population aus solchen Daten kaum zu erschließen ist, gerieten andere Fragen in den Vordergrund, z. B. die Verteilung von Geburten, Heiraten und Todesfällen auf die einzelnen Monate oder Jahreszeiten, die alters- und geschlechtsspezifische Sterblichkeit, insbesondere die Säuglings- und Kindersterblichkeit, die altersspezifische Fekundität und Fertilität, die Geburtenintervalle, die berufsspezifische Familiengröße, die schichtenspezifische Ausbreitung der Familienplanung in der alten Gesellschaft usw. usw. Aber alles war immer nur bezogen auf mikroregionale, höchstens lokale Räume, d. h. auf jenes Dorf, jene Kirchengemeinde, welche die Pfarrbücher erfaßten. Bis heute wurden Hunderte solcher vertikaler Monographien geschrieben, nicht nur in Frankreich und England, sondern die dort entwickelten Methoden haben in der Zwischenzeit Eingang in fast alle Länder — außer Deutschland — gefunden, und es existieren strikt homogene — und somit vergleichbare — Studien für japanische Dörfer und Städte ebenso wie für kanadische oder schweizerische. Das diesbezügliche Vakuum hierzulande wird immer spürbarer, und seit einiger Zeit führen bei uns nun vor allem französische und amerikanische Wissenschaftler solche historisch-demographischen Studien durch, die eigentlich längst von deutscher Seite hätten betrieben werden müssen (1).

Ein Ziel unserer Arbeit war somit, in dieses Vakuum vorzustoßen und einen Beitrag zu leisten. Allerdings wollten wir uns nicht damit begnügen, hier nochmals eine analoge Fallstudie durchzuführen, die andernorts — im außerdeutschen Raum — schon hundertfach vorgenommen wurde. Daß wir die dort entwickelten und überall längst akzeptierten Methoden und Modelle weitgehend übernahmen, versteht sich von selbst, und es sei in diesem Zusammenhang keineswegs verschwiegen, daß wir in den prinzipiellen Fragestellungen

stark von der französischen, englischen und skandinavischen, außereuropäisch von der amerikanischen und japanischen Forschung beeinflußt sind und uns ganz bewußt beeinflussen lassen, einerseits, um den Rückstand hierzulande leichter aufzuholen, andererseits aber auch, um die Perspektiven zu weiten. Dennoch lag uns viel daran, einen eigenen originellen Forschungsbeitrag zu leisten.

Wir sagten uns, daß die Mehrzahl der bisherigen mikroregional ausgerichteten historisch-demographischen Studien jeweils nur die eine, nämlich vertikalzeitliche Seite des Bevölkerungsgeschehens erfassen, nicht dagegen die horizontal-räumliche. Zwar geht aus ihnen hervor, wie sich z. B. die saisongebundene Geburtenhäufigkeit eines bestimmten Ortes über die Jahrhunderte entwickelte, nicht jedoch, inwieweit es sich um generelle Strukturen oder allenfalls um eine regionale oder lokale Eigenheit handelte. Selbstverständlich stimmten demographische Normen nur in Ausnahmefällen mit den Kirchengemeindengrenzen überein. Generative Strukturen waren im allgemeinen weiträumiger, hielten sich vielleicht an Talschaften, an Küstengegenden um Binnenseen. Mortitätsmuster wiederum ergaben sich je nachdem über einen kleineren oder größeren Raum; Endemien sind ortsgebunden, Epidemien dagegen konnten ganze Kontinente erfassen. Aus diesem Grunde versuchten wir von allem Anfang an, unsere Untersuchungen über eine gewisse Fläche auszudehnen. Nur so würde es möglich sein, das Bevölkerungsgeschehen über Zeit *und* Raum zu erfassen.

Genau wie in England, Frankreich, Kanada usw. sind unsere Studien auf die Eintragungen in den Kirchenbüchern gestützt. Jede einzelne Akte — Taufe, Heirat, Beerdigung — mußte vorerst mit sämtlichen relevanten Angaben exzerpiert werden, beim Täufling ob männlich oder weiblich, ehelich oder unehelich, mit Beruf und Alter der Eltern und Paten, dem Abstand zwischen Geburt und Taufe, bei der Heirat Beruf, Stand, Herkunft und Alter der Ehepartner, ob Erstehe oder Wiederverheiratung, bei den Todesfällen Alter und Geschlecht, Beruf, Stand, Herkunft, Todesursache; bei jeder Akte ferner der Monat der Eintragung. Gehen wir von einer Kirchengemeinde mittlerer Größe aus, werden vielleicht 30 bis 40 Akte pro Jahr vorliegen, bei 6 bis 7 spezifischen Daten pro Akte also rund 250 Daten pro Jahr. Erfassen wir ein ganzes Jahrhundert, kämen wir für ein einziges Dorf bereits auf 25 000 Daten. Es leuchtet ein, auf welche immensen Schwierigkeiten eine auf Kirchenbuchmaterial gegründete historisch-demographische Studie über Zeit *und* Raum bald einmal stößt. Allein schon die Erfassung von Gießen, das als Stadt etwa das Zehnfache an Akten pro Jahr aufweist, und einiger Dörfer in der Umgebung geht weit über die Arbeitskraft eines einzigen Forschers hinaus, ganz zu schweigen von der anschließenden Auswertung und Interpretation der Datenmasse, was ja erst den wissenschaftlichen Wert der Arbeit ausmacht.

Wenn für den Raum Gießen trotzdem innerhalb eines Jahres konkrete Resultate aufzuweisen sind — einige werden im folgenden präsentiert —, so liegt dies an einer Reihe glücklicher Umstände. Zum einen bildete sich aus den Teilnehmern eines Hauptseminars im Sommersemester 1974 »Kirchenbücher als historische Quellen« und auf deren Initiative hin ein Arbeitskreis, der die Erfassung und Auswertung der Kirchenbücher von Gießen (Kirchengemeinden der Stadt- sowie der Burgkirche), Albach, Allendorf/Lahn, Großen-Linden, Heuchelheim, Klein-Linden, Lang-Göns, Leihgestern und Wieseck — sowie zum Vergleich eine Untersuchung über das katholische Fulda — zum Ziele hat. Genau wie räumlich, mußten wir uns auch zeitlich aus arbeitsökonomischen Gründen begrenzen. Wir setzten dort ein, wo die Kirchenbücher in den einzelnen Gemeinden beginnen, also je nachdem zwischen 1575 und etwa 1700 und fahren — vorläufig — im allgemeinen bis 1800 fort. Insgesamt 13 Personen teilten sich in die Arbeit, die trotzdem noch zu zeitraubend geworden wäre, hätten wir sie mit den herkömmlichen Methoden betrieben (2).

Da wir es mit einer riesigen, in sich aber homogenen Datenmasse zu tun hatten, suchten wir von allem Anfang an den Kontakt mit den Fachleuten für elektronische Datenverarbeitung am Rechenzentrum der Universität, wo man sich — und dies ist der zweite glückliche Umstand — sehr entgegenkommend zeigte. Gemeinsam wurde ein Formblatt entworfen und nach entsprechender Erprobung photomechanisch drucken lassen, das — genau wie die Lochkarten — in der Breite 80 Positionen umfaßt, während es untereinander Platz für 30 Akte bietet. Die meisten Daten aus den Kirchenbuchvorlagen konnten dann in den Archiven der Kirchengemeinde gleich kodiert in die Druckblätter übertragen werden, ein Verfahren, das sich als sehr zeitsparend erwies. Meist taten sich zwei oder mehrere Teilnehmer aus dem Arbeitskreis für je eine Gemeinde als Team zusammen. Der eine diktierte die kodierten Zahlen aus dem Original; der andere schrieb sie ins Formblatt nieder. Mit der Zeit entwickelten sich diese kleinen Arbeitsgruppen zu Spezialisten für ihre Gemeinden. Sie knüpften überdies wertvolle Kontakte mit den lokal Ansässigen an, was die spätere Interpretation erleichtern half.

Gerade die historische Demographie ist auf die Mithilfe solcher lokalkundiger Leute angewiesen, erweist sich doch nicht selten, daß bereits — nirgends nachgewiesene — Vorarbeiten existieren, die — selbstverständlich quellenkritisch gründlich durchleuchtet — oft brauchbar sind und nochmals Zeit sparen. Es kann sich etwa um sog. Familien- oder Sippenbücher handeln, die z. B. der französisch-englischen Methode der Familienrekonstruktion zugrunde gelegt werden können (3). Unerwartet stießen Gruppen aber etwa auch auf ganze Katasterbände, welche Aussagen zum malthusianischen Problem Bevölkerungsentwicklung — Versorgungsmöglichkeiten erlauben. Umgekehrt scheint es mir notwendig, daß wir als (Landes-) Historiker diesem an der Lokalge-

schichte stark interessierten Personenkreis bei seinen Arbeiten an die Hand gehen und ihn, wenn nötig und erwünscht, methodisch anweisen und mit modernen Fragestellungen vertraut machen, uns auch nicht zu gut sind, Kontakte mit der lokalen Presse zu pflegen und wenn nötig unsere Arbeitsergebnisse und Anliegen z. B. in deren Sonntagsbeilagen in populärwissenschaftlicher Form einem breiteren Publikum vorzulegen, in ähnlicher Weise und Absicht auch Vorträge vor lokalen Geschichtsvereinen zu übernehmen. Das Echo aus der Leser-, bzw. Zuhörerschaft sowie allfällige — häufig sicherlich bescheidene — Resultate von dorthier kommen uns dann im Schlußeffekt doch wieder zugute. So wurden etwa für die Stadt Gießen von einem kleinen Kreis interessierter Laien in jüngster Zeit rund 50-60 000 Akte aus den Kirchenbüchern verzettelt und zu einem Gießener Familienbuch zusammengestellt (4). Hieraus ergab sich der dritte positive Punkt: ein enormer Zeitaufwand für die Zusammenstellung der Familien blieb uns erspart, als wir daran gingen, die Familienstrukturen zu untersuchen, die altersspezifische Fruchtbarkeit, den Abstand zwischen Heirat und erstem Kind, die Intervalle zwischen den folgenden Geburten usw. (vgl. unten). — Daß die an den französischen und englischen Methoden ausgebildeten ausländischen Historiker-Demographen gerade an solchen — weltweit gesehen uniken — Sippenbüchern bei der Erstellung ihrer Monographien äußerst interessiert sind, versteht sich von selbst (5).

Waren sämtliche relevanten Daten erst einmal in loco auf das Formblatt übertragen, mußten sie — jede Akte einzeln — auf Lochkarten gestanzt und das gesamte Lochkartenpaket nach den notwendigen Korrekturen auf Magnetband gespeichert werden. Hier stehen sie uns nun jederzeit leicht zugänglich zur Verfügung. Nachdem entsprechende Programme entwickelt worden waren, konnte eine Vielfalt von Fragen mühelos gelöst werden, weit über Hundert für jede einzelne Kirchengemeinde wie für die Gesamtheit des Untersuchungsgebietes.

Schon beim Exzerpieren der Kirchenbücher und erst recht beim Stanzen der Lochkarten, dem Programmieren und der Betreuung des In- und Outputs ging viel Zeit für rein technisch-mechanische Arbeiten verloren. Sicher war es für alle Beteiligten lehrreich, konkret in allen Phasen der elektronischen Datenverarbeitung eines größeren Projektes teilgenommen und aktiv mitgewirkt zu haben. Ein Kirchenbuch nach unserer Methode ausgewertet und *einen* Tag lang am Lochkarten-Stanzapparat gesessen zu haben, mag jedoch zur Sammlung einschlägiger Erfahrungen genügen. Die stereotype Wiederholung am einen oder andern Ort bringt nichts wesentlich Neues. Diese umfangreichen und zeitraubenden technisch-mechanischen Vorarbeiten hätten im Prinzip von angelernten Hilfskräften ausgeführt werden können. Und gerade zu diesem Zeitpunkt hatten unsere Bemühungen, das Projekt durch Mittel Dritter irgendwie zumindest teilweise zu finanzieren — Institutsmittel konnten zu die-

sem Zweck nicht bereitgestellt werden —, Erfolg: der vierte glückliche Umstand (6). Die finanziellen Zuwendungen erlaubten nun die Vergabe der nicht-wissenschaftlichen Vorarbeiten an Dritte, so daß sich der Arbeitskreis jetzt auf sein eigentliches Thema konzentrieren konnte: die Interpretation der durch den Computer erstellten vielfachen Zahlenreihen, Statistiken, Tabellen, Durchschnitts- und Prozentwerte usw.

Dem umfangreichen EDV-Programm gemäß war der Output entsprechend groß. Wir wissen nun auch für den Raum Gießen Bescheid über die alters- und geschlechtsspezifische Sterblichkeit, über die saisonalen Schwankungen in der Heirats- und Konzeptionsrate, über Beruf und Herkunft der Ehepartner, über Wiederverheiratungsquoten, über die alters- und geschlechtsspezifischen Todesursachen, über den durchschnittlichen Abstand zwischen Geburt und Taufe usw. usw. sowie natürlich über deren Veränderungen im Laufe der Zeit, während Krisenperioden, während einer Hochkonjunktur, in Kriegszeiten usw. Alle diese Daten liegen jedoch nicht isoliert für eine einzige Pfarrei vor, sondern stets parallel auch für sämtliche benachbarten neun Gemeinden. Es läßt sich nun z. B. leicht verfolgen, in welcher Weise sich eine Mortalitätswohle über Raum und Zeit ausgebreitet hat, ob sie einer Verkehrs- oder einer Wasserstraße folgte, ob sie von der (Garnisons-) Stadt Gießen ausging, ob es sich um eine Epidemie oder eine Endemie handelte usw.

Genaue statistische Unterlagen sind für unsere Untersuchungen selbstverständlich notwendig, eignen sich aber als leicht ermüdende Zahlenreihen wenig zur ausdrucksvollen und einprägsamen Darstellung von Forschungsergebnissen. Noch umständlicher wäre eine qualitativ-umschreibende Berichtsform gewesen. Am vorteilhaftesten erwies sich die Zusammenfassung in Graphiken, in Diagrammen, Karten, Kurven. Die Ausbreitung einer Epidemie über Raum und Zeit läßt sich dann z. B. elegant durch eine Folge von Karten darstellen, in welche von Jahr zu Jahr die Geburtendefizite eingetragen und entsprechend ihrem Ausmaß markiert werden.

Beim Betrachten unserer ersten Graphiken zeigte sich eine ganze Reihe von historisch-demographischen Mustern für Agrargesellschaften des alten Europa, die uns von französischen, schweizerischen usw. Monographien her bekannt waren, so z. B. die relative Konstanz in der Entwicklung der Geburtenhäufigkeit von Jahr zu Jahr, während andererseits die Mortalitätskurve kurze heftige Pendelausschläge aufwies (7). Diese Übereinstimmung deutscher Resultate mit andern europäischen erstaunte uns weiter nicht, denn selbstverständlich waren damals die Ursachen, die zu den heftigen Schwankungen in der Sterblichkeit führten, in der vorindustriellen Gesellschaft Deutschlands dieselben wie in derjenigen der Schweiz, Hollands, Skandinaviens, Englands: 1. Demographische Ursachen, indem eine zeitweilige Übervertretung der dem Tod am meisten ausgesetzten Altersgruppen (Säuglinge und Kinder einer-

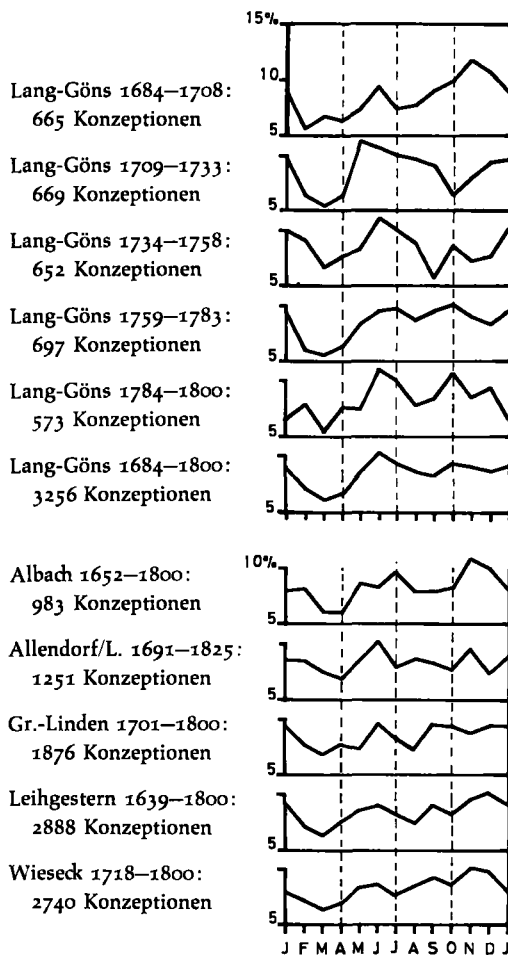
alte Menschen anderseits) zu einem Ansteigen der Mortalitätskurve führte. — 2. Katastrophen und Unglücksfälle aller Art, worunter Überschwemmungen, Stadt- oder Dorfbrände, u. U. Lawinnenniedergänge und Vulkanausbrüche, vor allem auch kriegerrische Einwirkungen subsummiert werden. — 3. Seuchenbildende Infektionskrankheiten pan- und epidemischer Art wie Pest, Pocken, Flecktyphus, Influenza, Masern, im 19. Jahrhundert Cholera usw. — 4. Variationen in den Herdkrankheiten endemischer Art wie Tuberkulose oder Malaria usw. — 5. Schwankungen in der Konjunkturlage, in Agrargesellschaften also vornehmlich im Ernteertrag.

Indem wir die Ursachen oder Ursachengruppen, die den heftigen Mortalitätswogen in Alteuropa zugrunde lagen, erstmals in dieser Weise aufteilten, bzw. zusammenfaßten, wurden wir mit einer Reihe von Fragestellungen konfrontiert, die wir als Fachhistoriker nicht mehr allein zu beantworten vermochten. Daß bei Fragen von Krankheit und Tod — besonders in den Gruppen 3 und 4 — eine Zusammenarbeit mit Medizinern unumgänglich war, versteht sich von selbst. Wollten wir in unserer diesbezüglichen Forschung weiterkommen, mußte das alte Postulat der interdisziplinären Zusammenarbeit in die Tat umgesetzt werden. Bei allem gegenseitigen Interesse gestaltete sich das Gespräch am Anfang mühsam, denn Methoden und Forschungsausrichtung waren grundverschieden. Eine gemeinsame Plattform fand sich schließlich in jenen Fällen, in denen beide Seiten ihre Wissenschaft als zu den *Sciences de l'homme* zugehörig betrachteten und deren sozialen Aspekt hervorhoben. Es war uns also wenig mit Medizinhistorikern gedient, die z. B. die Erforschung einzelner bedeutender Institutionen oder Gelehrter als ihr wesentlichstes Anliegen betrachten. Was wir brauchten, war konkret die Rekonstruktion des pathologischen Zustandes einer Gesamtpopulation in einem bestimmten Raum zu einer bestimmten Zeit, war die Anlegung einer vollständigen und differenzierten Todesursachengeographie. Welche Krankheiten waren wann wo heimisch? War es im Laufe der Zeit zu einer gewissen Symbiose zwischen ihnen gekommen? Welche Ursachen lagen ihren Variationen zugrunde? Wann und wo und weshalb traten von außen eindringende Seuchen auf? Welche Wege nahm ihre Verbreitung?

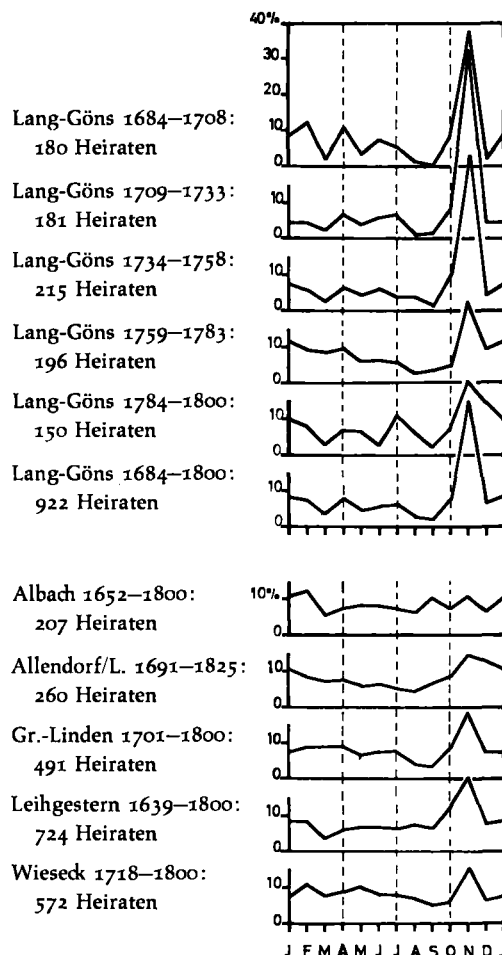
Die Beantwortung solcher und zahlreicher weiterer Fragen gestaltete sich äußerst schwierig. Die undifferenzierten historischen Quellenangaben über »Seuchen« nützten uns wenig, und in den Kirchenbüchern traten Todesursachenangaben kaum je vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. Außerdem waren diese — über 400 verschiedene — von den Pfarrern, also medizinischen Laien, in letzter Instanz eingetragen und somit schwierig zu verwenden. Es kommt hinzu, daß die medizinische Wissenschaft, wo sie den Todesursachenangaben zugrunde lag, in ihrer Terminogie im 18. Jahrhundert nosologisch, also die äußeren Zeichen umschreibend vorging; die heutige dagegen

Figur 1: Saisonale Strukturen des Bevölkerungsgeschehens über Zeit und Raum (100 % = Summe Januar – Dezember)

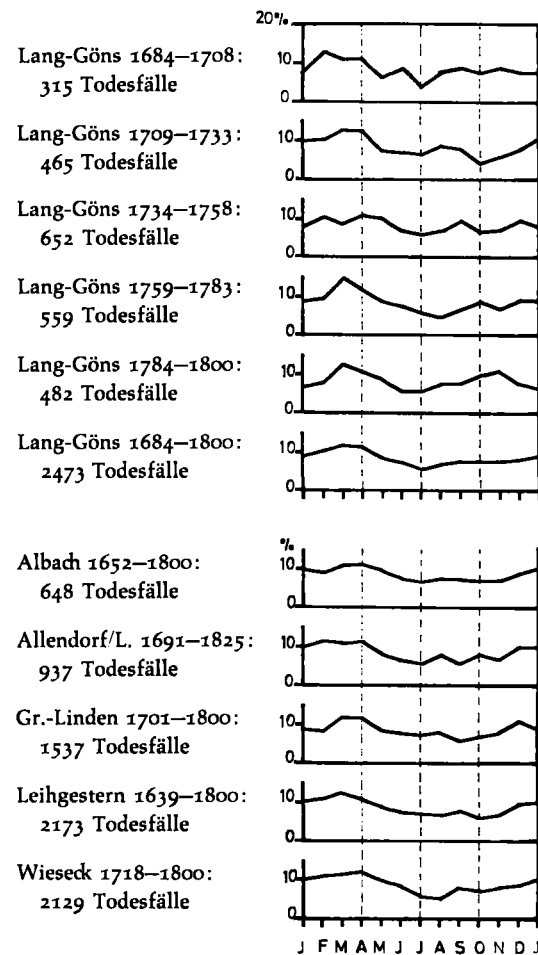
a: Mindestanzahl Konzeptionen



b: Heiraten



c: Todesfälle



anatomisch-ätiologisch, also nach den Ursachen einteilt. Ein Übersetzen der damaligen Termini in die heute gebräuchlichen verbietet sich von daher von selbst. Als einzig gangbarer Weg erwies sich schließlich die Aufgliederung sämtlicher Todesfälle über Raum und Zeit nach Alter, Geschlecht und Monaten, um von daher zu einer möglichen Identifikation durch die moderne Epidemiologie zu gelangen. Hier wiederum verlangten die Mediziner von uns vorerst die Erstellung von alters-, geschlechts- und monatspezifischen Strukturen für unseren gesamten Zeitraum, um auf dieser Basis anschließend die konjunkturellen Abweichungen feststellen zu können.

Die Figuren 1 a-c geben als Beispiele die saisonalen Strukturen von drei Vitalstatistiken über Zeit und Raum wieder. Figur 1a berücksichtigt hierbei nicht die Geburtenzahlen, sondern — natürlich von diesen ausgehend und zurückberechnet — die Mindestanzahl Konzeptionen. Der generative Akt der Zeugung und Empfängnis ist in der Historischen Demographie von größerer Bedeutung als die Geburt selbst. In sämtlichen Fällen wurden die prozentualen monatspezifischen Anteile — die Summe sämtlicher Monate und des ganzen Zeitraums macht jeweils 100 Prozent aus — auf eine einheitliche Monatslänge von 30.4 Tagen umgerechnet.

Um mögliche Strukturveränderungen in der Zeit festhalten zu können, wurde der Gesamtuntersuchungsraum der Gemeinde Lang-Göns (1684–1800) in 25-Jahres-Perioden aufgegliedert und anschließend im zeitlichen Ablauf dargestellt. Mögliche strukturelle Unterschiede im Raum sollten andererseits dadurch erfaßt und zum Ausdruck gebracht werden, daß die monatspezifischen Kurven für eine Reihe von Nachbargemeinden über einen analogen Zeitraum gleichzeitig zur Darstellung kamen.

Nicht nur für den Mediziner war die Klarlegung dieser Strukturen über Zeit und Raum wesentlich. Meines Erachtens haben sie für den Historiker, der sich mit der Zeit des europäischen Ancien régime beschäftigt, noch größere Bedeutung. Hierin kommen Elemente von langer Dauer zum genauen Ausdruck, die sich auf Grund qualitativer Quellen bisher nicht erfassen ließen, in bezug auf die Todesfälle biologische Elemente in erster Linie vielleicht; bei den Konzeptionen und noch mehr bei den Heiraten aber Elemente mentalitäts- und gewohnheitsgeschichtlicher Art, welche die Jahrhunderte überdauerten und erst durch jene Reihe von Umwälzungen industrieller, landwirtschaftlicher, hygienischer, medizinischer Art usw., welche die europäischen Länder früher oder später um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert erfaßten, verändert wurden. Ohne hier auf eine nähere Interpretation der Figuren 1 a-c eingehen zu können, ist es unsere Überzeugung, auf Grund solcher Methoden schließlich einen Teil — und zwar den bis heute vernachlässigten — jener Elemente herausarbeiten zu können, welche das Lebensgehäuse für die überwiegende Mehrzahl unserer Vorfahren bildeten. Oft nirgendwo sonst hat jeder,

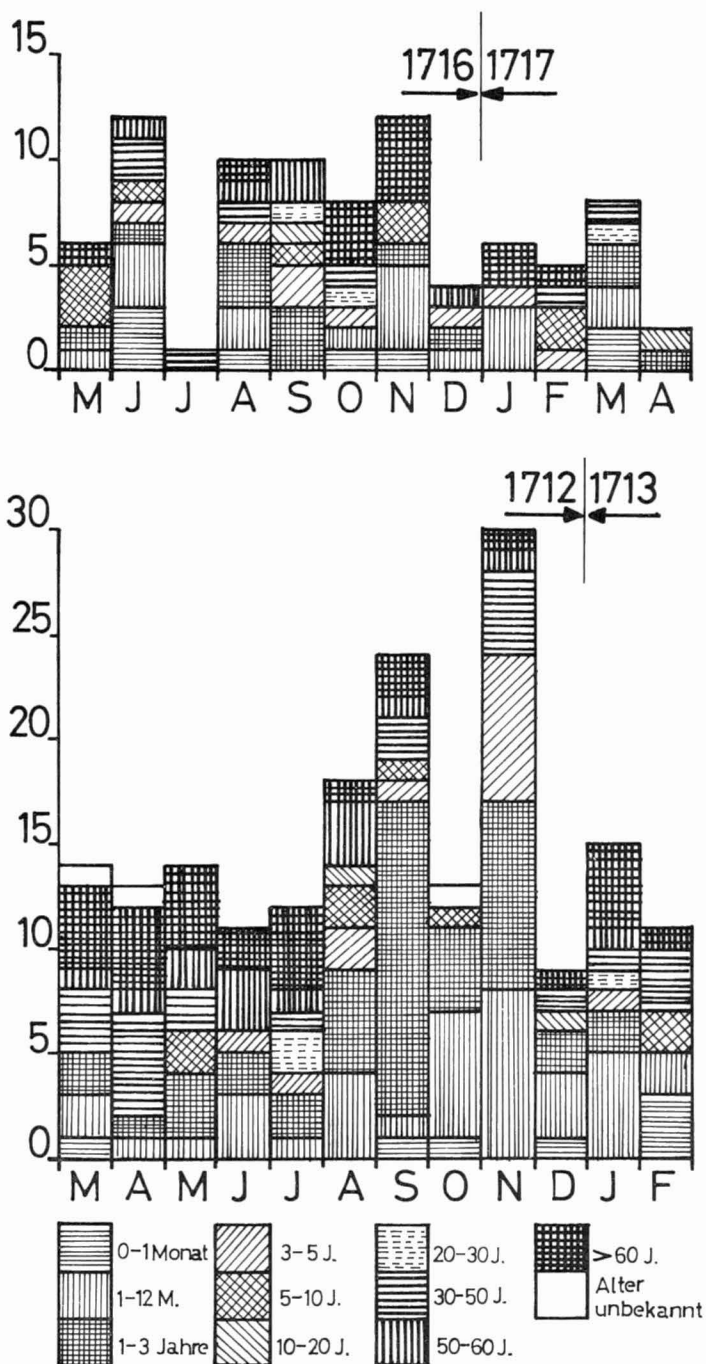
auch der einfachste Mensch Spuren hinterlassen als in den Kirchenbüchern. Jeder einzelne wurde damals erfaßt; jeder einzelne wird heute von uns berücksichtigt. Wir brauchen nicht mehr länger undifferenziert von Unterschichten, Mittelschichten, Oberschichten zu sprechen, sondern können nach beliebigen Kategorien genau einteilen: nach Alter, Geschlecht, Herkunft, Familienzugehörigkeit, Beruf, Stand, Stellung usw. Wir wissen nun, wann es für den jungen Mann damals am naheliegendsten war, eine Ehe einzugehen, welche Monate in welchem Alter die gefährlichsten für ihn waren, wann das Feuer der Liebe am stärksten brannte. Gewohnheiten, Strukturen des tagtäglichen Lebens, in denen er aufgewachsen war, in denen er lebte, die er weitergab. Moderne Sozialgeschichte als differenzierende Grundlagenforschung über die damalige Gesellschaft auf der Basis quantitativer, serieller Quellen.

Ein weites Feld breitet sich vor uns aus, das bis heute beinahe unbestellt geblieben ist. Es genügt ja nicht, die Strukturen nach mühsamer Quellenarbeit schließlich freigelegt zu haben; sie müssen in ihrem Zustandekommen und in ihren Veränderungen und konjunkturellen Abweichungen auch interpretiert werden. Daß die Hilfe des Mediziners bezüglich humanbiologischer Faktoren unumgänglich war, sagten wir schon. Hinzu kamen anschließend – oder kommen in Zukunft – der Anthropologe, der Humangenetiker, der Ernährungsphysiologe, der Klimatologe, der Dendrochronologe, der (Kultur-) Geograph, der Soziologe, der Psychologe, der Ethnologe, um nur einige der wichtigsten zu nennen (8). Mit einigen von ihnen haben wir die Verbindung und Zusammenarbeit schon aufgenommen; mit andern suchen wir sie noch. Zusätzlich versuchten wir, ein tieferes Verständnis für die historischen Strukturen des europäischen Ancien régime durch wiederholte Studienreisen in die Entwicklungsländer vor allem des Fernen Ostens und Südamerikas zu gewinnen, denn was sich diesbezüglich bei uns vor zwei oder mehr Jahrhunderten in festgefügtten Normen abspielte bzw. langsam veränderte, wiederholt sich heute, wenn auch in beschleunigtem Tempo und deshalb vermehrte Probleme aufwerfend, in den Ländern der Dritten Welt, sei dies in bezug auf die nahezu noch unkontrollierte Fruchtbarkeit, die Dezimierung durch Mißernteperioden, durch einen wenig organisierten Verteilungsapparat, sei es im Hinblick auf ein wenig ausgeprägtes soziales Gewissen von Seiten des Staates und der Gesellschaft usw. Erst nachdem die Strukturen als Elemente von generationsüberdauernder Stabilität und Immobilität herausgearbeitet worden sind, konnten konjunkturelle Abweichungen erfaßt und analysiert werden. Als Beispiel wählen wir die Welle erhöhter Mortalität, welche die Kirchengemeinde der Stadtkirche Gießen vom März 1712 bis Februar 1713 heimsuchte (vgl. Figur 2). Als Vergleich findet sich in derselben Figur eine gleichlange Periode geringer Sterblichkeit vom Mai 1716 bis April 1717. Die monats- und altersspezifizierte Darstellung ergibt, daß diese Welle erhöhter Sterblichkeit keinen einheitlichen Charakter

hatte. Sie besteht aus zwei unterschiedlichen Elementen. Zum einen ist die hohe Sterblichkeit in den Monaten März bis Juli 1712 auf eine überdurchschnittliche Anzahl Todesfälle unter der erwachsenen Bevölkerung zurückzuführen (20 Jahre und darüber). Zum andern verstarben in den Monaten August bis November 1712 außerordentlich viele Kinder, hauptsächlich im Alter zwischen einem und drei Jahren.

Schon auf Grund einer solchen simplen alters- und monatsspezifizierten Darstellung kann einem der Mediziner nun sagen, welche Todesursachen im einen und im andern Fall in Frage kommen bzw. ausgeklammert werden können, welche Arbeitshypothese wir als Historiker somit weiter zu verfolgen haben. War der Winter 1711/1712 z. B. besonders lang und hart, so daß die überdurchschnittliche Sterblichkeit unter der erwachsenen Bevölkerung auf Krankheiten der Luftwege zurückzuführen ist, oder war die Ernte 1711 besonders schwach ausgefallen, so daß die Vorräte nun im Frühjahr 1712 zur Neige gingen und unter den Erwachsenen sich eine Krankheit ausbreitete, die mit der verschlechterten Ernährungslage zusammenhing? Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einer solchen Situation die Kinder in erster Linie noch gut gepflegt wurden, während die Eltern den Gürtel zuerst enger schnallten. — In bezug auf die überdurchschnittliche Kindersterblichkeit ab August 1712 werden wir wahrscheinlich zu untersuchen haben, wann die letzte Pockenepidemie in Gießen grassiert hatte. War dies vor vier Jahren z. B. der Fall gewesen, so konnten in der Zwischenzeit genügend nichtimmunisierte Kinder nachgewachsen sein, welche nun dieser Krankheit zum Opfer fielen. — Erst wenn diese und weitere Fragen auf Grund quantitativer Quellen geklärt sind, werden wir die zeitgenössischen qualitativen Quellen heranziehen, z. B. die Eintragungen der Pfarrer oder anderer schreibkundiger Personen über eine besondere »grassierende Seuche« oder möglicherweise die Anordnungen des städtischen Magistrates über Restriktionen im Handels- und Reiseverkehr, Absagen von Wochenmärkten wegen Ansteckungsgefahr, Quarantäneverordnungen usw.

Konjunkturelle Abweichungen in der Heirats- und Konzeptionshäufigkeit werden methodisch in ähnlicher Weise dargestellt, wie dies in Figur 2 für die Sterblichkeit geschehen ist. Was sowohl Strukturen wie Konjunkturen im Heiratsgeschehen betrifft, so haben wir vorerst eine Reihe von wichtigen Studien im eigenen Hause durchzuführen, d. h. unter Berücksichtigung der verschiedenen historischen Disziplinen, insbesondere der Landes-, Verfassungs-, Rechts- und Herrschaftsgeschichte. In einem diesbezüglich so heterogen zusammengesetzten Raum wie dem Gießener konnte z. B. die herrschaftlich betriebene Peuplierungspolitik von Dorf zu Dorf wechseln, die Auflagen bei der Verheiratung, die Festlegung des Mindestheiratsalters, der Ledigenquote usw., konnten die Möglichkeiten der Hofteilung und damit der Vollstellenbeschaffung, die



Figur 2: Monats- und altersspezifizierte Konjunktoren in der Sterbehäufigkeit der Kirchengemeinde Gießen-Stadt vom März 1712 bis Februar 1713 und vom Mai 1716 bis April 1717. Angaben in absoluten Zahlen.

allfällige Schollengebundenheit bzw. Möglichkeit zur Migration von Region zu Region verschieden sein. Daß sich aber unabhängig von diesem Überbau zeit- und raumübergreifende Heiratsstrukturen herausgebildet hatten, geht deutlich aus Figur 1 b hervor. Überall und zu jeder Zeit wurde im Spätherbst am häufigsten geheiratet, d. h. in Agrargesellschaften nach eingebrachter Ernte. Insofern sind dann doch wieder die Untersuchungen über den Ernteausschlag eines bestimmten Jahres von grundlegender Bedeutung, d. h. die seriellen Auswertungen von Getreidepreisen z. B. anhand der damaligen Marktpreisangaben in den wöchentlich erschienenen sog. Intelligenzblättern.

In bezug auf Heiraten und Konzeptionen seien abschließend noch einige Samples hinsichtlich der damaligen Familienstruktur gegeben. Diese Beispiele beruhen wegen zu großer Kompliziertheit bisher nicht auf einer Computer-Auswertung, sondern wurden manuell mit einem Elektronenrechner ausgeführt. Zu Grunde liegt der Band 1 des oben erwähnten Gießener Familienbuches von Otto Stumpf. Gewählt wurden aus den beiden Fünfjahresperioden 1641–1645 und 1721–1725 jeweils 16 bzw. 12 Erstehen, welche zu vollständigen Familien führten, d. h. die Frau lebte während ihrer gesamten fruchtbaren Periode in der Ehe und starb erst in einem Alter von über 50 Jahren. Es sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Bezugsbasis von 16 bzw. 12 Beispielen zu gering ist, um vollgültige Aussagen zu erlauben. Die folgenden Zusammenstellungen mögen jedoch zeigen, in welche Richtung unsere diesbezüglichen umfangreicheren Forschungen zu gehen haben.

Das durchschnittliche Heiratsalter der Frau bei ihrer Erstehe ist eine der wichtigsten Faktoren des Bevölkerungswachstums und weit wichtiger z. B. als dasjenige des Mannes. Wenn man bedenkt, daß zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaft die Frauen in ihren frühen 20er Jahren am fruchtbarsten sind, besteht eine direkte Korrelation zwischen diesem Koeffizienten und der Natalitätsquote. Überall und seit jeher galt deshalb diese Ziffer — neben der Ledigenquote — als der eine stabilisierende Faktor in der Bevölkerungsentwicklung. Vor der allgemeinen Verbreitung antikonzepzioneller Techniken und Mittel war ein von der Gesellschaft auf Grund verschiedenster Normen bewußt hochgehaltenes Heiratsalter der Frau eines der effektivsten geburtenbeschränkenden Mittel. Selbstverständlich müssen sich hier schichtenspezifische Untersuchungen anschließen, um etwa zur Klärung des Kapitalakkumulierungsprozesses unter den Oberschichten in Alteuropa auf Grund einer geringeren Nachkommenschaft zu gelangen.

Tab. 1: Heiratsalter der Frau beim Eingehen ihrer ersten Ehe

a. 1641–45:	Alter	15	17	18	19	21	23	25	26	28	35	40	ϕ : 23.9 Jahre
	Anzahl	1	1	2	1	3	1	1	1	3	1	1	
b. 1721–25:	Alter	19	21	22	23	24	28	30	33	39			ϕ : 26.0 Jahre
	Anzahl	1	1	2	2	1	2	1	1	1			

Tab. 2: Anzahl der Kinder pro Ehe und Alter der Frau bei deren Geburt

a. 1641–45

Heiratsjahr	1641				1642				1643				1644				1645				
Heiratsalter der Frau	40	18	21		21	28	26	21		19	23	15		17	35	28	25	18	28	Ø : 23.9 Jahre	
Kinder	1	43	18	22	22	29	28	22		20	23	16		17	36	30	25	19	31	Ø : 25.1 Jahre	
	2	48	19	23	23	31	30	24		23	25	18		18	37	32	28	21	34	Ø : 27.1 Jahre	
	3		21	25	25	34	32	27		25	27	20		20	39	35	30	23	36	Ø : 27.9 Jahre	
	4		24	27	26	36		29		28	30	22		23	45	36	35	26	36	Ø : 30.2 Jahre	
	5		27	28	30			30		31	33	24		27		39	38	30		Ø : 30.6 Jahre	
	6		31	32	35			32		33	35	26		29		41		32		Ø : 32.6 Jahre	
	7		34	34	37			36		37	37	29		32		44		34		Ø : 35.4 Jahre	
	8		34	36	39			39			38	33		33		46		36		Ø : 37.1 Jahre	
	9		36	38	42			42			40			37		49		38		Ø : 40.2 Jahre	
	10		38	40							43			39		60 (?)				Ø : 44.0 Jahre	
	11		41	42																Ø : 41.5 Jahre	

b. 1721–25

Heiratsjahr		1721				1722				1723				1724				1725				
Heiratsalter der Frau		22	33	23	24	21	19	22	39	28	23	28	30	Ø : 26.0 Jahre								
Kinder	1	23	34	24	25	23	19	22	40	29	23	29	30	Ø : 26.7 Jahre								
	2	28	36	26	27	25	21	24	43	31	25	32	32	Ø : 29.2 Jahre								
	3	32	38	28	30		23	26		32	27		35	Ø : 30.1 Jahre								
	4	39		29	31		25	28		34				Ø : 31.0 Jahre								
	5						26							Ø : 26.0 Jahre								

Bereits eine so wenig differenzierte Tabelle über die Familiengröße und die volle bzw. nur teilweise Ausnützung der fruchtbaren Periode der Frau vermag wesentliches über das generative Verhalten und die Bevölkerungsweise einer Population in einem bestimmten Zeitraum auszusagen. Auch hier müssen sich jedoch schichten- und berufsspezifische Einzeluntersuchungen über Zeit und Raum anschließen. Die Resultate sind selbstverständlich nicht nur mentalitätsgeschichtlich relevant. Eine aktive Peuplierungspolitik versuchte ja gerade einen bestimmenden Einfluß auf die Familiengröße zu nehmen, indem z. B. der merkantilistische Wunsch nach einer großen Bevölkerung durch zahlreiche geburtenfördernde Maßnahmen wie Steuererlasse, finanzielle Unterstützung kinderreicher Familien usw. in die Tat umgesetzt werden sollte. Wenn man Tabelle 2 a betrachtet, kommt einem unweigerlich dieser Gedanke der damaligen obrigkeitlichen Peuplierungspolitik. Die relativ wenigen kleinen Familien wären dann weniger auf eine innerhalb der Ehe aktiv betriebene Ge-

burtenbeschränkung zurückzuführen als auf eine biologisch bedingte Unmöglichkeit der Frau, weitere Kinder zu gebären. Man ist gerade in jüngster Zeit von französischer wie amerikanischer Seite dieser Frage historisch nachgegangen und hat eine große Anzahl von Belegen für Amenorrhöen gesammelt.

Damit ist nun auch die Frage nach der damaligen aktiven Geburtenplanung angeschnitten. Betrachtet man Tabelle 2 b, welche eine 80 Jahre später liegende Periode behandelt, lassen einen sowohl die kleineren Familien wie das relativ niedrige Alter der Frau bei der Geburt ihres letzten Kindes an eine aktiv betriebene Geburtenbeschränkung denken. Die Zusammenarbeit mit den Ethnologen und Pharmakologen hat uns gelehrt, daß auch der einfache Mann damals über einschlägige Kenntnisse in der lokalen Flora verfügte, um auf diesem Weg zu mehr oder weniger zuverlässigen antikonzeptionellen und abortiven Drogen zu gelangen. Der Coitus interruptus wurde zu allen Zeiten und von allen Gesellschaften angewandt. Neuere Untersuchungen über die Beichtspiegel haben ans Tageslicht gefördert, daß weit über hundert verschiedene Techniken und Mittel, die eine Konzeption verhindern sollten, mit Strafen belegt waren und offensichtlich also praktiziert und angewandt wurden (9). Das — wie wir oben gesehen haben — relativ hohe Heiratsalter beim Eingehen der Erstehe war sehr wohl dazu geeignet, sich zuvor gründliche Kenntnisse in all diesen Techniken und Mitteln anzueignen, die man dann in die Ehe mitbrachte. Auch wenn man das damalige höhere Pubertätsalter in Betracht zieht, verstrichen im Regelfall ein halbes Dutzend Jahre bis zur Eheschließung. — Aus der Tabelle 3 unten geht übrigens hervor, daß für die Periode 1641—1645 25% der Erstgeborenen vorehelich gezeugt wurden, und bezüglich der Periode 1721—1725 betrug sogar der insgesamte Durchschnitt zwischen dem Eingehen

Tab. 3: Abstand zwischen dem Heiratsdatum und der Geburt des ersten Kindes in Monaten

a. 1641—1645		b. 1721—1725	
Monate	Frequenz	Monate	Frequenz
2	1	3	1
6	1	4	1
7	1	7	2
8	1	9	3
9	1	10	3
10	3	11	1
11	2	13	1
12	1		
13	1		
18	1		
20	1		
27	1		
36	1		
ϕ : 13.1		ϕ : 8.5	

einer Ehe und der Geburt des ersten Kindes nur 8,5 Monate. »Histoire et sexualité« steht zur Zeit im Zentrum der internationalen Forschung (10), und wir hoffen, durch eigene weitere Untersuchungen in der angedeuteten Richtung binnen kurzem einen deutschen Beitrag leisten zu können.

Zum selben Zweck haben wir eine Computeruntersuchung über die mehr als tausend Fälle außerehelicher Geburten eingeleitet, die für den Zeitraum 1701–1800 in den Kirchenbüchern für die Stadt- und die Garnisonskirche Gießens eingetragen sind. In diese Untersuchung einbezogen sind – außer den üblichen Daten zur Person des Geborenen und des Zeitraums – Herkunft, Stand/Stellung und Beruf der Mutter wie des – angegebenen – Vaters des unehelichen Kindes, dieselben Daten für die jeweiligen Großeltern, ob die Mutter bereits unehelich geboren war, um ihr wievieltens uneheliches Kind es sich handelte. Ferner werden nicht weniger als 30 Varianten in bezug auf die rechtliche Seite der Vaterschaft unterschieden, so etwa, ob sich der angegebene Vater zur Vaterschaft bekennt oder sie verneint, ob es sich um einen Ehebruch handelte, ob um eine Vergewaltigung, ob der verstorbene Ehemann zum Vater angegeben wurde, er aber mehr als 9 Monate vor der Geburt verstarb, ob es sich um eine professionelle Prostituierte handelte usw.

Seit kurzer Zeit ist aus quantitativen Untersuchungen bekannt, daß in den bäuerlichen Regionen um Paris die rasche Ausbreitung der aktiv betriebenen Familienplanung und Geburtenbeschränkung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden hat (11). Wir wollen im folgenden unter Benützung unseres Samples noch andeuten, welchen methodischen Weg wir beschreiten werden, um analoge Resultate für den Gießener Raum zu erzielen. In sämtlichen untersuchten Familien wurden die zeitlichen Abstände zwischen den einzelnen Geburten in Monaten gemessen und in vier Kategorien eingeteilt: unter 19 Monaten, 19 bis 30 Monate, 31 bis 48 Monate, über 48 Monate. Das Resultat ist in der folgenden Tabelle 4 zusammengestellt.

Diese Untersuchungen sollen nun mit größerem Zahlenmaterial und für alle Fünfjahresperioden bis 1800 weitergeführt werden. Beweiskräftig werden die Resultate dann, wenn die Prozentzahlen für die Reihen 3 (31–48 Monate) und 4 (über 48 Monate) auf Kosten von 1 und 2 (bis 30 Monate) eindeutig und an-

Tab. 4: Geburtenintervalle 1. bis n-tes Kind in Monaten
Angaben absolut und in Prozenten.

	– 19 M	19–30 M	31–48 M	48– M	Total
a. 1641–45	15 14.9 %	39 38.6 %	40 39.6 %	7 6.9 %	101 100 %
b. 1721–25	9 29.0 %	13 41.9 %	5 16.1 %	4 12.9 %	31 100 %

dauernd zunehmen. Ein gewisser Prozentsatz von Geburtenintervallen von über 4 Jahren wird zu allen Zeiten auf Grund einer z. B. in den Oberschichten schon immer betriebenen Geburtenbeschränkung, aber auch aus natürlichen biologischen Gründen vorgekommen sein. Steigt dieser Anteil zu einem gewissen Zeitpunkt, möglicherweise auch bei uns irgendwann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auf über 30% an, kann kein Zweifel mehr an einer von großen Bevölkerungskreisen betriebenen aktiven Geburtenbeschränkung bestehen. Daß eine solche mögliche Entwicklung ebenso im Zusammenhang mit dem damals zunehmenden Interesse für das Kind gesehen werden muß, wie mit dem Fortschritt der Medizin auf dem Gebiet der Kinderheilkunde, ist selbstverständlich. Die Mentalität weiter Bevölkerungsschichten ging langsam von der fatalistischen Grundeinstellung des »Kinderersatzes« bei praktisch uneingeschränkter hoher Säuglings- und Kindersterblichkeit zur positiveren und aktiveren der Erhaltung von einmal gezeugtem und geborenem Leben über.

Der hier vorgegebene Rahmen erlaubte nur eine kurze Präsentation unseres Forschungsprojektes sowie einiger Resultate und der insgesamt zugrunde liegenden Intentionen. Inzwischen wird innerhalb des Arbeitskreises weiter geforscht. Motivationsprobleme gab es bisher nicht. Vielmehr kommen aus der Reihe der Teilnehmer immer wieder konkrete Vorschläge für originelle Teilforschungen, so etwa über die sozialen Verflechtungen in einem Dorf auf Grund der Taufpatenschaften, über die schichtenspezifischen Eßgewohnheiten auf Grund von Ausspeisungsabrechnungen oder den Speisezetteln verschiedener Kranken-, Armen- und Kinderhäuser sowie der Haushaltsbücher gutsituierter Stadtbewohner, über die Größe und das bewirtschaftete Areal von Bauernhöfen sowie deren Groß- und Kleinviehbestand auf Grund von Zehntbüchern und Katastern, über die Witterungsbedingungen auf Grund von seriellen Aufzeichnungen über den Beginn und die Güte von Weinernten, über die zeitliche und räumliche Ausbreitung von Tierseuchen und damit verbunden die Reduktion unter dem Zugtierbestand sowie die Erhöhung der Preise für animalische Produkte mit dem Rückgang des Anteils von animalischem Protein in der Nahrung usw. usw., alles wesentliche Mosaiksteine für eine *Histoire totale*.

In diesem Stadium nimmt uns der Einsatz des Computers nur noch wenig Arbeit ab. Dagegen fordert die große Masse von Output ein gehöriges Pensum an Energie und intellektueller Leistung für die Interpretation und die anschließende schriftlich-narrative sowie graphisch-statistische Darstellung. Großen Ansporn bildete bisher nicht nur die Gewißheit, wenigstens in unserem Raum Neuland betreten zu haben und in nächster Umgebung einen Goldschatz bisher kaum ausgewerteter Quellen mit quantitativ-seriellen Methoden und unter Einsatz der EDV zu bearbeiten, sondern auch die Anerkennung der bisher entwickelten Methoden und der darauf basierenden Forschungsergebnisse durch

analoge Arbeitsgruppen wie Einzelforscher im In- und Ausland. Die Erfassung neuer Quellen, das Erproben neuer Techniken, die Arbeit an Elektronenrechner und Computer in den Geisteswissenschaften, die dezidierte Ausrichtung nach der internationalen Forschung, das interdisziplinäre Teamwork und aus all dem der Enthusiasmus der Teilnehmer für eine dergestalt angelegte Forschung führen bei den damit Befassten leicht zum Risiko einer Überbetonung und -bewertung des spezifisch Neuen. Daß dies die an sich schon naheliegende Gefahr noch vergrößert, von Außenstehenden mit der neuen Methode, der Richtung, einer bestimmten ungewohnten Fragestellung insgesamt identifiziert zu werden, ist verständlich; daß es uns jedoch zu keiner Zeit und in keinem Punkt um einen Selbstzweck geht oder gehen darf, dürfte aus diesen Darlegungen klar geworden sein. Also nicht Historische Demographie um ihrer selbst willen, sondern eingebettet in eine Histoire totale, in der verfassungs-, wirtschafts-, herrschafts-, medizin-, geistes- usw. -geschichtliche Dimensionen genauso ihren Platz haben müssen; nicht quantifizierende Methoden und EDV als Selbstzweck, sondern weil sich hierdurch Strukturen erarbeiten und konjunkturelle Abweichungen erfassen lassen; nicht Graphiken und Kurven um ihrer selbst, sondern um der größeren Aussagekraft und leichteren Verständlichkeit und Vergleichbarkeit willen; nicht interdisziplinäres Teamwork, weil überfachliche Zusammenarbeit gerade in aller Mund ist, sondern weil wir unsere Forschungsaufgaben allein nicht mehr angemessen zu lösen imstande sind. Die Interpretation des Bevölkerungsgeschehens über Zeit und Raum kann m. E. nicht breit genug angelegt werden. Daß es sich bei einer solchermaßen verstandenen und betriebenen Historischen Demographie allerdings um eine wesentliche Grundlagenforschung für die Gesellschaft in Alteuropa handelt, ist meine feste Überzeugung. Ob sie richtig ist, darüber mögen andere befinden.

Anmerkungen:

1. Zur — vor allem auch laufenden — Orientierung vgl. die führenden Zeitschriften *Population*, Paris 1946 ff., *Population Index*, Princeton 1935 ff., *Population Studies*, London 1947 ff. sowie das von der Société de démographie historique in Paris herausgegebene und ihren Mitgliedern regelmäßig zugestellte *Bulletin d'information*.
2. Der Vf. ist diesen Teilnehmern für die Überlassung ihres Materials zwecks Erstellung dieses Beitrages zu Dank verpflichtet, ebenso aber auch für die zahlreichen Anregungen, die immer wieder aus ihrer Mitte kamen: Heidi Balser, Wilhelm Bingsohn, Manfred Ernst, Marlies Happ, Hans-Jürgen Pletz, Hans-Werner Posdziech, Stefan Prange, Georg Schmidt, Gisela Schumacher, Harald und Gabriele Teubner (-Nicolai), Ute Weissenbeck, ferner Helmut Schumacher für die Mithilfe bei der Familienrekonstruktion. Besonders danken möchte ich sodann dem Mediävisten Dr. Herbert Zielinski, der auf Grund früherer EDV-Erfahrung die Leitung der computergebundenen Arbeit übernommen hatte.
3. Sog. Methode Fleury-Henry. Vgl. M. Fleury und L. Henry, *Nouveau manuel de dépouillement et d'exploitation de l'état civil ancien*. Paris 1965. — E. A. Wrigley (Hg.), *An introduction to English Historical Demography*. London 1966.

4. Die Verkartungen wurden vorgenommen von den Herren Dr. Rath, Georg Schön und Otto Stumpf. Bei der Veröffentlichung sind drei Bände geplant; erschienen ist bisher der erste, der die Familien A–H umfaßt: *Otto Stumpf, Das Gießener Familienbuch. 1. Teil, Gießen 1974.*
5. Vgl. z. B. *Jacques Houdaille, Quelques résultats sur la démographie de trois villages d'Allemagne de 1750 à 1879. In: Population 1970, S. 649–654.* — Ders. *Jacques Houdaille, La population de Remmesweiler en Sarre aux XVIII^e et XIX^e siècles. In: Population 1970, S. 1183–1191.* — *John Knodel, Two and a half centuries of demographic history in a Bavarian village. In: Population Studies 1970, S. 353–376.*
6. An dieser Stelle sei unser aufrichtiger und gebührender Dank an alle beteiligten Damen und Herren ausgesprochen, vorab Herrn Dr. Walter Rumpf von der Firma Wilhelm Gail'sche Tonwerke KGaA, sodann den Herren Ernst und Karl Bänninger, Firma Bänninger, Herrn Bürgermeister Bepler (Heuchelheim), Herrn Kinkel, Vorstandsmitglied der Handels- und Gewerbebank, Herrn Bernhard Küchel, Direktor der Commerzbank, Fräulein Inge Poppe, Firma Poppe & Co., Herrn Adolf Roth, Firma Esso-Roth, Herrn Reinhold Schneider, Firma Lahnwasch-Kies KG, der Firma Veritas (Gelnhausen), Herrn Franz Vogt, Firma VOKO und Herrn Karl Weiss, Firma Karl Weiss, ferner dem Herrn Kanzler der Universität und Herrn Direktor Paul Engfer, Schatzmeister der Gießener Hochschulgesellschaft. Ohne ihre Hilfe hätten die Forschungen zu einem frühen Zeitpunkt abgebrochen werden müssen.
7. Als brillianteste Beispiele von nicht als Selbstzweck betriebenen historisch-demographischen Untersuchungen vgl. von französischer bzw. schweizerischer Seite: *Pierre Goubert, Beauvais et le Beauvaisis de 1600 à 1730. 2 Bde., Paris 1960.* — *Emmanuel Le Roy Ladurie, Paysans de Languedoc. 2 Bde., Paris 1966.* — *Jürg Bielmann, Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Basel und Stuttgart 1972.* — *Silvio Bucher, Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert. Luzern 1974.*
8. Zahlreiche konkrete Anregungen für diesbezügliche interdisziplinäre Forschungen gingen aus den beiden folgenden Zeitschriften hervor: *Annales — Économies — Sociétés — Civilisations. Paris 1946 ff.* und *The Journal of Interdisciplinary History. Cambridge Mass. 1970 ff.*
9. Vgl. *J. F. Noonan, Jr., Contraception. A history of its treatment by the Catholic Theologians and Canonists. Cambridge Mass. 1966.*
10. Vgl. neuestens die unter «Histoire et sexualité» zusammengefaßten Aufsätze von *A. Perrenoud, Malthusianisme et protestantisme* — *P. Caspard, Conceptions prénuptiales et développement du capitalisme* — *Ph. Lejeune, Le «dangereux supplément» de Rousseau* — *E. W. Monter, La sodomie à l'époque moderne* — *E. Shorter, Amour, sensibilité et classes sociales depuis 1750* — in *Annales — ESC 1974, 4. S. 973–1057.*
11. *Marcel Lachiver, Fécondité légitime et contraception dans la région parisienne. In: Hommage à Marcel Reinhard, Paris 1973. S. 383–401.*

Zum Tage meines goldenen Doktorjubiläums am 31. Juli 1974

Als ich im Januar 1922 nach Gießen kam, hatte ich bereits in der Allgemeinen Abteilung der Technischen Hochschule in Darmstadt vier Semester und an der jungen Universität Frankfurt ein weiteres Semester studiert. Um die Möglichkeit zu haben, mein Studium an der hessischen Landesuniversität, der traditionsreichen Ludoviciana abzuschließen, versetzte mich das Landesamt für das Bildungswesen, wie die Kultusbehörde im Volksstaate Hessen damals hieß, in den Schuldienst der Stadt Gießen. Hier widmete ich mich in weiteren fünf Semestern umfassenden philosophischen, pädagogischen, psychologischen und physikalischen Studien. Insbesondere schloß ich mich meinem engeren Landsmann Prof. Dr. *August Messer* an; er ist wie ich in Mainz aufgewachsen und hat wie ich in Mainz seine Reifeprüfung abgelegt. August Messer, mein Doktorvater, war Ordinarius für Philosophie. Dieses Ordinariat umfaßte damals noch neben der *Philosophie* die *Psychologie* und die *Pädagogik*.

Wer Pädagogik als Wissenschaft studieren will, für den ist es ratsam, daß er auch die pädagogische Praxis kennenlernt, ja er muß eine dauernde Fühlung mit den Wirklichkeiten des Erziehungslebens haben. Wer nur Theoretiker ist, wer mit der Praxis keine Fühlung hat, wem die Erkenntnis nur ein theoretisches Anliegen ist, der verliert sich in der Grenzsetzung allzu leicht in einem unfruchtbaren Skeptizismus. Wenn ich von meinem eigenen Werdegang exemplifizieren darf, so muß ich darüber hinaus fordern, daß man sehr viel Zeit dafür verwenden muß, Kindergärten, Schulen aller Art, Schulversuchsgründungen, Produktionsschulen und Fachschulen aller Art zu besuchen. Dabei muß man mit den in ihnen wirkenden Pädagogen Fühlung gewinnen, ihre Lehrpläne, ihre Hilfsmittel studieren und ihre Erfolge und auch aufkommende Schwierigkeiten auf sich wirken lassen. So besuchte ich Kindergärten, wenig-gegliederte Schulen, Sonderschulen verschiedener Art, Landeserziehungsheime von Hermann Lietz, Paul Geheeb, Montessori-Kindergärten, Jena-Plan-Schulen, Schulen in anderen Ländern, zunächst in Europa, *1948 war ich Mitglied der ersten deutschen Erzieherkommission, die eine 12 Wochen dauernde Studienreise durch die Vereinigten Staaten machte*, um sich einen Überblick über das amerikanische Schul- und Universitätswesen zu verschaffen. Diese Studienreise gestattete eine ganze Fülle von Schulbesichtigungen und Konferenzen mit allen Ebenen der Schulorganisationen und vielen Einzelpersönlichkeiten.

ten. Ebenso war ich Delegationsmitglied aus Hessen bei der internationalen »*Conference on comparative education*« im Rasthaus am Chiemsee, die vom 25. 4. bis 30. 4. 1949 stattfand. Auch bei dieser internationalen Konferenz für vergleichende Erziehung erhielten die Teilnehmer viele Anstöße und auch Maßstäbe für ihre Reformen, die gerade in diesen Jahren angestrebt und teilweise verwirklicht worden sind.

Doch zurück zur Ludoviciana. Sie war in den Jahren nach dem 1. Weltkriege die zweitkleinste deutsche Universität, Greifswald in Pommern war die kleinste. Aber eines kennzeichnet ihr Wesen: *die Möglichkeit einer nahen Zusammenarbeit zwischen Dozenten und Studenten*, die eine Eigenart gerade von Gießen war. Während meiner Studienzeit in Gießen, in den zwanziger Jahren, war jeder Student in der Lage, in persönliche Beziehungen zu seinen Lehrern zu treten, ihnen nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich näher zu kommen und auf diese Weise eine Förderung zu erfahren.

Und was das Studium in der *Philosophischen Fakultät* betraf, so hatte man unter den Dozenten eine reiche Auswahl. Da waren August Messer und Ernst v. Aster, die die beiden Ordinariate für Philosophie, Pädagogik und Psychologie innehatten; dann die beiden Kantianer Walter Kinkel und Oswald Weidenbach, der Kulturphilosoph Ernst Horneffer, der Psychologe und Mediziner Erich Stern, schließlich der katholische Theologe und Philosoph Theodor Steinbüchel. Die Gießener Philosophie trug also nicht ein einheitliches Gepräge, das die Schwesterfakultät in Marburg lange Zeit hindurch zeigte. Dort konnte man von einer klaren Vorrangstellung des Neukantianismus sprechen – von Friedrich Albert Lange über Hermann Cohen und Paul Natorp bis zu Ernst Cassirer und dem spanischen Philosophen Ortega y Gasset. In Gießen waren die philosophischen und die erkenntnistheoretischen Grundeinstellungen viel verschiedenartiger.

So bekannte sich August Messer zu einem »kritischen Realismus«; Ernst v. Aster war ganz Positivist und Nominalist wie etwa der Franzose Auguste Comte oder der Engländer David Hume; Ernst Horneffer war ein ausgesprochener Kulturphilosoph, ein vorzüglicher Redner, der in seinen kultur- und staatsphilosophischen Vorträgen viele begeisterte Zuhörer fand; Walter Kinkel war überzeugter Sozialist, bei aller Toleranz im Kampf gegen den aufkommenden Nationalsozialismus eine wehrhafte Natur; Theodor Steinbüchel war um eine Synthese von christlicher Philosophie und Marxismus bemüht; Erich Stern trat als philosophierender Mediziner und Psychologe hervor; Oswald Weidenbach schließlich hat stets die kritische Fortentwicklung der Grundgedanken Kants zum Ausdruck gebracht.

Es ist bezeichnend, daß mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus von den genannten Dozenten der Philosophie an der Universität Gießen die Pro-

fessoren August Messer, Ernst v. Aster und Walter Kinkel ihre Tätigkeit einstellen mußten, sie galten für »politisch unzuverlässig«; Erich Stern mußte als Jude ausscheiden. In der Festschrift zur 350-Jahr-Feier der Gießener Universität, 1957, hieß es von Prof. Dr. med. et phil. Erich Stern, daß man nicht wisse, »ob dieser geistvolle Mensch noch unter den Lebenden weilt«. Ich konnte daraufhin dem Rektor der Universität, Herrn Prof. Dr. Hungerland, mitteilen, daß Prof. Dr. phil. et med. Erich Stern, mit dem ich brieflich in Verbindung stand, von 1933 bis 1955 in Frankreich lebte, dort eine sehr umfangreiche klinisch-jugendpsychiatrische Tätigkeit ausübte und dann bis zu seinem Tode am 20. 1. 1959, in Kilchberg bei Zürich in der Schweiz ansässig war. 1957 hat er mir sein letztes Buch »Der Mensch in der zweiten Lebenshälfte«, das 1955 im Rascher Verlag, Zürich, erschienen war, dediziert.

Nun sei hier die Frage gestellt: Welche Bedeutung hat gerade die Philosophie für den Pädagogen? Zunächst ist bekannt, daß sich die Pädagogik einer Fülle von Grundbegriffen bedient, die ursprünglich in der Philosophie, besonders der Wertphilosophie beheimatet sind und nur von dort her adäquat geklärt werden können. Ich erwähne nur beispielhaft einige wichtige: innere und äußere Anschauung, die zwei grundsätzlich möglichen Denkbewegungen der Analyse und Synthese, Glied und Ganzheitszusammenhang, ferner Begriffe wie Menschenbild, Gesinnung, Gewissen usw. Es ist geradezu evident, daß es Pädagogik als Lehre und Praxis der Menschenbildung ohne ein klar geprägtes Menschenbild nicht geben kann. Es ist aber ebenso klar, daß ein bloß einzelwissenschaftlich gewonnenes Menschenbild, wie es etwa eine biologische oder psychologische Anthropologie zu erarbeiten vermag, diesem Anspruch nicht genügen kann. Was die Philosophie vor den Einzelwissenschaften auszeichnet und ihr im Kosmos der Wissenschaften eine hervorragende Stellung sichert, ist ihr prinzipieller Charakter. Sie versucht, die letzten Prinzipien der gesamten Wirklichkeit zu erforschen und erarbeitet so die Grundlagen der Einzelwissenschaften. Das Ethos des philosophisch gebildeten Pädagogen ist die stete Selbstbesinnung und das stete Bewußtsein der Selbstverantwortung. Allerdings muß er sich bewußt sein, daß er auch ein Glied von Gemeinschaften ist. Individuelles und soziales Verhalten des Menschen sind sachlich unlösbar miteinander verbunden. In der Philosophie ist stets der ganze Mensch engagiert, der ganze Mensch in allen seinen Höhen und Tiefen. Deshalb ist denn auch die Philosophie immer zugleich die edelste und die gefährlichste Wissenschaft.

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß Vorlesungen philosophischen, pädagogischen oder psychologischen Inhalts, die als Vorlesungen für Hörer aller Fraktionen in den Abendstunden angeboten wurden, auch tatsächlich von Studierenden aller Fakultäten in Gießen gut besucht worden sind. So wurde in Abendveranstaltungen gelesen über: »Die Frage nach

der Wahrheit«; »Theosophie und verwandte Richtungen«; »Friedrich Nietzsche«; Oswald Spenglers Buch »Der Untergang des Abendlandes«; »Pädagogische Wertlehre«; »Staatsbürgerliche Erziehung«; »Montessorimethode«; »Eidetik«; »Jugendpsychologie«; »Psychoanalyse«; »Die deutsche Jugendbewegung«; »Wissenschaftlicher Okkultismus«.

Daß mir am Tage meines goldenen Doktorjubiläums das Bild August Messers, meines Doktorvaters, mit besonderer Eindringlichkeit vor Augen steht, ist begreiflich. Deshalb kann ich nicht anders, als von ihm einiges festzuhalten.

August Messer wurde am 11. Februar 1867 in Mainz geboren. Er starb am 11. Juli 1937 nach Vollendung seines 70. Lebensjahres in Rostock, wo er sich auf einer Erholungsreise befand. Seine Urne befindet sich in Nische 6 des Neuen Friedhofes in Gießen.

Glauben und Wissen stritten in ihm und um ihn. Seine Schulzeit fiel nämlich in die Periode des Kulturkampfes. 1885 bezog er die Universität, um klassische Philologie, Geschichte und Deutsch zu studieren. Er besuchte die Universitäten Heidelberg, Straßburg und Gießen. 1890 legte er seine Gymnasiallehrerprüfung in Gießen ab und war an den Gymnasien in Mainz, Bensheim, Büdingen, Offenbach und Gießen tätig. Angeregt durch den Pädagogen Hermann Schiller in Gießen und den Philosophen Prof. Dr. Hermann Siebeck vertiefte er sich in die wissenschaftliche Arbeit und suchte Halt in der Philosophie. 1893 promovierte er mit einer Schrift »Über das Verhältnis von Sittengesetz und Staatsgesetz bei Hobbes« in Gießen bei Hermann Siebeck, seinem späteren Kollegen. 1899 habilitierte er sich für die Fächer Philosophie und Pädagogik an der Universität Gießen mit der Schrift »Die Behandlung des Freiheitsproblems bei John Locke«. Für seine weitere wissenschaftliche Arbeit ließ er sich ein Jahr vom Schuldienst beurlauben und kam dabei in eine fruchtbare Berührung mit dem Würzburger Philosophen und Psychologen *Oswald Külpe*. Messer lernte Oswald Külpe auf dem 1. Kongreß der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« kennen, der auf Anregung von Prof. med. et phil. Robert Sommer, Professor für psychische und nervöse Krankheiten, 1904 in Gießen stattfand. Damals hatte die Psychologie die strenge Sachlichkeit naturwissenschaftlicher Methodik in sich aufgenommen und im Experiment eine neue Methode entwickelt, die in der Folgezeit bedeutenden Ausbau erfuhr. Messers Aufenthalt bei Külpe in Würzburg führte zu einer Klärung seiner philosophischen Anschauungen. Von da an gilt er als Vertreter eines *kritischen Realismus*.

Im Herbst 1909 legte Karl Groos, Ordinarius für Philosophie und Pädagogik in Gießen sein Amt nieder, und August Messer wurde 1910 sein Nachfolger. Dies war der bedeutsamste Wendepunkt im Leben für das Schaffen Messers.

Außer der Herausgabe von nicht weniger als 45 *philosophischen, pädagogischen und psychologischen Schriften* erschienen von Messer zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften und Tageszeitungen sowie eine Monatszeitschrift »Philosophie und Leben«, die so angelegt war, daß jeder denkende Laie sie verstehen konnte.

Mein verehrter Lehrer und Doktorvater August Messer war Philosoph, Pädagoge, Psychologe, aber auch Forscher, Schriftsteller und Kulturkritiker zugleich. Ich bin nicht ganz unbeteiligt daran, daß die Stadt Gießen einer neuen Straße den Namen »August-Messer-Straße« gegeben hat. Gießen ehrt damit einen namhaften Ordinarius der ehrwürdigen Ludoviciana und einen aufrechten Bürger ihrer Stadt. Zum 100. Geburtstage von Prof. Dr. August Messer, am 11. Februar 1967, würdigte ich sein Werk in einer außerordentlichen Dienstversammlung der Gießener Lehrerschaft in der Kongreßhalle in Gießen.

Doch nun zu meiner Dissertation! Sie trägt den Titel: »*Psychopathische Minderwertigkeiten in der Grundschule*«. Sie ist ein »Beitrag zur Kenntnis und Behandlung leicht abnormer Kinder auf Grund von pädagogischen und psychologischen Untersuchungen im Hinblick auf Artikel 3, Abs. 2, betreffend Förderklassen, des Gesetzes: »Das Volksschulwesen im Volksstaat Hessen betreffend vom 25. Oktober 1921«. Dieser Absatz 2 besagt, daß große Schulkörper nach Begabung und Leistung zu gliedern sind. — *Die mündliche Prüfung fand am 31. Juli 1924 statt.* 1922 hatte ich im Auftrage des Landesamtes für das Bildungswesen eine solche »Förderklasse«, die versuchsweise in Gießen eingerichtet worden waren, übernommen und 2 Jahre geführt. *Psychopathen* stehen zwischen den seelisch Gesunden und den seelisch Kranken. Durch das Hervortreten einzelner abnormer Eigenschaften oder Verhaltensweisen fallen solche Kinder in der Schule auf. Sie erreichen nicht das Klassenziel, sie müssen oft eine Klasse wiederholen, und sie erhalten dadurch keinen Schulabschluß, mit dem sie in eine Lehrstelle eintreten könnten. Unter solchen Schülern findet man viele Haltlose, viele Stimmungslabile, leicht Erregbare, ja sogar schon Triebmenschen und Sonderlinge.

Meine Aufgabe war es nun, nicht Typen von Psychopathen festzustellen, sondern mich mit *der individuellen Analyse* der Psychopathen zu befassen und mit der Frage nach *den Möglichkeiten ihrer geistigen, seelischen und sozialen Förderung*.

Und so gliedert sich denn meine Dissertation wie folgt:

1. werden die *Begriffe* Intelligenz, Schwachsinn, psychische Grenzzustände u. a. erörtert und voneinander abgegrenzt;
2. wird eine umfangreiche *Tabelle* über die Wohnungsverhältnisse der Kinder, ihre Krankheiten im Kindesalter vor der Schulzeit, ihre Phantasie-

- tätigkeit, über ihre oft abnormen Zwangszustände, über ihre Werturteile und ihre Temperamente aufgestellt;
3. folgt ein Abschnitt über *den Lehrer für die Förderklasse*, denn von ihm, von seiner Kontaktfähigkeit hängt sein Erfolg ab; pädagogische Kontaktfähigkeit ist auch in einem sozialen Wollen begründet, und der Wille zum Helfen muß auf einem fundierten Ethos beruhen;
 4. bilden *heilpädagogische Zielsetzungen* und eine *Methodenlehre* den Inhalt der Schlußteile meiner Dissertation.

Ausgangspunkt und letztllicher Zweck der ganzen Dissertation war die psychologische Untersuchung meiner Förderklasse zur Gewinnung wissenschaftlich fundierter Maßnahmen für den Unterricht und die Erziehung.

Wenn ich eingangs schon einmal die Vorzüge einer kleinen, überschaubaren Universität hervorgehoben habe, so kam ich nach meiner Promotion in den wirklichen Genuß dieses Vorzuges, denn ich besuchte als Hörer Veranstaltungen in der *evangelisch-theologischen* Fakultät, der *juristischen* Fakultät und der *medizinischen* Fakultät zur Erweiterung dessen, was man in Deutschland »Bildung« nennt.

In der *evangelisch-theologischen* Fakultät empfand ich die starke Wirkung, die damals von dem dänischen Philosophen Sören Kierkegaard auf die Suchenden in den letzten Jahren ausging; ebenso empfand ich eine nicht nur innertheologische Bewegung, die von den evangelischen Theologen Karl Barth, Eduard Thurneysen und Friedrich Gogarten ausgegangen ist. In der *juristischen* Fakultät interessierte mich besonders die Jugendgerichtsbarkeit. Bis zum Jahre 1923 gab es bekanntlich kein eigenes Jugendstrafrecht in Deutschland. Das Kind war vom vollendeten 12. Lebensjahre ab strafmündig und wurde nach den für Erwachsene geltenden Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches strafrechtlich zur Verantwortung gezogen. Mit der Einführung des *Jugendgerichtsgesetzes vom 16. Februar 1923* kam es zur Verselbständigung des Jugendstrafrechts. Die Strafmündigkeit begann nunmehr erst mit Vollendung des 14. Lebensjahres. Das Jugendstrafrecht kennt außer der eigentlichen Jugendstrafe noch Erziehungsmaßregeln und Zuchtmittel. Sie kommen bei geringeren Vergehen zur Anwendung. Ein juristisches Seminar, dem ich angehörte, besuchte die neu eingerichtete Jugendstrafanstalt für das Land Hessen in Rockenberg, um sich vom Jugendstrafvollzug ein Bild machen zu können.

Was schließlich mein Besuch der medizinischen Fakultät betraf, so hörte ich beispielsweise im Physiologischen Institut Vorlesungen bei Herrn Prof. Dr. *Karl Bürker*. Er verwies sehr eindrucksvoll auf die mannigfachen Abweichungen von der anatomisch-physiologischen Norm, also etwa auf ein Zurückbleiben in der Entwicklung oder auf Haltungsanomalien u. ä. besonders im Kin-

desalter, deren Erkenntnis und richtige Einschätzung dem Erzieher nur möglich wird, wenn er über die normal anatomischen und physiologischen Grundtatsachen genügend orientiert ist. Besonders wertvoll waren für mich Vorlesungen, Übungen und Einsichtnahmen in den Bereich der psychischen und nervösen Krankheiten bei Herrn Prof. Dr. *Robert Sommer*. Das Gehirn ist nun einmal der Teil des Zentralnervensystems, in dem die Sinneseindrücke zu bewußten Empfindungen umgestaltet werden. Jede einzelne Region hat eine bestimmte Aufgabe, erledigt also einen genau feststellbaren Teil der seelischen Funktionen. So konnten wir bei Prof. Sommer an *menschlichen Gehirnen von Verstorbenen* die Schädigungen an den verschiedenen Gehirnwindungen genau erkennen und hatten den Beweis, daß die verschiedenen Teile des Großhirns auch verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben, daß also eine »*Lokalisation*« der Funktionen in der Großhirnrinde stattfindet.

In der Zeit nach dem 1. Weltkriege war das Idealbild des Akademikers noch der allseits gebildete Mensch. Universitätsausbildung bedeutete sowohl den Erwerb spezieller Fachkenntnisse als auch die Befähigung zu bestimmten Führungsaufgaben. Ein Blick auf den Lehr- und Forschungsbetrieb der heutigen Universität zeigt an, in welchem Maße die Disziplinen kaum mehr sind als ein loser Zusammenschluß von Fachbereichen. Die Universität als Kosmos der Wissenschaften existiert nur noch in der Idee.

Diese Idee gilt allerdings schon mehr als zwei Jahrtausende hindurch, vom klassischen Altertum über den Hellenismus, über die Neuzeit, über den Neuhumanismus bis hin zum Zeitalter der Weltkriege. Das war eine ungebrochene Linie der Tradition.

Das Aufregende an der Humanismus-Diskussion, wie sie heute geführt wird, liegt darin, daß sie uns die Frage aufzwingt, ob diesmal mit dem Ende aller Überlieferungen auch notwendig das Ende des Humanismus gekommen sei. Diese Frage zu untersuchen, kann heute nicht meine Aufgabe sein; sie ist vielschichtig, sie ist ein schwieriges Problem, ebenso wie die Frage nach der notwendigen Neugestaltung der Universität, wie sie für unsere Zeit erforderlich ist.

Da ich von 1961 bis 1970, also neun volle Jahre, einen Lehrauftrag der Justus Liebig-Universität Gießen hatte und ebenso in der gleichen Zeit vom Hessischen Kultusminister in das Wissenschaftliche Prüfungsamt berufen war, habe ich einen guten Einblick in die ehrlichen Bemühungen zur Erneuerung der Universität und auch einen Einblick in die oft nicht geringen Nöte der Studierenden.

Entscheidend wird sein, ob es gelingt, ein Minimum des eigentlich Akademischen mit seinem spezifisch wissenschaftlichen Ethos der Verantwortung dem Geist und der Forschung gegenüber in Methode, Gegenstand und Haltung

auch für das Studium der Berufsfächer zu wahren. Anders ausgedrückt: Das heute in der Bildungs- und Erziehungsebene dringendste Problem ist das einer *Integrierung von Bildung und Ausbildung*. Das Ziel sollte nicht der Funktioniär sein, der, wie Karl Jaspers es einmal formulierte, als geistiger Barbar mit Leistungen glänzen kann. Ja, ohne eine Wendung zum Geistigen wird aller Fortschritt die Erwartung des Menschen enttäuschen und ihn dazu anstacheln, immer mehr zu fordern, weil er glaubt, ein weiterer Zuwachs an Besitz könne die gährende Leere im Innern füllen. Nur durch die Rückkehr zur wahren Geistigkeit wird der Mensch auch ein inneres Gleichgewicht finden, und dann wird er wieder zufrieden und glücklich werden können.

Wie könnte ich meine kurzen Ausführungen anders schließen als mit einem Gedanken meines verehrten Doktorvaters Prof. Dr. August Messer, der seine Selbstbiographie vom Jahre 1923 wie folgt schließt:

»Riesenhafte Aufgaben der Jugend- und Volkserziehung gibt es, und ich finde es als wichtigste Pflicht, daran mitzuarbeiten. So habe ich die Lebensaufgabe gefunden, die ich schon als Knabe ahnte: für Verständigung und Vereinigung zu wirken, *'nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben!'*«

Und für mich persönlich gilt ein Satz der 1947 in Frankfurt/M. verstorbenen Dichterin *Ricarda Huch*: »Das Bewußtsein, den Forderungen des *Gewissens* genug getan zu haben, ist *mehr wert* als der *Beifall der Menschen!*«

Berichte aus der Gießener Hochschul- gesellschaft für die Zeit vom 23. Juni 1973 – 21. Juni 1974

(Ms). Am 21. Juni 1974 fand in Schloß Rauischholzhausen die diesjährige Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt. Wir geben im folgenden eine Zusammenfassung der Berichte und Beschlüsse.

Als Präsident des Verwaltungsrates eröffnete Dr. Karl von Winckler die Hauptversammlung und verwies erneut auf die Notwendigkeit, die Universität weiter zu fördern, obwohl es nicht einfach sei, private Opferfreudigkeit in einer Zeit anzusprechen, in der das Ansehen der Hochschule durch die Aktivitäten bestimmter Studentengruppen gelitten hat.

Die Mittel der Gießener Hochschulgesellschaft nehmen sich im Vergleich zu den Aufwendungen der öffentlichen Hand bescheiden aus und sind dennoch außerordentlich bedeutungsvoll. Sie sollen nicht die dem Staat obliegenden Verpflichtungen ersetzen, sondern dort für Forschung und Lehre zur Verfügung stehen, wo von anderer Seite nicht oder nicht ausreichend geholfen werden kann. Schnelles, unbürokratisches Helfen in solchen Fällen charakterisiert die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft.

Dr. von Winckler würdigte die hervorragende Zusammenarbeit mit dem Präsidenten der Universität, Prof. Dr. Paul Meimberg, mit dem Vizepräsidenten, Prof. Dr. Focko Weberling, sowie mit dem Kanzler der Justus Liebig-Universität, Karl Ludwig Wolf, und dankte herzlich für ihre stete Bereitschaft zur Kooperation.

Gleichzeitig richtete Dr. von Winckler seinen Dank an alle Mitglieder, die mit Beiträgen oder Spenden eine große Hilfe für die Hochschulgesellschaft waren, und besonders den zahlreichen Einzelpersonlichkeiten und Firmen, die freie oder zweckgebundene Spenden zur Verfügung stellten.

Aus dem Bericht des Verwaltungsrates

**Erstattet von Dr. Karl von Winckler,
Präsident des Verwaltungsrates**

Die Führung der laufenden Geschäfte lag wie bisher in den Händen des Vorstandes. An den Entscheidungen des Verwaltungsrates haben außer dem Vorstand der Gesellschaft auch der Delegierte des Verwaltungsrates, Herr Dr. Pflug, der Präsident sowie der Vizepräsident und der Kanzler der Universität

teilgenommen. Gemeinsam wurden hier die Aktivitäten der Gesellschaft besprochen und zukünftige Aufgaben und deren Realisierung festgelegt.

Vorstand und Verwaltungsrat sind auf der letzten Hauptversammlung neu gewählt worden, Änderungen durch Austritt oder Ausscheiden sind im Berichtsjahr nicht zu verzeichnen, so daß Vorstand und Verwaltungsrat heute in derselben Zusammensetzung amtieren wie vor einem Jahr. Satzungsgemäß erfolgt die Wahl der Mitglieder beider Gremien für drei Jahre, so daß Neuwahlen in diesem Jahr nicht vorzunehmen sind.

Innerhalb des Vorstandes hat Frau Prof. Dr. Helge Pross in der Zwischenzeit die Schriftleitung der Gießener Universitätsblätter übernommen. Die jetzt im siebenten Jahrgang erscheinenden Universitätsblätter sind ein wichtiges Mittel, um den Kontakt zwischen Universität und Öffentlichkeit zu pflegen. Der sehr weitgefächerte Inhalt dient diesem Ziel besonders gut. Anfragen aus dem Ausland von Persönlichkeiten und Wissenschaftlern, die eine besondere Bindung zu Gießen haben, zeigen, daß die Universitätsblätter dazu beitragen, alte Kontakte aufrechtzuerhalten und indirekt am wissenschaftlichen Geschehen der Universität teilzunehmen.

Im vorigen Jahr wurde zum Zweck der Mitgliederwerbung ein bebildeter Aufruf gedruckt, vom Finanzvorstand, Direktor Paul Engfer, verfaßt.

»Es ist heute schwer, Menschen für eine besondere Aufgabe zu interessieren und wenn es um die Förderung einer Hochschule geht, so bedarf es meist erst einer eingehenden Begründung. Die allgemeine Situation an den Hochschulen wirkt sich für unsere Arbeit psychologisch negativ aus. Der Prospekt hat hoffentlich einen Beitrag zur Pflege des Ansehens der Hochschulgesellschaft geleistet und ich möchte denjenigen Mitgliedern, die hier tätig waren, sehr herzlich danken. Gleichzeitig bitte ich alle Mitglieder darum, zu überlegen, ob sie den einen oder anderen in ihrem Freundeskreis für die Gießener Hochschulgesellschaft gewinnen könnten.«

Die Hochschulgesellschaft hatte sich für das Berichtsjahr 1973 drei größere Aufgaben gestellt:

Es wurde beschlossen, eine Sammlung Gießener Dissertationen aus dem 17. und 18. Jh. der Justus Liebig-Universität zur Verfügung zu stellen. Dies ist dank einer Spende von Herrn Dr. F. K. Flick auch geschehen.

Die Hochschulgesellschaft hatte weiterhin geplant, die technischen und finanziellen Voraussetzungen für die Herausgabe einer wissenschaftlichen Schriftenreihe durch die Justus Liebig-Universität zu schaffen. Für die erforderlichen Maschinen hat der Verwaltungsrat in seiner letzten Sitzung 40 000 DM zur Verfügung gestellt. Erfreulicherweise ist es dem Kanzler der Universität, Herrn Wolf, gelungen, einen Teil der Druckereiausrüstung aus anderen Quellen zu finanzieren, so daß 20 000 DM frei wurden. Beabsichtigt ist, diese Mittel

zum Anlaufen der Schriftenreihe in der Form zu benutzen, daß in den ersten drei Jahren ein jährlicher Betrag von 5000 bis 7000 DM, zusammen also rd. 20 000 DM, zur Verfügung gestellt wird. Es ist damit zu rechnen, daß ein Teil der Kosten der Schriftenreihe durch Verkauf wieder hereinkommt. Aufgrund der bisherigen Planung kann das Projekt nun beginnen. Manuskripte liegen bereits vor. Die Hochschulgesellschaft verspricht sich von der Schriftenreihe sehr positive Auswirkungen, weil sie die wissenschaftliche Arbeit der Universität wirkungsvoll dokumentieren kann und Forschungsergebnisse einem breiteren Leserkreis zugänglich macht. Damit wird eine weitere Brücke zwischen Universität und Öffentlichkeit geschlagen.

Die dritte Aufgabe, die für 1973 geplant war, die Einrichtung eines studentischen Kindergartens, stellte sich wegen ungelöster organisatorischer und finanzieller Fragen als zu schwierig heraus. Der Verwaltungsrat wird sich jedoch weiterhin damit beschäftigen.

Neben diesen einmaligen Großprojekten sind aus Mitteln der Gesellschaft im Kalenderjahr 1973 39 einzelne Maßnahmen, im wesentlichen Zuschüsse zur Teilnahme an Symposien, Kongressen, Forschungsreisen usw. im Gesamtbetrag von 33 677 DM gefördert worden. Diese Leistungen liegen um etwas mehr als das Doppelte über dem Aufwand des Vorjahres und konnten wesentlich zur Verbesserung des wissenschaftlichen Lebens und zur Pflege nationaler und internationaler Kontakte der Universität beitragen.

»Weiterhin wurden im Kalenderjahr 1973 54 zweckgebundene Spenden in Höhe von insgesamt 149 702 DM vermittelt. Allen Spendern möchte ich an dieser Stelle im Namen der Hochschulgesellschaft sehr herzlich danken. Die zweckgebundenen Spenden spielen für die Forschung eine sehr große Rolle und sind, da sie fast vollständig aus der Wirtschaft kommen, ein Beweis für das nach wie vor gute Verhältnis zwischen Wirtschaft und Wissenschaft.

Zur finanziellen Situation unserer Gesellschaft am 31. 12. 1973 ist zu sagen, daß es uns 1973 gelungen ist, den großen Fehlbetrag von rd. 97 000 DM aus dem Jahre 1972 wenigstens teilweise wieder hereinzubringen. Dieser Fehlbetrag war 1972 durch die Förderung zweier großer Maßnahmen entstanden, die über die laufenden Einnahmen der Gesellschaft hinausgingen, nämlich die Einrichtung des Gästehauses und die Anschaffung des neuen Universitätsbusses. Wir mußten 1974 und in den folgenden Jahren noch restliche 54 000 DM aufbringen, um auf den alten Stand von 1971 zu kommen. Wir haben ja die Absicht, den Grundstock unseres Vermögens zu erhalten und unsere Förderungsmaßnahmen aus den Erträgen dieses Vermögens zu bezahlen.«

Das Beitragsaufkommen hat sich im Jahre 1973 auf ungefähr der gleichen Höhe von rd. 36 000 DM gehalten, während die Spenden, insbesondere die zweckgebundenen, gegenüber dem Vorjahr erfreulicherweise um 22 Prozent

gestiegen sind, nämlich auf 181 702 DM. Bei einer Bilanzsumme von 578 249 DM sind die Verwaltungskosten von 1135 DM gering. Das ist darauf zurückzuführen, daß die gesamte Arbeit der Gesellschaft ehrenamtlich geleistet und ein großer Teil der Sachausgaben von dritter Seite kostenlos übernommen wird.

Neben dem bisherigen Programm hat der Verwaltungsrat für 1974 drei größere Maßnahmen in die Wege geleitet:

1. Förderung einer historisch-demographischen Untersuchung im Raum Gießen,
2. Unterstützung der »Ökologischen Forschungsstation Edersee« der Justus Liebig-Universität,
3. Sonderaktion zur Beschaffung von Mitteln für die Bibliothek des Zentrums für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung.

Der Bericht schloß mit einem nochmaligen Dank an die Mitglieder, die der Gesellschaft die Treue gehalten haben, an die Spender, die der Hochschulgesellschaft weitere Mittel zur Verfügung stellten und an den Vorstand, der die Geschäfte der Gesellschaft führte.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes

Erstattet von Prof. Dr. Richard Kepp,
Vorsitzender des Vorstandes

Vorstandssitzungen der Gießener Hochschulgesellschaft fanden am 19. 11. 1973 und 7. 6. 1974 statt. Einige Fragen, die eine rasche Erledigung erforderten, konnten durch Umlaufverfahren geklärt werden.

Der Mitgliederstand hat sich in der Zeit vom 1. 1. 1973 bis 31. 12. 1973 wie folgt entwickelt: Drei Mitglieder sind verstorben, 23 Mitglieder sind ausgetreten, 27 Personen erklärten ihren Beitritt zur Gießener Hochschulgesellschaft. Der Mitgliederstand war somit am Ende des Jahres 1973 im wesentlichen der gleiche wie seit einigen Jahren, obwohl die Werbung für die Gesellschaft weiterhin so intensiv wie möglich betrieben wurde. Insbesondere hoffen wir, daß diejenigen, die durch die Hochschulgesellschaft eine Förderung erfahren, das mit dem Erwerb der Mitgliedschaft honorieren. Das gleiche gilt für Hochschullehrer, die neu an die Justus Liebig-Universität berufen werden.

Die während des letzten Jahres von der Gießener Hochschulgesellschaft geförderten Forschungsvorhaben sind über ein breites Spektrum verschiedener Fachgebiete verteilt. Es wird immer wieder anerkennend hervorgehoben, wie

sehr die unbürokratische und schnelle Bearbeitung der Anträge zur Förderung der Projekte beiträgt. Die Etatmittel der Universität oder auch von anderer Seite zur Verfügung gestellte Mittel reichen nach wie vor nicht aus, um wichtige wissenschaftliche Vorhaben an der Universität zu fördern, wozu die relative Verringerung des Universitätsetats infolge der Geldentwertung nicht unerheblich beiträgt. Auch im vergangenen Jahr wurden mehrere wissenschaftliche Untersuchungen mit Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft ermöglicht. In einigen wenigen Fällen mußten Anträge auf Förderung, die satzungsgemäß nicht zu den Aufgaben der Gesellschaft gehören, abgelehnt werden.

Insgesamt glaubt der Vorstand erneut feststellen zu können, daß die, wenn auch beschränkten, Mittel der Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft an der Universität Gießen beigetragen haben.

Beschlüsse

Aus der gemeinsamen Sitzung von Vorstand und Verwaltungsrat am 21. Juni 1974

Vorstand und Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft faßten einstimmig den Beschluß, die folgenden drei Projekte zu fördern:

1. Für eine historisch-demographische Untersuchung im Raum Gießen werden dank der Initiative von Herrn Dr. jur. W. Rumpf, Mitglied des Verwaltungsrates, 6000 DM zur Verfügung gestellt.
2. Die »Ökologische Forschungsstation Edersee« der Justus Liebig-Universität erhält von der Gießener Hochschulgesellschaft 15 600 DM für die Anschaffung eines Spektralphotometers.
3. Durch eine Sonderaktion der Freunde und Förderer der Gießener Universität soll die Bibliothek des Zentrums für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung einen Betrag von 20 000 DM zur Ergänzung der Bücherbestände erhalten.

Aus der Hauptversammlung am 21. Juni 1974

Dem Antrag auf Entlastung von Vorstand und Verwaltungsrat entspricht die Hauptversammlung einstimmig. Dem Vorschlag, die Herren Dr. Pflug und Rinn als Rechnungsprüfer für das Geschäftsjahr 1974 zu wählen, wird einstimmig gefolgt.

Aus dem Bericht des Universitätspräsidenten Prof. Dr. Paul Meimberg*

Besorgnis über eine immer konfusere Bildungspolitik und zunehmende externe Restriktionen äußerte Prof. Dr. Paul Meimberg vor der Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft am 21. Juni 1974. »Die von außen kommenden Einflüsse auf die Universität haben uns im vergangenen Jahr weit mehr beunruhigt als innere Probleme.«

Als grundlegende Aufgaben, die auf der Ebene der Fachbereiche zu erfüllen waren, nannte der Präsident: die Erarbeitung neuer Studienprogramme, Habilitations- und Promotionsordnungen. Die Notwendigkeit, unterhalb der Fachbereiche eine leistungsfähige Gliederung zu schaffen, sei im vergangenen Jahr immer deutlicher geworden. Die demokratischen Verfahren der Personalergänzung und Mittelverteilung, die sehr viel mehr Personen, Gremien und Untergremien als früher beschäftigen, hätten die Arbeit komplizierter gemacht. Die Aufgabenbewältigung hänge maßgeblich von den Verhaltensweisen, insbesondere von der Kooperationsbereitschaft der Beteiligten ab.

Im Konvent sei die Zusammenarbeit in einer wichtigen Frage, der Beratung einer Satzung im Jahre 1972, bemerkenswert gut gewesen. Im Berichtsjahr habe allerdings die Wirksamkeit des Konvents unter dem Mangel an echten Aufgaben gelitten.

In den Hauptausschüssen der Universität wurde im allgemeinen positive Arbeit geleistet. Im Ständigen Ausschuß für Lehr- und Studienangelegenheiten, dem auch vier Studenten angehören, wurden beim Aufbau eines Studienberatungssystems gute Erfolge erzielt. Gegenwärtig läuft mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft ein »Modellversuch Studienberatung« an der Gießener Universität, der den Studenten Umwege im Studium ersparen und die Abbruchquoten vermindern soll. In der Zuständigkeit desselben Ausschusses liegt weiter ein Modellversuch zur Neuordnung des naturwissenschaftlichen Grundstudiums für Medizin, Veterinärmedizin, Agrarwissenschaft, Haushalts- und Ernährungswissenschaften, dessen erste Resultate das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft positiv beurteilt hat.

Der Kooperationsbereitschaft der Ausschußmitglieder ist auch die Verabschiedung eines Rahmenkonzepts für den Aufbau von Studienprogrammen in den Fachbereichen zu verdanken. Damit wird eine Abstimmung zwischen den

* Eine ausführliche Darstellung der Lage und Entwicklung der Justus Liebig-Universität im Jahre 1973 enthält der Rechenschaftsbericht des Präsidenten, der im JLU-FORUM Nr. 47 vom September 1974 veröffentlicht ist und bei der Pressestelle der Justus Liebig-Universität, 63 Gießen, Ludwigstraße 34, angefordert werden kann.

Wissenschaftlern in den einzelnen Disziplinen und ein hoher Lernerfolg bei den Studenten angestrebt.

Der Ständige Ausschuß II für Organisation und Forschung hat ebenfalls fruchtbare Arbeit geleistet. Neben anderen Fragen hat er das schwierige Problem einer Neuorientierung der landwirtschaftlichen Fachbereiche behandelt. Die neuen Schwerpunkte sollen in den Ernährungs- und Nahrungswissenschaften, aber auch auf dem Gebiet der Umweltsicherung liegen. Es komme jetzt darauf an, zukunftsweisende Ausbildungsgänge zu entwickeln, die den Absolventen gute Berufschancen sichern.

Zur Forschungsförderung, die ebenfalls in der Kompetenz des Ständigen Ausschusses II liegt, äußerte sich Prof. Meimberg skeptisch. »Fiskalische Restriktionen werden uns immer mehr bedrücken, so daß die Erhaltung der Forschung an der Universität noch schwieriger wird.« Der Präsident empfahl als Gegenmittel die Bildung von Forschungsschwerpunkten; es sei leichter, dafür Drittmittel zu erhalten. Neben den beiden schon bestehenden Sonderforschungsbereichen »Virologie« und »Vergleichende Forschung in der Nervenheilkunde und Psychosomatik« hat die Universität einen Sonderforschungsbereich für Gerontologie beantragt, an dem Mediziner, Ernährungswissenschaftler, Psychologen und Soziologen beteiligt sind. Darüber hinaus liegt der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Antrag zur Errichtung eines Schwerpunktes auf dem Gebiet der Osteuropaforschung vor. Vorgesehen ist auch, ein Zentrum für Regionale Entwicklungsforschung zu schaffen. In Verbindung mit diesem Zentrum sollen die naturwissenschaftlichen Fächer des bereits bestehenden Tropeninstituts in einer eigenen Organisation weiterentwickelt werden.

Der Ständige Ausschuß II ist ferner verantwortlich für die Personalstruktur, ein Kernstück der Universitätsreform. »Es zeigt sich immer mehr, daß die vom Universitätsgesetz vorgeschriebene Umwandlung der Personalstruktur ein Rudiment bleiben wird, weil die Mittel dafür nicht aufgebracht werden können.«

Der dritte zentrale Ausschuß — Haushaltsangelegenheiten, Hochschulentwicklungsplan, elektronische Datenverarbeitung — mußte im Berichtsjahr gleichfalls ein umfangreiches Programm bewältigen. Seine wichtigsten Aufgaben: die bauliche Entwicklung, Haushaltsplanung und Verteilung der Haushaltsmittel sowie die Ausstattung von Professuren, werden vor dem Hintergrund eines mittel- bis langfristigen Entwicklungsplans der Universität bearbeitet. Dieser gesetzlich vorgeschriebene Plan konnte nicht, wie vorgesehen, 1973/74 abgeschlossen werden. Verantwortlich dafür waren

- der Mangel an externen Planungsvorgaben,
- fehlende Zielvorstellungen und Programme seitens der Fachbereiche,
- Mängel im Planungsinstrumentarium.

»Insbesondere die Zusammenarbeit mit den übergeordneten Planungsinstanzen ließ zu wünschen übrig«, sagte Prof. Meimberg. Die Analyse des vorliegenden, wenn auch unvollständigen Datenmaterials wird den Fachbereichen zugeleitet, um sie zum Überdenken ihrer Zielvorstellungen und Programme anzuregen.

Der Ständige Ausschuß IV hat bei der Rationalisierung und Koordinierung des Bibliothekwesens weitere Fortschritte gemacht. Schwierigkeiten ergaben sich vor allem aus der zunehmenden Verknappung der Mittel für Bücher bei gleichzeitig wachsenden Anforderungen an die Bestände.

Trotz der vergleichsweise hohen Kooperationsbereitschaft auf der unteren und der zentralen Ebene sei zu bemerken, daß der für die Selbstverwaltung notwendige Aufwand oft als bedrückend und ineffizient empfunden werde. Das liege nicht nur an der Fülle der Aufgaben zu Beginn der Umstrukturierung, sondern vor allem an dem komplizierten, langen Entscheidungsprozeß und der Gesamtgliederung der Universität in zu viele Fachbereiche, die eine Zusammenarbeit zwischen oben und unten außerordentlich erschwere.

Zur Frage politischer Konflikte an der Universität äußerte Prof. Meimberg seine Besorgnis über bestimmte Entwicklungen in der Berufungspolitik sowie über den Vorlesungsboykott am Ende des WS 1973/74, der trotz der Mitbestimmung aller Gruppen in den Gremien der Universität in Gang gesetzt worden sei. »Positiv ist gewesen, daß der Widerstand gegen die Initiatoren des Boykotts deutlich spürbar wurde.«

Skeptisch beurteilte Prof. Meimberg die Verabschiedung eines Bildungsgesamtplans:

1. seien die Finanzminister nicht bereit und in der Lage, diesen Plan zu finanzieren,
2. sei das Mißverhältnis zwischen Abiturienten einerseits, Studienplätzen und beruflichen Möglichkeiten andererseits nach wie vor ungelöst.

Fest stehe, daß der Zugang zur Hochschule immer stärker verschlossen werde. An eine Expansion des Lehrkörpers sei nicht mehr zu denken. »Wir werden mehr und mehr dazu gezwungen, die Zulassung in einem Fach nach dem anderen zu steuern.«

Der Präsident dankte allen Mitgliedern der Hochschulgesellschaft, deren Engagement es ermöglicht habe, die Arbeit Gießener Wissenschaftler zu erleichtern. Seinen Dank richtete Prof. Meimberg auch an den Bildhauer Gerhard Marcks, der der Universität die Kopie einer Bronzeplastik »Der fröhliche Hengst« gestiftet hat, und an das Land Hessen, das Guß- und Transportkosten trägt.

Im Namen der Gießener Hochschulgesellschaft dankte Dr. von Winckler für den Bericht des Präsidenten und gab der Hoffnung Ausdruck, daß es auch

künftig an den Universitäten Männer geben werde, die sich trotz zahlreicher Schwierigkeiten, Enttäuschungen und persönlichen Unannehmlichkeiten nicht entmutigen lassen, sondern die Entwicklung sachlich beurteilen und lenken können.

Numerus clausus an der Justus Liebig-Universität

Aufnahmequoten im Wintersemester 1974/75

Die Zulassungsbeschränkungen gelten für Studienanfänger. Die Zulassung für höhere Semester erfolgt »nach Maßgabe freier Plätze«.

Studiengang/ Studiengangkombination	Höchstzahlen für das erste Fachsemester Winter 1974/75	Jahresquoten (WS 1974/75) + SS 1975)
Medizin	120	240
Zahnmedizin	30	60
Tiermedizin	140	140
Psychologie	100	100
Haushalts- und Ernährungswissenschaften	100	200
Biologie, Diplomstudiengang, Lehramt an Gymnasien	80	100
Chemie, Diplomstudiengang	100	165
Biologie, Wahlfach für die Lehrämter an Grundschulen, Haupt- und Realschulen oder Sonderschulen	40	80
Mathematik, Wahlfach für die Lehrämter an Grundschulen, Haupt- und Realschulen oder Sonderschulen	250	250
Kunst, Wahlfach für die Lehrämter an Grundschulen, Haupt- und Realschulen oder Sonderschulen	120	120
Lehramt an Sonderschulen	50	50
Pädagogik	50	50

Weitere Zulassungsbeschränkungen sind zu erwarten.

Bilanz zum 31. Dezember 1973

AKTIVA	DM	PASSIVA	DM
1. Kassenbestand	32,26	1. Zweckgebundene Spenden	68 000,00
2. Bankguthaben	299 851,39	2. Zweckgebundene Erträge	9 156,26
3. Postscheckguthaben	289,83	3. Vermögen	501 093,53
4. Wertpapiere	278 075,31	(davon zweckgeb. Vermögen	
5. Konzertflügel	1,00	DM 50 000,00	
6. Vermögen aus Treuhand-		4. Verbindlichkeiten	
verwaltung DM 13 434,14	—	aus Treuhandverwaltung	
		DM 13 434,14	—
	<u>578 249,79</u>		<u>578 249,79</u>
	<u><u>578 249,79</u></u>		<u><u>578 249,79</u></u>

633 Wetzlar, den 29. März 1974

Engfer, Schatzmeister

Gewinn- und Verlustrechnung 1973

Aufwendungen	DM	Erträge	DM
1. Zuwendungen	186 883,56	1. Mitgliedsbeiträge	36 258,08
2. Porti	40,00	2. Spenden	181 702,91
3. Verwaltungskosten	1 135,33	3. Zinsen	34 304,14
4. Buchmäßiger Kursverlust	15 302,75	4. Kursgewinn	462,50
5. Sonstige Kosten	7 091,70	5. Sonstige Einnahmen	1 602,00
6. Überschuß	43 876,29		
	<u>254 329,63</u>		<u>254 329,63</u>
	<u><u>254 329,63</u></u>		<u><u>254 329,63</u></u>

Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden dem Prüfer bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen.

Die Buchführung und der Jahresabschluß 1973 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

63 Gießen, den 14. Mai 1974

R i n n

Dr. P f l u g

Buchbesprechungen

Wilhelm Blasius

Probleme der Lebensforschung

Physiologische Analysen und erscheinungswissenschaftliche Deutungen

rombach hochschul paperback

Verlag Rombach, Freiburg 1973, 226 Seiten.

Im Vorwort ist die Aufgabe klar gekennzeichnet, die Wilhelm Blasius sich gestellt hat: »eine Klärung der unterschiedlichen Begriffe und Methoden in der Lebensforschung vorzunehmen und an den wesentlichen Lebenserscheinungen die grundlegende *Gegenposition* von *erscheinungswissenschaftlicher* und *analytischer Denkweise* zu erläutern« (Hervorhebung vom Rf.). »... es kommt nicht darauf an, etwa einen der beiden Denkbereiche und seine Methoden herabzusetzen. Es gilt vielmehr, das Erscheinungsbild des Lebens neu zu zeichnen und in seiner Bedeutung für den lebendigen Zusammenhang *aller* Lebewesen und *aller* Bereiche der lebendigen Natur darzustellen« (Hervorhebung vom Autor).

Da wird also Naturphilosophie gewagt. Die erste Voraussetzung, sie wagen zu dürfen, ist beim Autor dadurch erfüllt, daß er, als Vorstand der Abteilung für Angewandte Physiologie des Physiologischen Institutes unserer Universität, ein vielseitiges Werk von Untersuchungen im Sinne der modernen Physiologie, das heißt der kausalen Analyse von Teilleistungen des Organismus vorzuweisen hat.

Die zweite erfüllte Voraussetzung kennzeichnet den Autor als einen Seltenen in unseren Tagen: Er lebt denkend von dem imponierend beherrschten Reichtum der denkenden Bemühungen um das Phänomen des Lebendigen in der Welt seit der Antike. Er denkt »Physiologie« noch im umfassenden Sinne des Aristoteles als Naturlehre mit einem Blick auf das Ganze. Und er denkt mit Goethe, Carus und Klages »erscheinungswissenschaftlich«.

In der weiten Spanne zwischen diesen beiden Positionen, in einem Feld betonter Antithesen, werden die Kapitel: Rhythmus und Polarität – Körperliche Bewegung und Übung – Menschliche Sprache – Raumsehvermögen und Farbumterscheidungsfähigkeit – Zahlendenken – Gesundheit und ihre Erhaltung – abgehandelt.

Über die denkende Individualität Blasius ist alles gesagt, wenn er das Tobler-Goethesche Fragment »Die Natur« an den Abschluß seines Buches stellt. Vor aller je immer nur möglichen Kausalanalyse des Lebendigen werden diese Worte stehen bleiben als die letztmögliche Näherung der Sagbarkeit an das Geheimnis des lebendig Seienden.

Der Referent hat den Kontrast als dominierend empfunden zwischen diesem Zitat und den über 30 Diagrammen im Text, auf denen kausalanalytische Befunde an Lebewesen als Kurven zwischen Abszisse und Ordinate eingesperrt sind. Die Notwendigkeit solcher Darstellungen für teilinhaltliche Erklärungen steht nicht zur Diskussion. Aber dem Referenten erscheinen sie und die mathematischen Formeln, die als letzte Essenz aus ihnen abzuleiten sind, immer als erschreckende Beispiele für die Isolation, in die hinein die Kausalanalyse uns vom Wesentlichen des Lebendigen entführen kann. Wenn diese Art von Resultaten hier aus eigenen Forschungsarbeiten des Autors und aus anderen so massiert vorgebracht wird, dann ist der Satz des Autors begreiflich, aus dem regressus in infinitum beim Vordringen auf der Ursachenkette rühre: »das ewige Unbefriedigtsein des Naturwissenschaftlers im engeren Sinne, da alle seine Bemühungen ziellos und daher vergebens sind«.

Die Rettung aus solcher Apodiktik liegt vielleicht bei dem »im engeren Sinne«. Der Referent fragt sich, ob die Verengung, in die die Kausalanalyse führen kann, unbedingt bis an die Grenze der Hoffnungslosigkeit geführt werden darf, oder ob es nicht einen Weg gibt, diese Gefahr zu vermeiden. Ob die Brauchbarkeit der analytisch gewonnenen Einsichten nicht daran gemessen werden müsse, wie lange sie noch in einen Sinnbezug zum gegebenen

Ganzen hin gebracht werden können. Und ob die immer wieder von neuem nötige Resynthese mit diesem Ziel nicht dem, der darum mit letzter Hingabe bemüht ist, vielleicht doch die Beglückung schenken könne, die überrationale Dimension dessen sehen zu dürfen, was die Kausalanalyse ihrer prinzipiellen Begrenztheit wegen stehen lassen muß.

Der Autor hat mit Recht die Beziehungslosigkeit des physiologischen Experiments zu den natürlichen Bedingtheiten der befragten Lebewesen an mehreren Stellen nachgewiesen. Es fällt einem dabei das Wort von Johannes Müller ein, man dürfe die Natur nur auf irgend eine Weise gewalttätig versuchen, sie werde uns in ihrer Not eine leidende Antwort geben. Unser Leitbild für die Analyse der Physiologie der Gestalt, Hans Spemann, hat uns gezeigt, wie diese Sackgasse vermieden werden könne: Durch die «Unterhaltung» mit dem lebendigen Gegenüber, durch den primären Respekt vor der Gleichwertigkeit der einander begegnenden Seinsgegebenheiten. Der Fragende kommt dann, wenn so verfahren wird, schließlich zu der Überzeugung, daß, mit Spemanns Worten: »der Andere der Klügere von uns beiden ist«.

Das ist, will dem Referenten scheinen, eine dem Lebendigen adaequatere Näherung an die Grenze zur anderen, zur rational-scientistisch unzugänglichen Welt hin, als ein physiologisches Laboratorium sie liefern kann, wenn dort das befragte Lebewesen zum bloßen Objekt immer komplizierterer Apparaturen erniedrigt wird.

Dort wird dann die Hoffnungslosigkeit vor dem Trümmerhaufen der Quantitäten so groß, daß nun das Heil in der zweiten dem Menschen möglichen Weltbeziehung gesucht werden muß, in der antianalytischen, sinnfällig Qualitäten erlebenden Anschauung.

«Wesensforschung und Ursachenforschung schließen sich gegenseitig aus» – so steht es wörtlich bei Blasius und eine Vermischung naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Verfahren und Gedanken wird man ihm nicht vorwerfen können. Aber der Referent fragt sich vor seinem Handexemplar, in dem zustimmende und ablehnende Marginalien sich die Waage halten, ob diese beiden Formen der Weltbeziehung sich nicht gegenseitig warnen sollten vor Grenzüberschreitungen im eigenen Felde. Was über die Hybris der Kausalanalyse gesagt wurde, gilt gleichermaßen für die metaphysische Über-Interpretation im philosophischen Bereich. Gemeint ist damit Klages, zu dessen Werk sich Blasius durch sein Buch ausdrücklich bekennt. Der Referent verweigert hier die Gefolgschaft in so viel «metaphysische Verbissenheit» hinein. Diese Kennzeichnung von Klages steht in einer vortrefflichen Abhandlung, die R. A. Reinle (Universitätsbibliothek Basel) kürzlich (1973) unter dem Titel «Erlebniswelt und Wissenschaftswelt» geliefert hat. Dort findet sich auch eine Kennzeichnung der Behutsamkeit, mit der A. Portmann immer wieder den Blick seiner Leser auf die Erlebniswelt hinführt. Weder Portmann noch Spemann kommen im Buch von Blasius vor, wie der vorzügliche Index ausweist.

Unabhängig von solchen Einwänden findet der Referent sich durch dieses Buch beschenkt, weil es Sätze enthält wie diesen: «Die Würde des Menschen kann nur bei einer ehrfürchtigen Haltung vor dem lebendigen Kosmos erhalten bleiben, die gleichsam seine Dankbarkeit für das ihm verliehene Leben zum Ausdruck bringt».

Das Buch von Blasius ist ein passionierter Ausbruch aus der geistigen Stummheit, in die unsere Universitäten geraten sind. Als ein persönliches Bekenntnis aus dem reichen Fundus der geistigen Welterfahrung eines Naturforschers ist es eine Herausforderung, die rechte Balance zu suchen im Raum zwischen den beiden Welten, in dem wir leben dürfen. Möge es viele geben, die ernstlich bereit sind, sich dieser Herausforderung zu stellen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Wulf Emmo Ankel

Montagearbeiter in der DDR

Eine empirische Untersuchung über Industriebauarbeiter in den volkseigenen Großbetrieben. Soziologische Texte, Bd. 90, Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973, 266 Seiten.

Über Montagearbeiter wurden in der DDR schon Romane geschrieben und Filme gedreht. Ideologisch überhöht, gelten sie als Erbauer des Sozialismus. In der Tat spielt diese zahlenmäßig kleine Arbeiterschicht eine bedeutende Rolle nicht nur im ostdeutschen Industrialisierungsprozeß. Von ihrer Tätigkeit hängt die rechtzeitige Fertigstellung der Kraftwerke, Raffinerien und Fabrikanlagen ab. Je kürzer die Bauzeit, um so eher können die Werke produzieren, Gewinne erwirtschaften und die hohen Investitionskosten abtragen. Terminverzögerungen bringen doppelten Verlust: geringere Einnahmen durch den verspäteten Produktionsausstoß und höhere Ausgaben für Arbeitskräfte, Baumaschinen und Werkzeuge. Dieter Voigt, seit 1973 Professor für Soziologie an der Justus Liebig-Universität, Gießen, hat die Montagearbeiter und ihre Welt als erster in einer empirischen Untersuchung beschrieben. Seine Monographie ist ein wichtiger Beitrag sowohl zur Industrie- und Berufssoziologie als auch zur konkreten DDR-Forschung. Darüber hinaus ist die Lektüre auch jenen zu empfehlen, die in der DDR das Modell für gesellschaftliche Veränderung in der Bundesrepublik sehen.

Die Entstehungsgeschichte des Buches beginnt in den sechziger Jahren, als sich mit der Einführung neuer Wirtschafts- und Leitungsprinzipien in der DDR auch die Einstellung zur empirischen Sozialforschung wandelte. Westliche Methoden wurden in großem Umfang rezipiert und auf ihre Anwendbarkeit unter »sozialistischen Verhältnissen« überprüft. Ein Problem, das die SED damals mit Sorge beobachtete, war der enorme Arbeitskräftewechsel zwischen den volkseigenen Großbetrieben, der zu großen wirtschaftlichen Verlusten führte. Appelle an das Bewußtsein der »Werkstätigen« versagten, und administrative Maßnahmen hatten wenig Erfolg. Kein Wunder, daß einer der größten Industriekonzerne in der DDR, die VVB Chemieanlagen, eine soziologische Untersuchung über die Montagearbeiter und deren Fluktuationsgründe großzügig unterstützte.

Mit der Erhebung beauftragte sie den damaligen Arbeits-Psychologen Dieter Voigt, der zur Vorbereitung der Studie als Helfer, Facharbeiter und schließlich als Montageleiter tätig war. In den Jahren 1965/66 wurden auf fünf repräsentativen Großbaustellen der DDR über 900 Schlosser, Rohrleger, Schweißer, Isolierer, Elektriker und Angehörige anderer Montageberufe während der Arbeitszeit nach einem an westlichen Standards orientierten Fragebogen interviewt.

Es gelang Voigt, das Material 1969 in die Bundesrepublik zu bringen, wo er es ohne Rücksicht auf mögliche ideologische Vorbehalte auswerten konnte. Die Arbeit wurde von Frau Prof. Dr. Helge Pross betreut, 1971 als Dissertation angenommen und zwei Jahre später in Buchform herausgegeben.

Der Autor vermittelt eine Fülle von statistisch gesicherten Einblicken in Meinungs- und Verhaltensstrukturen ostdeutscher Arbeiter. Im Mittelpunkt der Analyse steht die Frage, inwieweit die sozialistischen Verhältnisse die Situation der Lohnabhängigen verbessert und einen Arbeiter neuen Typs hervorgebracht haben. Voigt mißt die empirischen Daten am Anspruch der marxistischen Gesellschaftslehre, an offiziellen Verlautbarungen und an ähnlichen Untersuchungen in der Bundesrepublik. Die Gegenüberstellungen machen die Diskrepanz zwischen sozialistischer Theorie und Praxis ebenso sichtbar wie das Gefälle in materiellen Lebensbedingungen und subjektiver Zufriedenheit bei Arbeitern in West und Ost.

Arbeits- und Lohnzufriedenheit, Informationswünsche, zwischenmenschliche Beziehungen auf den Baustellen, Betriebsverbundenheit, Einstellung zu Funktionären und Organisationen, Fluktuation und Berufsmobilität werden analysiert und Daten zu wirtschaftlicher Lage, Interessen, Freizeit, fachlicher Ausbildung und Wohnverhältnissen der Monteure vorgelegt.

Das Montageleben unterscheidet sich in vielem von der Fabrikarbeit. Die Baustellen liegen oft weitab vom Zuhause der Arbeiter. Wer nicht täglich heimfahren konnte – nur 4 Prozent besaßen ein Auto – hatte sich meist in den Gemeinschaftsunterkünften am Montageort einquartiert. Dort oder in einer Gaststätte verbrachten die Monteure im allgemeinen ihre knappe Freizeit. Bei einem 10- bis 14stündigen Normalarbeitstag blieb wenig Raum für eigene Interessen. Die Bauleute nahmen das spartanische Leben, die Trennung von ihren Angehörigen, Überstunden, Unfallgefahr, Witterungseinflüsse, körperlich schwere Arbeit und andere Strapazen für ein in der DDR vergleichsweise hohes Einkommen in Kauf. Mit einem Bruttoverdienst von durchschnittlich 865 Mark, der sich aus Lohn, einer steuerfreien Aufwandsentschädigung (Auslösung), Zulagen, Wegegeld und Prämien zusammensetzte, waren sie die bestbezahltesten Produktionsarbeiter in der DDR. Dennoch verbrauchte die Mehrzahl der Montagearbeiter das Geld bis zum nächsten Zahltag – eine Folge des unregelmäßigen Lebens in der Fremde und zusätzlicher Kaufanreize durch Mangelwaren, die in den Baustellenläden angeboten wurden. Mehr als drei Viertel der Befragten fanden den Lohn zu niedrig. Im Betriebswechsel erkannten sie ein wirksames Mittel, um finanzielle Forderungen durchzusetzen. Schon für einen Mehrverdienst von 25 bis 50 Mark wollten 90 Prozent der Befragten in einem anderen Montagebetrieb anfangen. Begünstigt wurde diese Einstellung durch den Mangel an Fachkräften und die Tatsache, daß die Arbeiter in der staatlichen Einheitsgewerkschaft keine Interessenvertretung sahen, die höhere Löhne aushandeln konnte. Wichtige Fluktuationsgründe waren ferner das Angebot betriebseigener Neubauwohnungen und der Wunsch nach besseren Arbeitsbedingungen.

Allgemein wurde die Montage als Übergangsstadium betrachtet. Von den hohen Verdienstmöglichkeiten angelockt, kamen zahlreiche Ungelernte und Berufsfremde auf die Baustellen. Der Aufstieg zum Facharbeiter weckte später – besonders nach der Heirat – bei vielen den Wunsch, das »Zigeunerleben« aufzugeben. Statt auf die nächste Baustelle zu ziehen, wechselte mancher Monteur in das neuerrichtete Werk, um dort Reparatur- oder Instandsetzungsarbeiten auszuführen.

Eindrucksvoll belegen empirische Fakten, was sich bisher nur vermuten ließ: von der sozialistischen Arbeiterpersönlichkeit, von der Verwandlung der Arbeit in ein Lebensbedürfnis und größerer Zufriedenheit in volkseigenen Betrieben, von ideologischen Leistungsanreizen und einer besseren Arbeitsmoral fehlt jede Spur. »Die meisten Arbeiter gingen auf Montage, um mehr zu verdienen, aus jugendlichem Erlebnisdrang und dem Wunsch nach interessanter Arbeit bzw. guter Berufsausbildung« (S. 161). In den Lehrgängen sahen die Monteure keinen »gesellschaftlichen Auftrag«, sondern sie assoziierten Qualifizierung »... mit höherer Lohngruppe, interessanter und physisch weniger anstrengender Tätigkeit, Ansehen und Mitsprache bei Umsetzungen« auf andere Baustellen (S. 157 f.). Die Befragten schätzten das betriebliche Bildungswesen recht positiv ein. 41 Prozent besuchten Kurse und 72 Prozent äußerten die Absicht, sich in den nächsten drei Jahren beruflich weiterzubilden. Ein Vergleich mit der Bundesrepublik wäre hier angebracht gewesen!

Problematisch ist – und darauf weist der Verfasser hin – bis zu welchem Grade sich die Ergebnisse auf die Gesamtheit der Werk tätigen in der DDR verallgemeinern lassen. Sicher gelten sie tendenziell auch für jeden Durchschnitts-VEB. Freilich hat dort die Partei bessere Möglichkeiten der Beeinflussung als auf den Großbaustellen. Montagearbeiter verfügen nicht nur über eine größere Dispositionsfreiheit am Arbeitsplatz, sondern sind auch politischer Repression weniger ausgesetzt. »Seine Arbeits- und Lebensverhältnisse entziehen den Industriebauarbeiter weitgehend ideologischer Formierung, weshalb sich die SED bei ihm vor allem auf Leistungssteigerung konzentriert« (S. 159 f.). Die Abneigung gegenüber der Funktionärsschicht verringerte sich damit nicht, denn durch »Neue Normen« sahen die Arbeiter ihren Verdienst gefährdet. Die empirischen Daten zeigen das deutlich: Rund 75 Prozent der Bauleute kannten nicht einmal den SED-Sekretär dem Namen nach, und fast ebenso viele verneinten die Frage, ob sich Partei und Gewerkschaft auf der Baustelle für sie einsetzen. Dies wiegt um so schwerer, als es sich bei den Montagearbeitern um Vertreter einer Klasse handelt, in deren Interesse die SED zu handeln vorgibt und aus deren Existenz sie die Legiti-

mation ihrer Herrschaft ableitet. Zudem ist das eine bemerkenswert offene Kritik in einem Land, wo die freie Meinungsäußerung atypisch ist. Die mutigen Antworten über die heiligen Kühe der DDR gründen wahrscheinlich auf dem vom Autor beschriebenen hohen Selbstwertgefühl der Monteure, das durch die Dringlichkeit der Investitionsvorhaben, den Mangel an Fachkräften und das Bewußtsein, Pionierarbeit zu leisten, noch erhöht wird. »Trotz wechselnder und heterogener Zusammensetzung der Arbeitsgruppen herrschte ein furchtloses, offenes und kameradschaftliches Verhältnis . . . Man lebte in einer beeindruckenden Welt der Technik; unter sich und aufeinander angewiesen.« (S. 93)

Bleibt die Frage, ob die Daten aus einer Erhebung im Jahre 1966 auch heute noch gültig sind. Der Verfasser stellt dazu den eigenen Beobachtungen einen Bericht von Günter Mittag vor dem Zentralkomitee der SED aus dem Jahre 1970 gegenüber. Dort äußerte sich der ZK-Sekretär mit Bestürzung über Arbeitsmoral und Einstellung zum Volkseigentum:

»Dem Politbüro liegen Fotos von Untersuchungen auf Baustellen vor, die eine nicht mehr zu überbietende Unordnung und Verschwendung von wertvollsten Materialien und Ausrüstungen zeigen und mit Worten kaum noch zu beschreiben sind.« Und weiter: »... allein die an einem Tage der Kontrolle auf der Baustelle Kernkraftwerk Nord Lubmin festgestellten Materialverluste betragen schätzungsweise eine halbe Million Mark«(zit. nach Voigt, S. 87).

Die Kritik an den Verhältnissen in der DDR besagt freilich nicht, daß es damit in der Bundesrepublik immer besser bestellt ist. Erst die Konfrontation mit einer Erhebung, die 2200 Industriebauarbeiter in der Bundesrepublik erfaßte und jetzt in Gießen ausgewertet wird, kann die Ost-West-Unterschiede, aber auch die Gemeinsamkeiten der Montagearbeiter in beiden Teilen Deutschlands klar herausstellen. Voigts Buch zeigt, daß sich eine durch Lohn und andere Vorteile privilegierte Arbeiterelite trotz zwanzigjähriger politischer Beeinflussungsversuche dem kommunistischen Idealbild nicht genähert hat. Inwieweit sie sich dennoch in Einstellungen und Lebensweise von der westdeutschen Gruppe entfernte, soll im Systemvergleich sichtbar werden.

Manfred Messing

Biographische Notizen

Hans Matthöfer, geb. am 25. September 1924 in Bochum. Besuch der Volksschule, Arbeiter, kaufmännischer Angestellter. 1943/45 Kriegsdienst. 1948 Sonderreifeprüfung. 1950 Eintritt in die SPD. 1948–1953 Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Frankfurt/Main und Madison (Wisconsin), USA; Abschluß als Diplom-Volkswirt.

1953 Mitarbeiter der Abteilung Wirtschaft vom Vorstand der IG Metall. 1957–1961 Mitglied der OEEC-Mission in Washington und Paris. 1961 Leiter der Abteilung Bildungswesen beim Vorstand der IG Metall; Mitglied des Deutschen Bundestages, Mitarbeit im Ausschuß für Wirtschaft, Ausschuß für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Rechtsausschuß und Auswärtigen Ausschuß; Vizepräsident der lateinamerikanischen Parlamentariergruppe; Mitglied des Ehrenpräsidiums der deutschen Sektion von »Amnesty International«; bis Ende 1972 Herausgeber der Zeitschrift »Expres Espanol«.

1971–1973 Präsident des Kuratoriums der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer. 1972 Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit. 1974 Bundesminister für Forschung und Technologie.

Publikationen: »Der Unterschied zwischen den Tariflöhnen und den Effektivverdiensten in der Metallindustrie der Bundesrepublik« Frankfurt/Main 1956, »Technological Change in the Metal Industries« (zwei Teile) Paris 1961/62, »Der Beitrag politischer Bildung zur Emanzipation der Arbeitnehmer – Materialien zur Frage des Bildungsurlaubs« Frankfurt (Main) 1970, »Streiks und streikähnliche Formen des Kampfes der Arbeitnehmer im Kapitalismus« Frankfurt/Main 1971 sowie zahlreiche Artikel zu Fragen der Gewerkschafts- und Entwicklungspolitik.

Prof. Dr. jur. Klaus Kröger, geb. am 7. 7. 1929 in Meldorf (Schleswig-Holstein), studierte Rechtswissenschaft an den Universitäten Kiel, Freiburg/Br. und Bonn. Erste und Zweite Juristische Staatsprüfung in Baden-Württemberg; 1961 Promotion in Freiburg/Br.; Assistententätigkeit in Freiburg und Gießen; 1966 Studienrat im Hochschuldienst in Gießen; 1970 Habilitation in der Gießener Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät für Staatsrecht, Verwaltungsrecht und Politische Wissenschaft. Seit 1971 Professor im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Justus Liebig-Universität. Von 1966 bis 1972 nebenamtlicher Dozent für Staatslehre, Verfassungsrecht und Verwaltungsrecht an der Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt/M.

Karl Fink ist seit 1957 Mitglied, seit 1962 Vorsitzender des Personalrats der Universität. Geboren 1919 in Watzenborn-Steinberg, hat er nach Abschluß der Volksschule eine Lehre als Feinmechaniker an der Gießener Universität absolviert. Danach arbeitete er weiter in der Universität. 1939 ging er als Feinmechaniker an die Universität Berlin, wurde bald zum Militärdienst einberufen, geriet in Gefangenschaft und kehrte 1945 nach Gießen zurück. Hier war er zunächst wieder als Feinmechaniker, dann als Feinmechanikermeister und schließlich als Sicherheitsbeauftragter und Sicherheitsingenieur der Universität tätig. Aus Anlaß seines 40jährigen Dienstjubiläums wurde er im August 1974 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Neben seinen Arbeiten in der Universität nimmt er das Amt des Vorsitzenden im Hauptpersonalrat beim Hessischen Kultusminister wahr. Er arbeitet in der kommunalen Selbstverwaltung, ist Schöffe beim Landgericht Gießen, ist aktiv in der ÖTV und in der SPD tätig.

Hartmut Stieger, Dipl. rer. oec., geb. 1939 in Grevenbroich/Rheinland, Besuch des Humanistischen Gymnasiums in Kempen/Niederrhein. 1957–1966 Dienst in der Bundeswehr. 1963 bis 1964 Abendgymnasium und Abitur.

1966–1970 Studium der Wirtschaftswissenschaften in Gießen. Seit 1970 Mitarbeiter der Planungsgruppe an der Justus Liebig-Universität. Dissertationsthema: »Die ökonomischen Grundlagen von Lehre und Studium«.

Prof. Dr. Hermann Lübke, geb. am 31. 12. 1926 in Aurich/Ostfriesland, ist ordentlicher Professor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität in Zürich. Nach seiner Promotion in Freiburg, seiner Habilitation in Erlangen lehrte er an den Universitäten in Erlangen, Hamburg, Münster, Bochum und Bielefeld. Er war Mitglied des Senats der Ruhr-Universität Bochum in deren Gründungszeit und wirkte im Gründungsausschuß der Universität Bielefeld mit. Von 1966 bis 1970 war er als Staatssekretär für das Hochschulwesen im Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen im Kabinett Kühn (SPD) tätig.

Buchveröffentlichungen: *Die Hegelsche Rechte*, 1962. (Eine Textedition mit Einleitung.) *Politische Philosophie in Deutschland*, 1963. *Säkularisierung. Geschichte eines ideenpolitischen Begriffs*, 1965. *Theorie und Entscheidung*, 1971. *Bewußtsein in Geschichten*, 1972. *Hochschulreform und Gegenauflärung*, 1972.

Prof. Dr. phil. Peter Pütz, geb. am 10. Mai 1935 in St. Augustin-Menden bei Bonn. Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Freiburg/Breisgau und Bonn. 1963 Promotion, 1969 Habilitation. 1964/65 Visiting Assistant Professor an der University of Chicago. 1970 Professor für Deutsche Literaturwissenschaft an der Justus Liebig-Universität Gießen. 1973 Professor für Neuere Germanistik an der Universität Bonn.

Veröffentlichungen über Lichtenberg, Goethe, Büchner, Nietzsche, Thomas Mann, Handke sowie über Technik dramatischer Spannung »Die Zeit im Drama«, 1970.

Prof. Dr. phil. Hans Mieskes, geb. in Zeiden bei Kronstadt/Siebenbürgen am 17. 2. 1915. Absolvent des Lehrerbildungsseminars in Hermannstadt. Ab 1939 Studium in Jena: Erziehungswissenschaft, Psychologie und Theologie. Abschluß mit dem Dr. phil. (1941) und dem Theologischen Staatsexamen (1941). Mit einer Arbeit über: »Die Schulwirklichkeit. Aufbau, Funktion und Gehalt«. Habilitation 1948 in Jena für das Fach Erziehungswissenschaft. Als amtierender Professor noch zusätzliches Studium der Medizin, Abschluß 1958 in München mit dem Staatsexamen.

Berufliche Laufbahn: Professor mit vollem Lehrauftrag an der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena bis 1956; Lehrstuhlvertreter in Göttingen WS 1957/58 und SS 1958; Direktor des »Studienbüros für Jugendfragen« in Bonn 1958–1961; ab 1961 o. Professor für Pädagogik und Direktor des »Erziehungswissenschaftlichen Seminars und Instituts für Pädagogische Forschung« an der Justus Liebig-Universität zu Gießen, bis Herbst 1968 auch Direktor des »Instituts für Leibeserziehung«. Beide Institute wurden von ihm aufgebaut.

Schüler, Assistent und Nachfolger Peter Petersens in Jena; Lehrer, stellvertretender Leiter, später Leiter der Universitätsschule (»Jenaplan«) bis zu deren Auflösung; Gründer und Direktor des dortigen »Instituts für wissenschaftliche Erziehungs- und Bildungsberatung«, das eine zehnjährige umfangreiche Praxis entfaltete.

Der Autor ist Vertreter einer selbständigen Erziehungswissenschaft. Seine Arbeit gilt ebenso ihrem System wie der empirischen Verifikation ihrer Theorie. Zahlreiche Buch- und Zeitschriften-Veröffentlichungen widmen sich beiden Aspekten. Er bemüht sich ferner um die disziplinäre Differenzierung der Erziehungswissenschaft. Dazu steuerte er mehrere neue Ansätze bei, z. B. Pädopathologie, Geragogik, die Lehre von den Pädotropika und die moderne Spielmittelforschung, ferner entwickelte er übernommene Anregungen weiter zu einer Lehre von der pädagogischen Situation, der pädagogischen Führung und der Schulwirklichkeit.

Prof. Dr. phil. Odo Marquard wurde 1928 in Stolp/Pommern geboren. 1947–54 Studium der Philosophie, Germanistik, ev. Theologie und kath. Fundamentaltheologie in Münster und

Freiburg/Br. 1954 Promotion in Freiburg/Br. 1955–63 Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Münster. 1963 Habilitation und Privatdozent in Münster. 1965 bis 1967 Mitglied des Gründungsbeirats der Universität Bielefeld. 1965 ordentlicher Professor für Philosophie II und Direktor des Seminars für Philosophie der Universität Gießen. 1968 Ablehnung eines Rufs an die Universität Konstanz. 1970/71 Dekan der Philosophischen Fakultät; nach deren Ende Mitglied im Fachbereich Germanistik und im Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der Justus Liebig-Universität. — Buchveröffentlichungen: Skeptische Methode im Blick auf Kant (1958); Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie (1973).

Prof. Dr. phil. und Dr. phil. habil. Ottmar Kerber, Kunstgeschichte, Universität Gießen, geboren am 18. September 1902 in Wasserlos, Unterfranken. Studium der Kunstgeschichte, Archäologie, Literatur und Geschichte in Frankfurt und München. 1931 Promotion bei Wilhelm Pinder mit der Arbeit »Rogier van der Weyden und die Anfänge der neuzeitlichen Malerei«. Es folgten 1937 das Buch über »Hubert van Eyck« bei Klostermann, Frankfurt, und die Arbeiten über Robert Campin und Rogier van der Weyden im Jahrb. der preuß. Kstslgn. 1938 und in »Kritische Berichte«. — 1937 Dr. phil. habil. bei Hans Jantzen in München, Probevorlesungen bei Pinder in Berlin, Habilitationsschrift »Der Barbara-Altar von Meister Francke«. — 1939–1943 Vertretungsauftrag an der Universität Jena. Nach Kriegsende erschienen bei Kohlhammer in Stuttgart die Bücher »Von Bramante zu Lucas von Hildebrandt« und »Die Kunst im Wandel der Zeitalter«. — 1950 Lehrauftrag für Kunstgeschichte in Gießen. — 1964 im Deutschen Kunstverlag, München, »Gießen und die Wetterau«. — 1966 »Fragen um Jan van Eyck« in den »Nachrichten der Gießener Hochschulgeseilschaft, 1966«. Hubert van Eycks »Anbetung der Könige«, Fink Verlag, München, Festschrift für Prof. Groß; »Frühchristliche Kunst«, Grünewald Verlag, Mainz, Festschrift für Prof. H. Volk. — Zur Kunst unserer Zeit: »Paul Cezanne«; »Der Bildhauer Gerhard Marcks«; »Die Kette der Ehrensenatoren unserer Universität von Gerhard Marcks«; »Zum Werk Picassos« in den »Nachrichten der Hochschulgeseilschaft« und in den »Gießener Hochschulblättern«. Es erschienen Arbeiten im »Pantheon« über Jan van Eyck, Rogier van der Weyden und Meister Francke. In diesem Jahr erscheint in den Gießener Beiträgen zur Kunstgeschichte eine Gesamtdarstellung der künstlerischen Entwicklung Rogiers von der Weyden.

Carsten Niemitz, Dipl.-Biol., wurde am 29. 9. 1945 in Dessau/Anhalt geboren. Von 1965 bis 1970 studierte er Biologie und Anthropologie an den Universitäten Gießen und Freiburg. 1968–70 war er Mitglied des Gremiums Tutorenprogramm der Stiftung Volkswagenwerk an den Zoologischen Instituten der Justus Liebig-Universität und leitete zeitweise dessen Geschäfte. Noch während seines Studiums in Gießen arbeitete er am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt. Nach dem Examen zum Dipl.-Biologen 1971 führte er bis 1973 eine zoologische Expedition nach Sarawak (Ost-Malaysia, Borneo) durch. 1974 wurde er zum Fellow of the Borneo Research Council (Santa Barbara, Kalifornien) ernannt. Die Promotion zum Dr. rer. nat. findet im November dieses Jahres statt.

Dozent Dr. phil. Arthur E. Imhof, geb. 20. 4. 1939 in der Schweiz, 1959–1965 Studium der Allgemeinen und Wirtschafts-Geschichte in Zürich, Brüssel, Paris und Rom. Promotion in Zürich mit einer diplomatiegeschichtlichen Dissertation über den »Frieden von Vervins 1598« zwischen Frankreich und Spanien. 1965–1967 Lektor in den schwedischen Universitätsstädten Lund, Stockholm und Uppsala. Einarbeitung in die fünf nordischen Sprachen und die nordische Geschichte. 1967–1970 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität Gießen. 1970–1973 Forschungsbeauftragter des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Bevölkerungsentwicklung im Norden im 18. Jahrhundert. Wechselnde Wohnsitze in Kopenhagen, Lund, Stockholm, Helsinki, Oslo und Reykjavik. Aufnahme enger interdisziplinärer Zusammenarbeit für die Klarlegung historisch-ökologischer Bedingungen. 1973 Habilitation in mittlerer und neuerer Geschichte und Antritt der Dozentenstelle am Historischen Seminar der Uni-

versität Gießen. Seit 1972 zudem regelmäßige Vorlesungs- und Vortragstätigkeit an der medizinischen Fakultät der Universität Oslo auf dem Gebiet der Medizingeschichte. Zur Klärung historisch-demographischer auf Grund aktueller Geschehnisse wiederholte Studienreisen in die Entwicklungsgebiete Nordafrikas, des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens sowie Südamerikas. Mitglied der Société de Démographie Historique, Paris, der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft, der Historians of Early Modern Europe, Provo, Utah, USA, der südschwedischen medizinhistorischen Gesellschaft, Lund, der schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie korrespondierendes Mitglied der Society for the Social History of Medicine, London. Seit 1970 internationale Vortragstätigkeit und Publikationen in deutscher, französischer, englischer, schwedischer und norwegischer Sprache vor allem über sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen aus der europäischen Neuzeit. Ko-Autorschaft mit schwedischen und norwegischen Medizinnern und Medizinhistorikern.

Dr. phil. Adam Scheurer, geb. am 2. Dezember 1898 in Mainz, Schulrat a. D., studierte an der Technischen Hochschule Darmstadt, der Universität Frankfurt und an der Hessischen Ludwigs-Universität in Gießen. Promotion am 31. Juli 1924 in Gießen.

Außer seiner hauptamtlichen Tätigkeit als Lehrer und Schulaufsichtsbediensteter des Landes Hessen war er von 1926–1933 Lehrbeauftragter für Pädagogik und Psychologie am Seminar für Technische Lehrerinnen in Gießen, von 1952–1960 Leiter der Fachschule für Kindergärtnerinnen in Gießen, von 1953–1962 Lehrbeauftragter für Pädagogik und Psychologie am Landwirtschaftspädagogischen Institut in Gießen und von 1961–1970 Lehrbeauftragter in der Abteilung für Erziehungswissenschaften der Justus Liebig-Universität Gießen, sowie Mitglied des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes für das Lehramt an Grundschulen, Hauptschulen und Realschulen an der Justus Liebig-Universität. Über 30 wissenschaftliche Publikationen in pädagogischen Fachzeitschriften und ca. 40 Vorträge pädagogischen Inhaltes auf Tagungen oder öffentlichen Veranstaltungen. 1948 Einladung zu einer zwölfwöchigen pädagogischen Studienreise durch die USA, die von der National Education Association organisiert und von der Rockefeller Foundation finanziert worden war. Vergl. Gießener Universitätsblätter, Jahrgang II, Heft 2, Dezember 1969, S. 87.

Deutsche Genossenschaftskasse

Zentralbank der Genossenschaften



Geschäftsvolumen	15,0 Mrd. DM
Eigene Mittel	503,8 Mrd. DM
Kreditvolumen	8,5 Mrd. DM
Einlagen	8,5 Mrd. DM
Schuldverschreibungen	2,0 Mrd. DM



6 Frankfurt am Main · Taunustor 3
Postfach 2628
Telefon 25631

Freigebigkeit und Liebe zu den Wissenschaften haben noch niemand ruiniert ...

Vauvenargues

Die Gießener Universitätsblätter leben von zwei Dingen: von guten Beiträgen und von der Freigebigkeit privater Unternehmen in Wetzlar, Gießen und Umgebung. Ohne Insertionen wird künftig manches gute Manuskript nicht veröffentlicht werden können. Denn die Papierkosten sind um rund 30 Prozent gestiegen.

Die Anzeigenerlöse haben es bisher ermöglicht, die 723 Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft über wichtige wissenschaftliche Arbeiten aus der Justus Liebig-Universität zu informieren. Die Anzeigenerlöse trugen ferner dazu bei, daß die Gießener Universitätsblätter im Zeitschriftenaustausch der Universitäts-Bibliothek in über 45 Länder versandt werden konnten.

Unseren Inserenten sagen wir herzlichen Dank für ihre Unterstützung. Wir zweifeln freilich, ob die Anzeigen für die Unternehmen ebenso gewinnbringend waren wie für die Universität. Rein ökonomisch gesehen wahrscheinlich nicht. Ist eine Insertion in den Gießener Universitätsblättern deshalb Verschwendung?

Und wenn schon! Wir teilen die Meinung von Vauvenargues: „Verschwendung macht nur dem Schande, dem sie keine Ehre bringt.“

**Bitte denken Sie bei der Planung Ihres Werbeetats für 1975
an die Gießener Universitätsblätter!**

DIE REDAKTION



R 10220

Diese Jungen leben morgen in einer Welt, an der Hoechst-Forscher heute arbeiten.

Ihre Zukunft hat schon begonnen.

Wenn man das Jahr 2000 schreibt, werden diese Jungen in ihren besten Jahren sein. Sie werden in einer Welt leben, die auf den Ergebnissen der heutigen Forschung aufbaut. Auch auf den Ergebnissen der Forschung bei Hoechst.

Hoechst-Forscher arbeiten an der Welt von morgen.

Mehr als 10.500 Menschen sind in den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Hoechst tätig. Sie suchen nach wirkungsvolleren Arzneimitteln und nach neuen Diagnose- und Therapieverfahren. Sie arbeiten an Produkten und Methoden, die dem Landwirt helfen, die Erträge zu steigern. Sie entwickeln neue Fasern für praktischere Textilien. Sie forschen nach Kunststoffen, die die Architektur von morgen braucht.

Sie entwickeln Werkstoffe und Technologien, die dem Konstruktur neue Dimensionen erschließen.

Fachleute verschiedener Berufe lösen gemeinsam die Probleme

Erfolgreiche Neuentwicklungen bei Hoechst sind das Ergebnis weitreichender Kenntnisse und systematischer Zusammenarbeit von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen. Ein Chemiker zum Beispiel wird bei Forschungsarbeiten von Physikern, Mathematikern, Medizinern, Biologen, Analytikern, Ingenieuren und Verfahrenstechnikern unterstützt. Diese Zusammenarbeit von Experten verschiedener Fachrichtungen hilft, Probleme umfassend zu lösen.

Hoechst-Forschung – Investitionen in die Zukunft.

10.500 Mitarbeitern in Laboren und Versuchsstätten und mit einem Forschungsaufwand von jährlich über DM 500 Millionen hilft Hoechst, die Aufgaben von heute und morgen zu lösen.

Hoechst informiert Sie.

Senden Sie uns diesen Coupon. Wir schicken Ihnen Informationsmaterial über unser Unternehmen.

Arbeitsgebiete von Hoechst sind: Arzneimittel, Anorganika, Organika, Düng- und Pflanzenschutzmittel, Farbstoffe, Kunstharze und Lacke, Fasern und Textilveredelungsmittel, Kunststoffe, Folien, Kosmetika, Reproduktions- und Informationstechnik, Schweiß- und Schneidetechnik, Anlagenbau.

Name
Position
Ort
Straße

1G1



Hoechst



Hoechst Aktiengesellschaft
6230 Frankfurt (M) 80
Abteilung FIW

Hoechst denkt weiter



Platz machen, meine Herren!

Frauen dürfen schick und modern sein für „ihn“. Sie dürfen putzen wie die Teufel und kochen wie die Götter. An ein Bankkonto dürfen sie nicht?

Mehr Vertrauen, meine Herren!

Abgezählte Scheine in der Haushaltstüte passen nicht zu einer modernen Frau. Sie zahlt mit Scheck und Scheckkarte.

Dresdner Bank

Filiale Gießen

Ein Haus voller Fachgeschäfte.



Fachkundige Beratung und ein tüchtiger Kundendienst sind heute genauso wichtig wie ein umfassendes, hochwertiges Angebot mit fairen Preisen.

Über einen hohen Qualitäts-Standard und günstige Preise brauchen wir hier nicht zu reden. Die sind bei unserem Namen selbstverständlich.

Daß aber alle unsere Abteilungsleiter ausgebildete Fachkräfte sind, und daß unser Technischer Kundendienst hierzulande einer

der größten ist, das sollte hier einmal betont werden.

Bei Neckermann kaufen ist darum nicht „nur“ eine Sache der „kurzen & bequemen Wege zu 40.000 verschiedenen Artikeln“. Sondern ganz einfach eine Frage der Vernunft.



NECKERMANN



Ihr Partner

**für
raumakustische
Probleme**

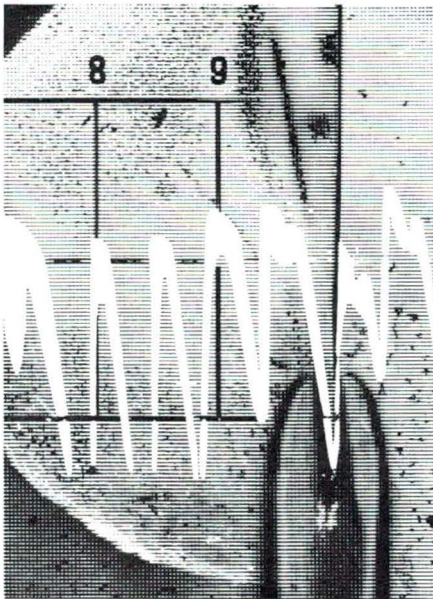
Unsere Spezialisten sind Ihr Partner, wenn es darum geht, optimale Lösungen für Ihre Akustikprobleme zu erarbeiten.

Hinter ihnen steht das technische know-how eines modernen Industrie-Unternehmens — und zwei Spitzenprodukte unter den Akustikplatten: Mikropor und Variantex.

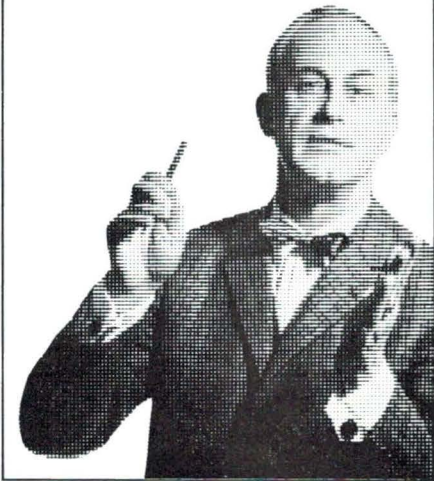
Nutzen Sie diese Vorteile für die Planung Ihrer Akustik- und Lüftungsdecken. Unsere Spezialisten beraten Sie unverbindlich.

Wilhelmi-Akustik

Holzwerke H. Wilhelmi KG., Dorlar bei Gießen
Briefanschrift: 63 Gießen, Postfach 21540
Ruf Wetzlar (06441) 457 57, FS: 0483828 akust d



Buderus — Ihr guter Partner Tag für Tag



Buderus schreibt Forschung ganz groß

Was ist der Name Buderus? Ein Versprechen! Denn hinter jedem Gerät, das diesen Namen trägt, steht ein Unternehmen von Rang. Es bürgt für Qualität. Für Wirtschaftlichkeit. Und für denkbar höchstes technisches Niveau. Das gilt natürlich auch für sämtliche Produkte, die Sie brauchen.

Für alle, wie zum Beispiel: Heizkessel aus Guß und Stahl, Heizkörper, Kesselanlagen, Luftheizautomaten, Raumklimageräte, Heizeinsätze, Warmluft-Automaten; Druckrohre und Formstücke, Abflußrohre. Kanalguß, Badewannen, Sanitärguß,

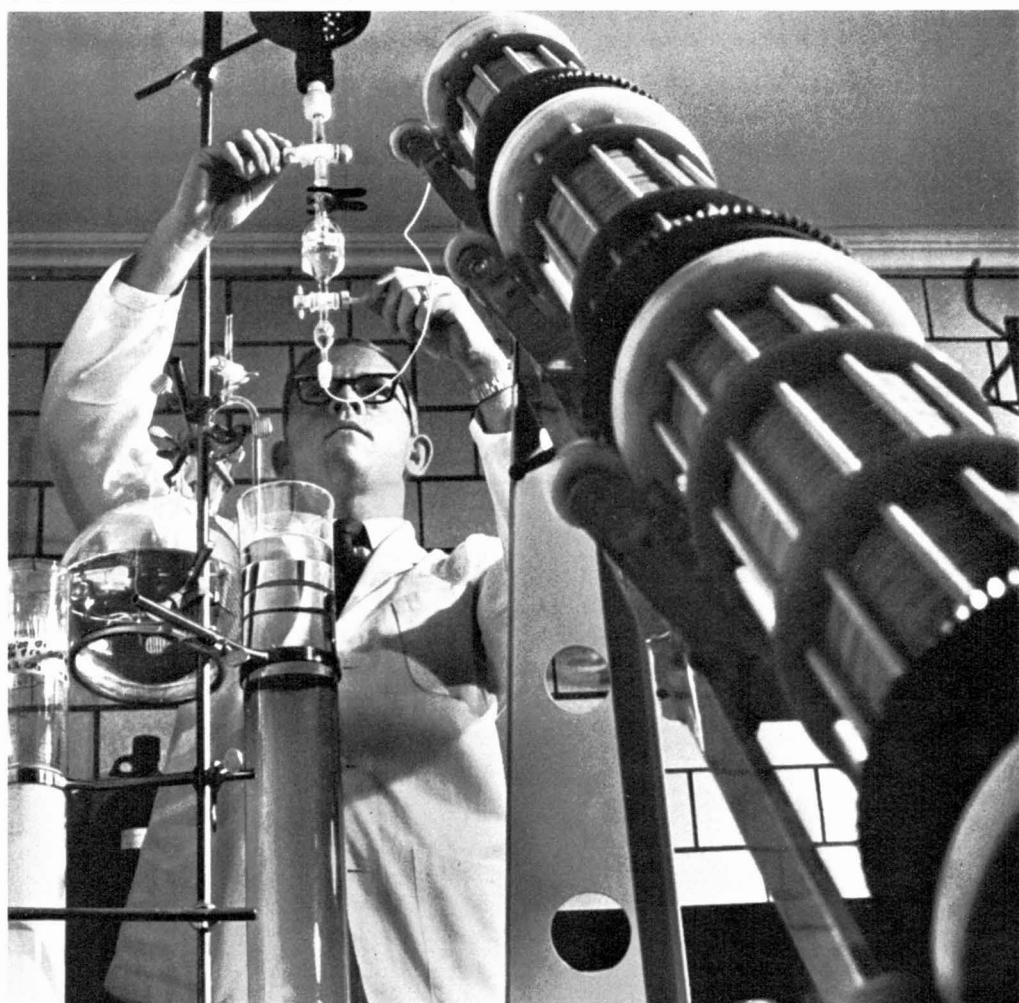
Industrie-, Maschinen- und Fahrzeugguß; Leichtmetallguß, Stahlfeinguß, Kunstguß; Stahlbeton-Schleuderrohre, Schleuderpreßbetonrohre, Spannbetonhohlplatten, Zemente, Putz- und Mauerbinder; Sondermaschinen, Maschinenbau, Einrichtungen, Industrieanlagen.

Buderus — dieser Name gibt Ihnen Sicherheit: Sie können nicht besser kaufen.

Darum lohnt es sich für Sie, immer auf den Namen Buderus zu achten.

Buderus · 633 Wetzlar · Postfach 1220

Buderus



Leistungen, die für Lilly sprechen.

Insulin. Im Jahre 1923 löst Eli Lilly and Company in Zusammenarbeit mit den Entdeckern Banting und Best das Problem der industriellen Produktion von Insulin: vielen Diabetikern wird das Leben gerettet.

Polio-Impfstoff. 1956: Salk-Vakzine abgetöteter Viren, zu einem erheblichen Teil von Eli Lilly and Company hergestellt, reduziert das Auftreten von Poliomyelitis (Kinderlähmung) weltweit.

Krebstherapie. Jahrelange Forschung führt 1961 zur Entwicklung zweier pflanzlicher Wirkstoffe: Seit dieser Zeit werden Velbe und Vincristin, Lilly mit Erfolg in der Krebsbehandlung eingesetzt.

Antibiotika. Höhepunkt wichtiger Antibiotika-Entwicklungen seit 1945 sind die Cephalosporine. Hier gelingt Lilly-Chemikern ein Durchbruch: Der Kern des neuen Antibiotikums wird isoliert und darauf eine neue Familie lebensrettender Arzneimittel aufgebaut.

Einer der größten Forschungsetats der pharmazeutischen Industrie ermöglichte diese und zahlreiche weitere Beiträge zum Fortschritt der Human- und der Veterinärmedizin. Wissenschaftler und Praktiker sind überzeugt, daß Lilly ihnen auch in Zukunft hervorragende Präparate, zum Teil auf ganz neuen Gebieten, in die Hand geben wird.



SEIT 1876

Eli Lilly GmbH · 63 Gießen 2 · Postfach 2720

Harmonisch: **Gail** Keramik

Wann immer ein Architekt oder Bauherr einen Baustoff besonderer Güte wünscht — Keramik von Gail erfüllt die Anforderungen.

Gail Baukeramik: Spaltplatten und Spalttriemchen, Verblendklinker, Sparverblender, glasiert und unglasiert. Für Außen- und Innenwandbekleidungen. Für Bodenbeläge, vom Wohnhaus bis zur Industrieanlage.

Gail Interieur-Keramik: Erlesene Glasuren und Dekore für die kultivierte Boden- und Wandgestaltung von gewerblichen und privaten Räumen aller Art.

Gail Element-Keramik: Baukeramische Produkte und Verfahren für die Herstellung von Bauelementen im Rahmen der industriellen Vorfertigung.

Gail Schwimmbad-Keramik: Öffentliche und private Schwimmbäder in aller Welt erhalten ihr attraktives Aussehen durch Gail-Erzeugnisse.

Fordern Sie ausführliches Informationsmaterial an.

Gail

D 6300 GIESSEN 1 · POSTFACH 5510
TELEFON 0641/7031 · TELEX 04/82871



**Baukeramik · Interieur-Keramik · Verblendklinker
Element-Keramik · Schwimmbad-Keramik**

QUALITÄTS-
GIESSEREI-
ROHEISEN
MARKE BUDERUS

NASSAUISCHE
EISENERZE



HESSISCHE
BERG-UND HÜTTENWERKE AKTIENGESellschaft
WETZLAR



Als es noch keine
Arzneimittelgesetzgebung
gab, hat unser Firmen-
gründer Qualität und
Reinheit seiner
Präparate mit
seinem Namen



garantiert: Heinrich Emanuel Merck
1794-1855

Marktpositionen werden nicht allein durch Produktionskapazitäten und Finanzkraft bestimmt. Das unternehmerische Selbstverständnis gebietet über Ruf und Rang. Präparate höchster Reinheit, unbedingte Zuverlässigkeit und profunde Grundlagenforschung haben aus dem „Chemischen Laboratorium E. Merck“ die Ursprungsstätte eines weltweiten Unternehmens werden lassen, das mit chemisch-pharmazeutischen Produkten höchster Veredelungsstufe eine maßgebliche Wertschätzung genießt.

 = **MERCK**

Ihr neues Hobby: Münzensammeln



Originalpreis
DM 80.000,-

Friedrich der Weise (1463-1523) Reichsreformverfechter
Gründer der Universität Wittenberg (1502) und Luther-
beschützer, wurden anlässlich der Wiederkehr des 400.
Jahrestages der Reformation 1917 und zum 450.
Geburtstag Martin Luthers (1483-1546) 1933 je eine der
abgebildeten Gedenkmünzen gewidmet. Lieferung
dieser und ca. 350 Kopien von seltenen Reichsgold-,
Silber- u. a. Münzen möglich. Hier ein Auszug.
Nummern nach Jaeger-Katalog „Die deutschen Münzen“
seit 1871.



Bestellschein

..... 21	Anhalt 5,- M Reg.-Jubiläum	90,-
..... 54	Bayern 3,- M Hochzeit	80,-
..... 55	Braunschweig 3,- M Ernst Aug.	70,-
..... 56	Braunschweig 5,- M Ernst Aug.	80,-
..... 69	Hessen 5,- M Ludwig IV.	90,-
..... 77	Hessen 3,- M Reg.-Jubiläum	70,-
..... 83	Breiter Adler 5,- M von Lübeck 1908	70,-
..... 89	Mecklenburg-Schwerin 5,- M Friedr. Fr. IV.	95,-
..... 95	Oldenburg 5,- M Friedr. Aug.	80,-
..... 101	Preußen 5,- M Wilhelm II. 1888	80,-
..... 123	Sachsen, Königreich 800 Jahre Si.	95,-
..... 123a	Sachsen, Königreich 800 Jahre Ku.	45,-
..... 126	Sachsen, Königreich Münzbesuch	65,-
..... 131	Sachsen, Königreich Münzbesuch	65,-
..... 141	3 MK Sachsen Friedr. d. Weise Reformationsfest	85,-
..... 146	Sachsen Coburg Gotha 5,- M Alfred	90,-
..... 148	Sachsen Coburg Gotha 5,- M Carl Eduard	90,-
..... 165	Schaumburg-Lippe 5,- M Albr. Georg	85,-
..... 171	Waldeck-Pyrmont 5,- M Friedr. Ad.	90,-
..... 178	Württemberg 3,- M Reg.-Jub.	75,-
..... 318	50 Reichspfennig 1925 E	50,-
..... 326	5 RM 100 Jahre Bremerhaven	75,-
..... 327	Tausendjahrfeier Nordhausen 3 RM	50,-
..... 328	Eberhard im Barte 3 RM	55,-
..... 329	Weimarer Republik 5,- RM Tübingen	95,-
..... 330	Weimarer Republik 3,- RM Marburg	55,-
..... 332	Weimarer Republik 3,- RM Dürer	85,-
..... 333	Gründungsfeier Naumburg/Saale 900 Jahre	90,-
..... 334	Weim. Republik 3,- RM Dinkelsbühl	80,-
..... 339	10 Jahre Meißen 5 RM	80,-
..... 343	Graf Zeppelin Weltflug 1929 5 RM	60,-
..... 351	Buchst. A, D, E, F, G o. J, pro Stück	90,-
..... 353	Weimarer Republik 5,- RM Goethe A 5,- RM 450. Geburtstag Martin Luthers	50,-
..... 9	Buchst. A, D, E, F, G o. J, pro Stück	60,-
..... 16	Danzig 5 Gulden 1923	45,-
..... 707	Danzig 2 Gulden 1932	100,-
..... 714	Deutsch-Neuguinea 5 Mark 1894 Deutsch-Ostafrika 2 Rupien 1893	80,-

20 Goldmark (Raritäten)

..... 179	Herzog Friedrich v. Anhalt	A 1875 190,-
..... 279	Herzog Georg II. von Sachs.-Mein.	D 1905 398,-
..... 281	Herzog Georg II. von Sachs.-Mein.	D 1914 398,-
..... 286	Großherzog Friedrich. Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz	A 1873 398,-
..... 238	Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz	A 1874 398,-
..... 237	Fürst Karl Günther zu Schwarzenberg-Sondersh.	A 1896 325,-

..... 282	Großherzog Carl Alexander von Sachsen	A 1892 325,-
..... 282	Großherzog Carl Alexander von Sachsen	A 1896 325,-
..... 285	Fürst Georg z. Schaumb.-Lippe	1898 358,-
..... 221	Großherz. Ludw. IV. v. Hess.	A 1892 190,-
..... 288	Fürst Friedrich zu Waldeck und Pyrmont	A 1903 358,-
..... 205	Freie Hansestadt Bremen	J 1906 258,-
..... 254	Fürst Heinrich XXII., ältere Linie Reuss	B 1875 398,-
..... 274	Herzog Karl Eduard von Sachs., Coburg u. Gotha	A 1905 278,-
..... 271	Herzog Ernst von Sachsen, Coburg und Gotha	A 1886 278,-

10 Goldmark (Raritäten)

..... 241	Großherzog Nikolaus von Oldenburg	B 1874 350,-
..... 273	Herzog Karl Eduard von Sachsen, Coburg und Gotha	A 1905 278,-
..... 235	Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz	A 1873 398,-
..... 237	Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz	A 1874 398,-
..... 204	Freie Hansestadt Bremen	J 1907 238,-
..... 227	Freie Hansestadt Lübeck	A 1901 258,-

5 Goldmark (Raritäten)

..... 215	Großherzog Ludwig III. von Hessen	H 1877 150,-
..... 218	Großherzog Ludwig IV. von Hessen	H 1877 150,-

Sonderangebot

..... 10	versch. 20 Goldmk. einf. Kursmünz.	1550,-
..... 10	versch. 10 Goldmk. einf. Kursmünz.	950,-
..... 10	versch. 5 Goldmk. einf. Kursmünz.	680,-

Für Bestellungen verwenden Sie bitte einfach
diesen Bestellschein: ausschneiden und in einen
Umschlag gelegt, Gebühr zahle ich.

Bestelltes bitte eintragen.

Zu jeder vollen DM 100,- Bestellung gehört eine
5 Deutsche Mark Gedenkmünze nach ihrer Wahl
in stempelfrisch von Beethoven, Reichsgründung,
Dürer, Kopernikus, Paulskirche oder 25 Jahre
Grundgesetz. Nur jeder Käufer wird in der großen
Kundenkartei eingetragen und erhält kostenlos
weitere Angebote über Münzen, Briefmarken und
Raritäten aus aller Welt jeweils nach Erscheinen
 zugesandt. Die Preise gelten einmalig nur für
dieses Werbeangebot.

Vorname

Zuname

Straße u. Haus-Nr.

Unterschrift

Postleitzahl, Wohnort

(Bitte mit Schreibmasch. o. in Blockschr. ausf.)

Hilbers

Ankauf - Tausch - Münzen - Briefmarken - Raritäten aus aller Welt
Vermittlung - Verkauf - 465 Gelsenkirchen, Am Feldbusch 42

Mit uns können Sie immer reden...



... wenn es um Ihr Geld geht – ob Sie es gewinnbringend anlegen wollen, ob Sie einen günstigen Kredit oder ein Anschaffungsdarlehen brauchen – in allen Geldfragen stehen wir Ihnen mit Rat und Tat zur Verfügung.

**GENOSSENSCHAFTLICHE ZENTRALBANK AG
FRANKFURT AM MAIN**

und die mit ihr verbundenen
Raiffeisenbanken und Volksbanken



Zukunft. Mit uns.

Jung getan ist alt gewohnt. Das gilt auch für das Sparen. Denn für ein Sparkassenbuch ist man nie zu jung. Es ist ein Begleiter durchs ganze Leben.

Die Sparkasse, Partner der Eltern, wird zum Partner der Kinder. Ihrer Kinder!

wenn's um Geld geht
Sparkasse 

Bezirkssparkasse Gießen

NORDDEUTSCHE
HAGEL



Europas größte

Hagelversicherungsgesellschaft

- über 2,2 Milliarden DM Versicherungssumme -

Wir versichern:

1. Alle landwirtschaftlichen Kulturen
2. Alle gärtnerischen Freilandkulturen
3. Gewächshäuser und Kulturen unter Glas gegen Hagel und Sturm
4. Kulturen unter Glas gegen Verderbschäden

NORDDEUTSCHE HAGEL-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT

auf Gegenseitigkeit

6300 Gießen, Wilhelmstraße 25

